

Sitzungsberichte

der

Altertumsgesellschaft Prussia

für die

Vereinsjahre 1909—1922.

24. Heft.

Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes

von

Max Ebert.

Königsberg i. Pr.

In Kommission bei Gräfe & Unzer.

1928.

R

700—

Sitzungsberichte

der

Altertumsgesellschaft Prussia

für die

Vereinsjahre 1909—1922.

24. Heft.

Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes

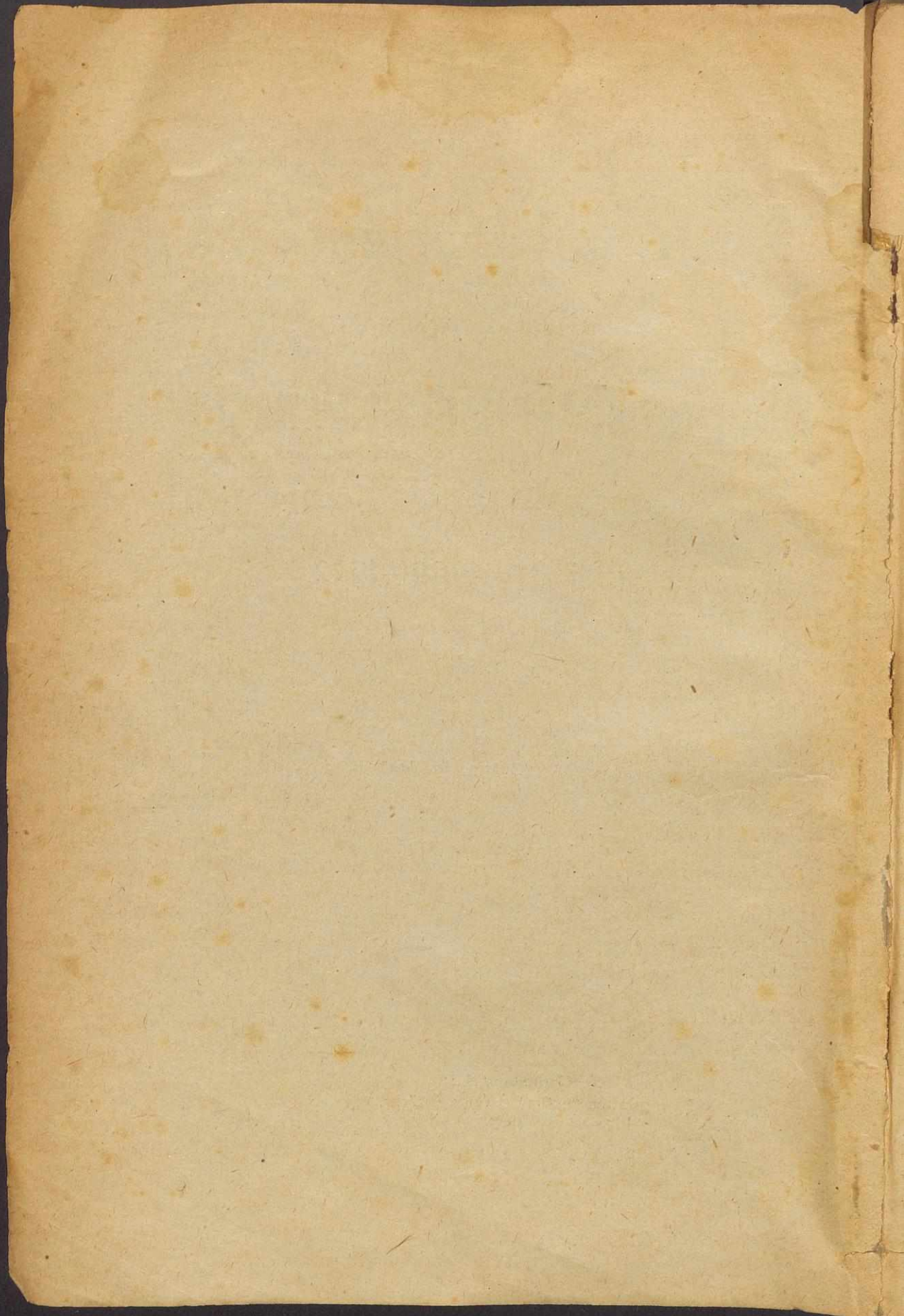
von

Max Ebert.

Königsberg i. Pr.

In Kommission bei Gräfe & Unzer.

1923



Inhalt.

I. Abhandlungen.

	Seite
W. Knapke , Das Geldwesen Ostpreussens im Siebenjährigen Krieg . . .	1
W. Ziesemer , Wirtschaftsordnung des Elbinger Ordenshauses	76
H. Mortensen , Schlüters Karte der Waldverteilung in Ostpreussen vor der Ordenszeit	92
W. La Baume , Die Ostdeutsche Spiralbrillenfibel (1 Abb.)	105
W. Gaerte , Die Zeichnung einer Harpune (2 Abb.)	110

II Fundberichte.

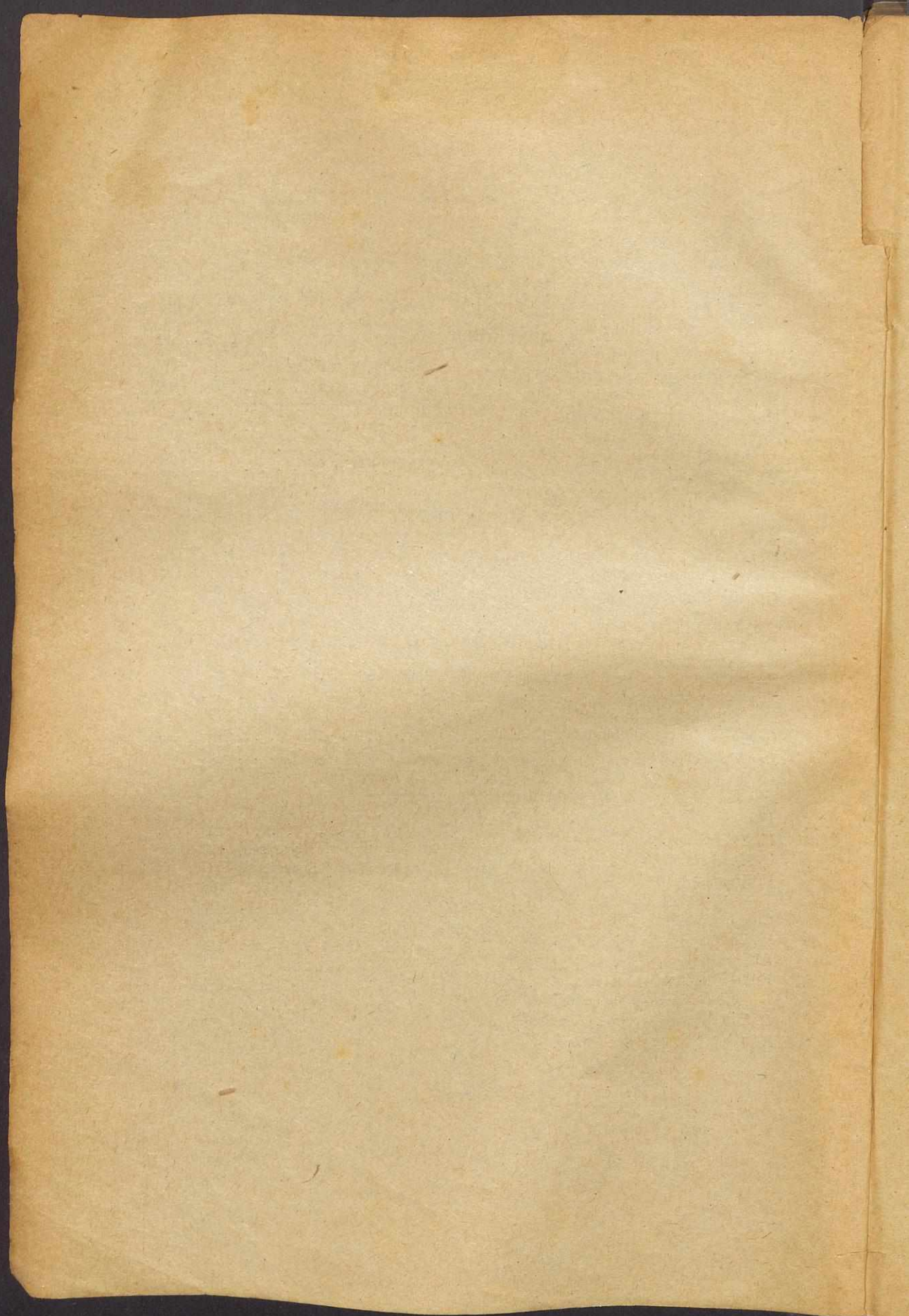
B. Ehrlich , Das neolithische Dorf bei Wieck-Luisental (Kr. Elbing) am Frischen Haff (Taf. 1, 8 Abb.)	115
G. Gerullis , Auffindung des ältesten litauischen Gesangbuches	143

III. Mitteilungen.

Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft in den Jahren 1909—1922 . .	145
Neuerwerbungen des Prussia-Museums (Taf. 2—8; 17 Abb.)	149
Eine Entgegnung (O. Schlüter)	173
Gegenerwiderung (H. Mortensen)	186
Der Pfeil von Reitzensteins im Prussia-Museum (E. Braatz)	193

IV. Bücherbesprechungen

M. Ebert, Südrussland im Altertum (F. Behn)	195
H. Hess von Wichdorff, Geologie der Kurischen Nehrung (H. Mortensen)	197
K. Friis Johansen, En boplads fra den aeldste stenalder i Svaerdborg (W. Gaerte)	198
C. Steinbrecht, Die Ordensburgen der Hochmeisterzeit (W. Ziesemer) .	206
W. La Baume, Vorgeschichte von Westpreussen (H. Seger)	213
A. Europaeus, Fornfynd fra Kyrkslätt och Esbo socknar (A. M. Tallgren) .	214
Festschrift Adalbert Bezenberger zum 14. April 1921 dargebracht von seinen Freunden und Schülern (W. Prellwitz und M. Ebert) .	217
G. Gerullis, Die altpreussischen Ortsnamen (M. Vasmer)	221
Adalbert Bezenberger †	224



Sitzungsberichte

der

Altertumsgesellschaft Prussia

für die

Vereinsjahre 1909—1922.

24. Heft.

Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes

von

Max Ebert.

Königsberg i. Pr.

In Kommission bei Gräfe & Unzer.

1923

Nr inw. MO-026467



Akc d Nr 7 | 23 | Q

Inhalt.

I. Abhandlungen.

	Seite
W. Knapke , Das Geldwesen Ostpreussens im Siebenjährigen Krieg . . .	1
W. Zieseimer , Wirtschaftsordnung des Elbinger Ordenshauses	76
H. Mortensen , Schlüters Karte der Waldverteilung in Ostpreussen vor der Ordenszeit	92
W. La Baume , Die Ostdeutsche Spiralbrillenfibel (1 Abb.)	105
W. Gaerte , Die Zeichnung einer Harpune (2 Abb.)	110

II Fundberichte.

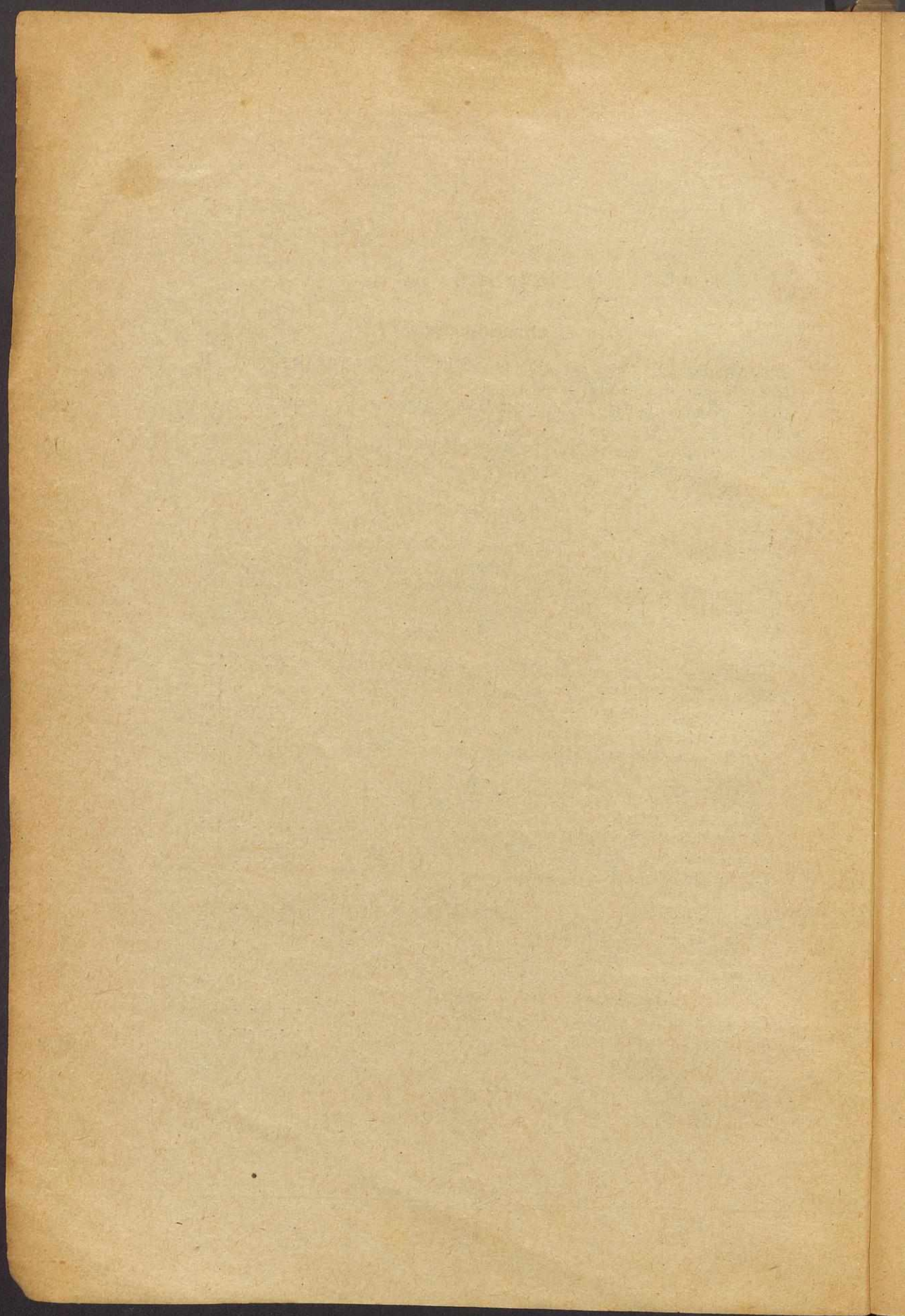
B. Ehrlich , Das neolithische Dorf bei Wieck-Luisental (Kr. Elbing) am Frischen Haff (Taf. 1, 8 Abb.)	115
G. Gerullis , Auffindung des ältesten litauischen Gesangbuches	143

III. Mitteilungen.

Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft in den Jahren 1909—1922 . . .	145
Neuerwerbungen des Prussia-Museums (Taf. 2—8; 17 Abb.)	149
Eine Entgegnung (O. Schlüter)	173
Gegenerwiderung (H. Mortensen)	186
Der Pfeil von Reitzensteins im Prussia-Museum (E. Braatz)	193

IV. Bücherbesprechungen

M. Ebert, Südrussland im Altertum (F. Behn)	195
H. Hess von Wichdorff, Geologie der Kurischen Nehrung (H. Mortensen)	197
K. Friis Johansen, En boplads fra den ældste stenalder i Svaerdborg (W. Gaerte)	198
C. Steinbrecht, Die Ordensburgen der Hochmeisterzeit (W. Zieseimer)	206
W. La Baume, Vorgeschichte von Westpreussen (H. Seger)	213
A. Europaeus, Fornfynd fra Kyrkslätt och Esbo socknar (A. M. Tallgren)	214
Festschrift Adalbert Bezenberger zum 14. April 1921 dargebracht von seinen Freunden und Schülern (W. Prellwitz und M. Ebert)	217
G. Gerullis, Die altpreussischen Ortsnamen (M. Vasmer)	221
Adalbert Bezenberger †	224



I. Abhandlungen.

Das Geldwesen Ostpreußens im Siebenjährigen Kriege

von

Werner Knapke.

Die Arbeit beruht zum allergrößten Teile auf Acten des Königsberger Staatsarchivs und der städtischen Archive von Königsberg und Memel. Auch das Berliner Geheime Staatsarchiv habe ich durchgesehen, aber das geringe dort befindliche Material war schon im Band 3 der Acta Borussica abgedruckt, der über die Zeit von 1758 bis 1762 nichts über die Königsberger Münze enthält.

Dr. Bahrfeldt hatte allerdings in seinem Werk „Die Münzen- und Medaillensammlung in der Marienburg“ Band II, schon einige Auszüge und Abschriften aus den Acten des Etats-Ministeriums zu Königsberg gebracht und auch einiges hiervon in Aufsätzen der Berliner Münzblätter wiederholt. Aber diese kurzen Skizzen bedurften einer systematischen Ergänzung.

Gänzlich neue Tatsachen erschloß mir das Actenwerk des Großfürsten Georg Michailowitsch „Russkija Monety Aschekanjennyja Dlja Prussi etc.“ Aus ihm geht hervor, wie bedeutend die Prägung ostpreußischen Provinzialgeldes unter russischem Stempel auf dem Königsberger und Moskauer Münzhofe war, und welch ansehnlicher Schlagschatz dabei erzielt wurde. Die Vermutung, daß auch die russische Verwaltung sich bei Ausgabe dieses Kriegsgeldes der Münzentrepneurs — wie König Friedrich — bediente, ist durch die russischen Acten widerlegt. Die Russen fanden in ihrer Armee das geeignetste Instrument, die neuen Geldsorten in den Verkehr zu bringen.

Vom numismatischen Standpunkt aus ist erst durch die Materialien, die dieses Werk bringt, die auffallend große Mannigfaltigkeit der Stempel mit ihren abweichenden Umschriften, die Verschiedenheit in der Größe der Schrötlinge und das seltene Vorkommen einiger Stücke zu erklären. Des verwandten Inhalts wegen benutzte ich noch: Grote, Münzstudien I 1863,

Praun, Gründliche Nachrichten von dem Münzwesen 1784,
 Schloezer, Russisches Geld- und Bergwerkswesen 1797,
 Luschin von Ebengreuth, Allg. Münzkunde und Geld-
 geschichte 1904, Joachim, Joh. Fried. v. Domhardt 1899,
 Hasenkamp, Ostpreußen unter dem Doppelaar 1866.

Literatur:

- ACTA BORUSSICA, Münzwesen = ACTA BORUSSICA, Denk-
 mähler der preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrh.
 Münzgeschichtlicher Teil. Berlin 1913.
- MARIENBURG = Die Münzen- und Medaillensammlung in der
 Marienburg. II. Band, bearbeitet von Dr. EMIL BAHR-
 FELDT. Danzig 1904.
- GEORG MICH. = GEORG MICHAILOWITSCH, Großfürst von
 Rußland. RUSSKIJA MONETY ASCHEKANJEN-
 NYJA DLJA PRUSSI etc. 1759—1762. St. Peters-
 burg 1893.
- LUSCHIN = Dr. A. LUSCHIN von EBENGREUTH, Allgemeine
 Münzkunde und Geldgeschichte. München, Berlin 1904.
- HASENKAMP = HASENKAMP: Ostpreußen unter dem Doppel-
 aar. Königsberg 1866.
- JOACHIM = JOACHIM, Joh. Fried. von Domhardt.
- PRAUN = Freiherrn von PRAUNs gründliche Nachrichten von
 dem Münzwesen, Leipzig 1784. 3. Auflage.
- SCHLOEZER = SCHLOEZER: Russisches Geld- und Berg-
 werkswesen. Göttingen 1797.
- GROTE = HERMANN GROTE: Geldlehre. Leipzig 1865.

Archive:

- Staatsarchiv Königsberg Et. Min. = Etats Ministerium im
 Geheimen Staats-Archiv Königsberg i. Pr.
- Königsberger Stadtarchiv = Archiv der Stadt Königsberg Pr.
 in der Stadt-Bibliothek.
- Memeler Landesarchiv = Archiv der Stadt Memel in der Stadt-
 und Landes-Bibliothek.

Aufstellung

derjenigen Gold- und Silberspecies, welche in Ostpreußen und
den Nachbarländern hauptsächlich umliefen.

Goldmünzen:

Ducaten, verschiedener	}	durchschnittlicher Wert 2 Rthlr. 18 Ggr.
deutscher Herkunft		
Ducaten, holländische		
Ducaten, russische	}	durchschnittlicher Wert 5 Rthlr.
Friedrichsd'ors, preußische		
Louisd'ors, französische		
Pistolen, spanische		
Halbe Imperiale = 5 Rbl.		Wert: 6 $\frac{1}{3}$ —7 Rthlr.
Imperiale = 10 Rbl.		Wert: 12 $\frac{2}{3}$ —14 Rthlr. russischer Zwangskurs während der Oc- cupation.

Silbermünzen:

- Thaler, verschiedener deutscher Herkunft.
- Thaler, schwedische.
- Albertusthaler, holländische.
- Kreuzthaler, holländische.
- Louisblancs, französische Thaler.
- Piaster, spanische Thaler, von hohem Feingehalt, für die
amerikanischen Besitzungen.
- Rubel, russische.
- Livonesen, livländische Rubel.

Ostpreußens Handelsbeziehungen zu den Nachbarländern standen mit seinem Münzwesen in engster Wechselwirkung. Polen, Litauen, Kurland, Livland bildeten mit Ostpreußen einen großen Wirtschaftsblock, in welchem, was das Geldwesen anbetrifft, unsere Provinz mit ihren Prägungen aus der Königsberger Münze der ausschlaggebende Factor war.

Schon die Münzen Herzog Albrechts, mehr noch die des Großen Kurfürsten, wurden in den Nachbarländern gern als Zahlungsmittel genommen; besonders in Polen hatten preußische Gepräge Königsberger Herkunft bis in die Zeit des 7 jährigen Krieges zu keiner Zeit ihre Beliebtheit verloren.

In den monetären Nöten Preußens während des Krieges konnte von allen Prägestätten des Königreiches die Königsberger Münze sich allein an der Ausbringung des mit der längeren Dauer des Krieges immer geringlöhiger werdenden „Kriegsgeldes“ nicht beteiligen, da die Provinz in den Jahren 1758 bis 1762 von den Russen besetzt war.

Infolge Stillstandes der Münze von 1744—1750, stellte sich, nachdem diese schon vorher nur noch die Geburtsstätte ostpreußischer Schillinge gewesen war¹⁾, ein empfindlicher Mangel an kleinen Geldsorten ein, welchem man durch selbst gefertigte Papierscheidemünzen, durch Saalfelder Kupferheller, bayrische und bayreuther Kreuzer, so gut es ging, abzuhelpfen suchte.²⁾ Um dieses Übel zu beseitigen, sollten 1748 wieder Schillinge in Königsberg geschlagen werden. Da die Münze jedoch in Verfall g-raten, außerdem das Silber in Ostpreußen um 8 Gutegroschen für die feine Mark, das Kupfer um 6 Rthlr. für den Centner teurer als in Berlin war, unterblieb die beabsichtigte Prägung.

¹⁾ Marienburg II 37.

²⁾ Acta Borussica, Münzwesen II, 249.

Das Jahr 1750 brachte mit der Einführung des neuen Graumannschen Münzfußes — eines 14 Thlr. Fußes — im preußischen Geldwesen eine vollkommene Umwälzung.¹⁾

Die ostpreußischen Provinzialmünzen:

Tympfe	= 18 preuß. Groschen	= $\frac{1}{5}$ thaler
Scostake	= 6 preuß. Groschen	= $\frac{1}{15}$ thaler
(Sechsgröscher)		
Duettchen	= 3 preuß. Groschen	= $\frac{1}{30}$ thaler
(Dreigröscher)		
Zweigröscher	= 2 preuß. Groschen	= $\frac{1}{45}$ thaler
Eingröscher	= 1 preuß. Groschen	= $\frac{1}{90}$ thaler
Schillinge	= $\frac{1}{3}$ preuß. Groschen	= $\frac{1}{270}$ thaler,

das beliebteste Zahlungsmittel, sowohl im Innern, wie auch im Außenhandel, waren durch diesen neuen Fuß zum größten Leidwesen Graumanns nicht mit einem Schlage abzuschaffen.²⁾

Am meisten gesucht waren Tympfe und Sechsgröscher. Nach der Auslegung des Reductionsedictes vom 9. August 1751 durch Graumann, sollten diese wichtigsten Geldsorten Ostpreußens nur als Scheidemünze angesehen werden und ausschließlich an ostpreußischen Kassen zu Zahlungen zugelassen sein. Als Wechselgeld durfte nur preuß. Courant bis zum Doppelgroschen herab gelten. Eine Vorstellung der ostpreußischen Kammer in Berlin, daß der viele Millionen betragende Handel der Provinz mit Polen, Rußland, Holland, mit Hamburg, Pommern, der Neumark und Schlesien sich fast ausschließlich der Tympfe und Sechser bediene, und demnach unbedingt notwendig sei, wenn dieser Handel nicht leiden soll, sie auf keinen Fall als Scheidemünze zu erklären, war ohne Erfolg. Jene blieben Scheidemünze, an deren Stelle in jedem Falle preuß. Courant gegeben werden durfte.³⁾ Die beabsichtigte Wirkung, den Tympfen und Sechsern und mit diesen auch dem anderen Provinzialgeld durch die Einführung des Graumannschen Münzfußes zu Gunsten des preuß. Courants den Umlauf zu nehmen, blieb aus. Gerade das Gegenteil trat ein. Der Bedarf an Tympfen und Sechsern begann zu wachsen, als die preuß. Münzentreprenurs mit diesen Sorten Gold und Silber in Polen aufkauften. Infolgedessen

¹⁾ Marienburg, II, 39/40.

²⁾ Acta Borussica, Münzwesen II, 40/41.

³⁾ Ebenda, Münzwesen II, 182.

nahm die Prägung der Tympfe derartig zu, daß diese mit der Zeit auch auf fast allen andern Münzstätten des Königreichs geprägt werden mußten.¹⁾ Wenn sie nun auch an ostpreußischen Kassen angenommen wurden, zur Ueberweisung der Einkünfte nach Berlin war preuß. Courant zu verwenden, welches zu diesem Zweck in den Jahren 1754/55 in Königsberg in Gestalt von 8,4 und 2 Ggr. Stücken geprägt wurde.²⁾

Preuß. Courant bürgerte sich nur schwer ein, noch im Jahre 1757 weigerten sich die in Ostpreußen stehenden Regimenter dieses zu nehmen, da es nicht gut unterzubringen wäre.³⁾ Dieses war eben nur für Kassenzahlungen begehrt; als hierzu der preuß. Friedrichs'dor zugelassen wurde, wanderten die bisher festgehaltenen 2 Ggr. Stücke in großen Mengen über die Grenzen, was vorerst unerwünscht erschien und ein Ausfuhrverbot zur Folge hatte. Dies nahm man jedoch bald zurück, da der Staat an der Prägung einen guten Schlagschatz vereinnahmte.

An Goldgeld liefen außer Friedrichs'dors in der Hauptsache holländische Ducaten um, welche für den Außenhandel unentbehrlich waren. Große Mengen hiervon steckten in den Nachbarstaaten, besonders in Polen. An ostpreußischen Kassen wurden jene nicht genommen, im Handel auch nur nach Gewicht bewertet, da sie „al marco“⁴⁾ justiert, oft genug auch beschnitten waren. Ihr Wert schwankte zwischen 2 Rthlr. 16 Ggr. und 2 Rthlr. 18 Ggr., sie waren mehr „Ware“ als Geld und stiegen oder fielen mit dem Wechselkurs.

Der Betrieb der Königsberger Münze wurde am 15. Oktober 1751 wieder aufgenommen. Die dort geprägten Stücke erhielten als Zeichen der Herkunft, von jetzt ab den Münzbuchstaben E statt der Namensinitialien der Münzmeister bzw. der Wardeine. Man schloß Verträge mit den Münzjuden Moses und Abraham Fraenkel ab über Lieferung von je einer Million Rthlr. Silber für die Jahre 1751/52 an die Königsberger Münze gegen einen Schlagschatz von 100.000 Rthlr. für jede ausgeprägte Million. Nachdem im Jahre 1751 für 18.000 Rthlr. Tympfe, welche gleich über die Grenzen gingen, geprägt worden

1) Acta Borussica, Münzwesen II, 184.

2) Ebenda II, 544/545 Prägestatistik.

3) Ebenda III, 278.

4) Luschin, 174, Begriff: al marco.

waren, begann man auch mit der Ausbringung von Düttchen (Dreigröschern). Es wurden anfangs

Tympfe:	39 $\frac{1}{2}$	aus d.	7	Loth	16	Grän	f. Mk.	Silber
Sechsgröcher:	90	„ „	5	„	16	„ „	„ „	„
Düttchen:	154 $\frac{3}{4}$	„ „	5	„	—	„ „	„ „	„

mit einem Grän Remedium

ausgebracht; dieser Fuß änderte sich nach dem Vertrage vom Juli 1752. Nach ihm wurden:

Sechser:	75	aus d.	5	Loth	8	Grän	f. Mk.	Silber
Düttchen:	146 $\frac{1}{2}$	„ „	4	„	16	„ „	„ „	„

erstere demnach zu einem 14 $\frac{1}{2}$ Thlr. Fuß, letztere zu einem 16 Thlr. Fuß geschlagen. Die Fraenkel hatten auf Grund dieses Vertrages

a) 72072 Mk. f. Silber gegen Bezahlung v. 13 Rthlr. 21 Ggr. für die f. Mark, zahlbar in Tympfen zur Ausbringung von

1.000.000 Rthlr. Tympfe

b) 36586 Mk. f. Silber gegen Bezahlung v. 13 Rthlr. 21 Ggr. für die f. Mark, zahlbar in 4 und 2 Ggr. Stücken und Sechsern zur Ausprägung von

500.000 Rthlr. Sechsern, 4 u. 2 Ggr. Stücken zu liefern.

Die zum 14 $\frac{1}{2}$ Thlr. Fuße ausgebrachten Sechser waren dadurch im Gehalte besser als die Tympfe, sodaß erstere bald ein Aufgeld im Verkehr erzielten. Dieses zu vermeiden, schritt man 1753 wieder zu einer Herabsetzung ihres inneren Wertes und setzte fest, daß

75 Sechser aus der 5 Loth f. Mark

ausgebracht würden. Hiermit liefen Tympfe, Sechser und Düttchen auf einen ungefähren 16 Thlr. Fuß aus. ¹⁾

Nach Ablauf dieser durch die Fraenkel erfüllten Verträge erfolgte 1753 ein Abschluß mit den Silberlieferanten Seegebarth und Gumperts, welche daraufhin für 183.434 Rthlr. und 252,431 Rthlr. Silber bis zum 5. März 1754 lieferten. Diesen wurde von Graumann anfangs das Silber bis zu dem hohen Preise von 14 Rthl. 15 Ggr. bezahlt, später schritt dann der König dagegen ein und setzte den Preis allmählich bis auf

¹⁾ Acta Borussica, Münzwesen II, 249/252.

14 Rthlr. herunter, was die Lieferanten nicht hinderte, bis zum April 1755 für 2 Millionen Rthlr. Silber zu liefern.

Das ostpreussische Geld war in Polen so beliebt, daß man die Königsberger Münze beinahe als Prägestätte für jenes Land betrachten könnte. Schon im 17. Jahrhundert war Polen reichlich von den Nachbarstaaten mit Münzen versorgt worden und auch damals schon waren es die Königsberger Prägungen, die man am meisten begehrte. Wohl lief dort viel holländisches Geld um, besonders Ducaten, dem Mangel an gangbarer kleinerer Münze half aber einzig und allein das ostpreussische Geld ab. Mit diesen Sorten zog Preußen aus Polen die Gold- und Silber-Species zu sich herüber. Als in den Jahren 1752/53 sächsische Prägungen von Tympfen aus Leipzig das preussische Geld in Polen verdrängen sollten, um die begehrten Species-Sorten nach Sachsen zu ziehen, schlug dieser Versuch zunächst gänzlich fehl. Anstatt der groben Stücke kam nur ostpreussisches Geld ein, woraus ersichtlich, wie verbreitet dieses in Polen war. Eine merkliche Erschwerung des preussischen Gold- und Silberaufkaufs trat erst 1753 ein.

Nicht lange konnte der preussische Staat an dem soliden 14 Thlr. Fuße Graumanns festhalten. Die Leere in den Staatskassen während der fünfziger Jahre führte bald zu einem geringeren — leichteren — Münzfuße. Die Münzstätten, bisher fest in der Hand der staatlichen Verwaltung, glitten in die Hände von Pächtern, den früheren Silberlieferanten, den „Münzjuden“ und „Münzentrepeneurs“! Zu Beginn des Jahres 1755 schloß der König mit dem früheren Silberlieferanten Moses Fraenkel einen Pachtvertrag für die Königsberger Münze, nach welchem dieser in 3 Jahren für 3 Millionen Rthlr. Silber zu liefern und auszumünzen hatte. Für jede ausgemünzte Million Rthlr. von:

Tympfen:	40	aus d. 8 Loth	6 $\frac{1}{2}$ Grän	f. Mk. Silber				
Sechser:	75	" "	5 "	—	" "	" "	" "	" "
Düttchen:	146 $\frac{1}{2}$	" "	4 "	16	" "	" "	" "	" "
Zweiggröschel:	151 $\frac{7}{8}$	" "	3 "	—	" "	" "	" "	" "
Groschen:	303 $\frac{3}{4}$	" "	3 "	—	" "	" "	" "	" "
Schillinge:	327	" "	1 "	—	" "	" "	" "	" "
					mit $\frac{1}{2}$ —1 Grän	Remedium		

mußte 40.000 Rthlr. Schlagschatz in 8,4 und 2 Ggr. Stücken bezahlt werden; außerdem mußte Fraenkel für jede in ost-

preußischen Provinzialmünzen geschlagene Million Rthlr. 100.000 Rthlr. in 4 und 2 Ggr. Stücken preuß. Courant an die Kammer im Umtausch gegen neu geprägte Tympfe liefern. Durch diese Maßnahme sollte das preußische Courant erhalten bleiben¹⁾, da dieses sonst wegen seines besseren Gehalts von den Münzjuden voraussichtlich zu Provinzialsorten umgeprägt worden und gänzlich verschwunden wäre. Dieser Vertrag wurde am 31. Oktober 1755 aufgehoben, zur Ausmünzung waren nur 409.090 Rthlr. 22 Ggr. 4 Pfg. Tympfe und Sechser, 4.674 Rthlr. 11 Ggr. 8 Pfg. Düttchen, Zweigröschler und Schillinge gekommen.²⁾

Die neuen Tympfe wurden fortan bei allen Kassen als Wechselgeld zugelassen.

Die Münze ging nun an ein Consortium von Unternehmern: Moses Gumperts, Moses Isaaks und Daniel Itzig, welche fortan sämtliche preußischen Münzstätten übernahmen.³⁾

Die Leipziger Concurrenzprägung von Tympfen, die seit 1752 tätig war, um den preußischen Achtzehngröschlern in Polen „die Haare abzuschneiden“, — wie sich der König ausdrückte — führte jetzt zu Prägungen von Tympfen mit sächsisch-polnischem Typus in preußischen Münzstätten. Die Leipziger Stücke hatten mittlerweile dem preußischen Handel und vor allen Dingen dem Gold- und Silbereinkauf in Polen beträchtlichen Abbruch getan. Im Jahre 1753 verspürte man das bereits sehr empfindlich.

Schöner und sauberer als die letzten preuß. Tympfe geprägt, in der Zeichnung eng an das althergebrachte preußische Münzbild mit Krone und Schwert angelehnt, waren die „Leipziger“ zu einer unangenehmen Concurrenz geworden. Die Königsberger 18er hatte man seit 1751 ohne Krone und Schwert geschlagen, und dadurch hatten diese „kahlkopfschen“ Tympfe sehr an Beliebtheit jenseits der Grenze eingebüßt. 1754 kehrte man zu dem alten Brustbilde mit Krone und Schwert zurück, nachdem in diesem Jahre die Prägung zeitweilig ganz ausgesetzt hatte. Um sich die Concurrenz dieser polnischen Tympfe sächsischen Ursprungs gänzlich vom Halse zu schaffen, wurde ihre Durchfuhr durch Preußen im Februar

¹⁾ Acta Borussica, Münzwesen II. 519 ff. Nr. 121., 122.

²⁾ Ebenda III, 14 Anm. 1.

³⁾ Ebenda III, 239.

1755 verboten.¹⁾ Der Erfolg war nicht der erwartete, als Gegenmaßregel wurde der Umlauf preußischer 18er in Polen verboten und dadurch der Handel vollkommen auf die sächsischen Tympfe angewiesen. Nach sächsischen 18ern begann eine so starke Nachfrage einzusetzen, daß solche 6—7⁰/₀ höher als die preußischen bewertet wurden, obwohl diese 1¹/₂ % mehr Feingehalt besaßen. Eine weitere nachteilige Erscheinung war es, daß nun auch die holl. Ducaten plötzlich selten und teuer wurden, weil der Feingehalt der sächsischen Sorten niedriger als bei den bisher umlaufenden preußischen war, und somit ein höherer Nominalwert in diesen für Ducaten erlegt werden mußte, um das bisherige Wertverhältnis von Silber und Gold herzustellen;²⁾ überdies wurden die Ducaten bei dem Mangel an Zahlungsmitteln als solches gesucht und dadurch höher bewertet.

Gumperts riet dem Könige zur Aufhebung des Durchfuhrverbotes, er versprach sich davon eine lebhaftere Wiederaufnahme des Handels mit Polen und hiermit die Wahrscheinlichkeit, wieder Gold und Silber reichlicher von dort zu erhalten.³⁾ Ferner glaubte er, jetzt den Fuß der preußischen Tympfe auf den der sächsischen herabsetzen und dafür jährlich mindestens 10.000 Rthlr. mehr Schlagschatz zahlen zu können.⁴⁾ So schritt man denn gegen Ende des Jahres 1755 in Königsberg zu der geringhaltigeren Ausmünzung; im folgenden Jahre wurden für

173.990 Rthlr. 16 Ggr. Sechser

2.280.433 Rthlr. 10 Ggr. Tympfe

ausgebracht.⁵⁾ Die von Gumperts vorgeschlagene Nachprägung von Sechsern und Tympfen des sächsisch-polnischen Typus wurde nun auch in Königsberg in Angriff genommen. Ein Gesuch des Königsberger Handelshauses Schwinck & Co. um Genehmigung zur Ausfuhr von 100.000 Rthlr. in diesen Sorten gab den Anstoß dazu. Der König erlaubte dem Konsortium, dieses Quantum in Königsberg zu prägen, befahl jedoch darüber strengstes Stillschweigen zu bewahren.⁶⁾ Um jedes

¹⁾ Acta Borussica, Münzwesen, III, 28.

²⁾ Grote: Geldlehre, Wertverhältnis des Goldes zum Silber.

³⁾ Acta Borussica, Münzwesen III, 29.

⁴⁾ Ebenda III, 246/249.

⁵⁾ Marienburg, II, 60.

⁶⁾ Ebenda II, 61 und Acta Borussica, Münzwesen III, 249.

Aufsehen zu vermeiden, sollte nur von der Erlaubnis die Rede sein, dieses Quantum aus der Leipziger Münze zum Gold- und Silberankauf in Polen beziehen zu dürfen! Doch verlegte man noch im Jahre 1756 die weitere Prägung dieser Tympfe nach Magdeburg, weil das Bekanntwerden dieser Prägungen in Königsberg für den Handel der Provinz große Nachteile im Gefolge gehabt hätte. In den Jahren 1756, 1757 schlug man Tympfe und Sechser preußischen Gepräges nach einem Fuße von:

Gehen auf die Berliner Mark brutto	Halten nach der Aus- münzung	Die feine Mark ausge- münzt zu	Nach der Legierung ist der Gehalt	
40 Stück	8 Loth	16 Rthlr.	7 Loth 16 Grän	Tympfe
82 $\frac{1}{2}$ Stück	4 Loth 16 Grän	18 Rthlr.	4 Loth 14 Grän	Sechser

Im folgenden Jahre hörten die Prägungen nach Graumannschem Münzfuße gänzlich auf, die seitdem unter preußischem Stempel geschlagenen Tympfe erhielten zum Unterschiede gegen die früheren besseren Gehaltes keine Rändelung mehr.¹⁾ Die weiteren Verordnungen hinsichtlich der Prägung von Tympfen unter zunehmender Verschlechterung ihres inneren Gehaltes, nach den

Kabinettsordres vom 26. 12. 1758, 26. 1. 1760
und Februar 1762²⁾

— bis diese auf einen 40 Thlr. Fuß herabgedrückt waren — konnten in der Königsberger Münze nicht mehr zur Ausführung gelangen. Im Januar 1758 wurde die Stadt durch die Russen besetzt, wodurch der Münzhof vorerst zum Stillstand kam. In desto ausgedehnterem Maße wurden nun die anderen preußischen Münzstätten mit ihrer Prägung in den folgenden Jahren beschäftigt. Diesen Tympfen, welche stets auf's neue trotz strengster Abwehrmaßnahmen der preußischen Behörden ihren Weg nach Ostpreußen fanden und gute Geldsorten aus dem Lande zogen, um sie den preußischen Münzentrepreneurs in

¹⁾ Acta Borussica III, 32.

²⁾ Ebenda III, 282, 290, 329.

Berlin zuzuführen, galt neben anderem schlechtem Kriegsgelde der Kampf, den nun die geordnete Münzpolitik der Russen in den folgenden Jahren zu führen hatte.

Im Januar 1758 wurde durch eine Verordnung des Generals Fermor der Wert der russischen Geldsorten zu den preußischen geregelt, indem fortan

1 Rubel	=	19 Sechser	=	114 pr. Gr.
2 Rubel Gold	=	38 Sechser		
1/2 Imperial	=	95 Sechser		
1 Imperial	=	190 Sechser		
1 russ. Ducat	=	1 holländ. Ducat.		

gelten sollten.¹⁾ Als hierauf Anfragen wegen des Wertes der wenigen im Umlauf befindlichen livländischen Rubel — Livonesen — mit der Reversumschrift: MONETA LIVVESTHONICA — einliefen, wurde deren Wert mit 18 Sechsern 2 pr. Gr. festgesetzt, zu welchem Preise diese an allen Kassen angenommen werden sollten.

Ein fühlbarer Mangel an Gold- und Silberspezies, welcher darauf schließen ließ, daß diese Sorten außer Landes gingen, hatte im Mai ein Ausfuhrverbot zur Folge mit dem besonderen Hinweis: auf die Juden ein scharfes Auge zu haben, die sich dieses Hinausschleppens guter Geldsorten besonders angelegen sein ließen.²⁾ Ferner durfte für ausländische Warenforderungen und Wechselschulden, auch wenn diese ausdrücklich in Rubeln und anderen Speciessorten zu entrichten waren, Zahlung in diesen Stücken nicht mehr geleistet werden, die Rimessen waren nach Umrechnung in Scheidemünze zu machen.³⁾ Im Juli ging man noch einen Schritt weiter, indem den Kassen anbefohlen wurde, sämtliche Gold- und Silberspecies zurückzuhalten und nur noch Tympfe und andere Scheidemünzen auszugeben. Selbst wenn Mangel an letzteren einträte — dieser bestand zweifelsohne — durften die groben Sorten nur nach Anfrage beim Gouverneur verausgabt werden. Als einen Monat später an die Kassen die Weisung erging, die sich ins Land schleichenden geringhaltigen preußischen Achtzehngröschler und Sechser nicht mehr anzunehmen, sah sich die Verwaltung unvermutet in der

¹⁾ Staatsarchiv Königsberg, Et. Min. 99 d.

²⁾ Ebenda, Et. Min. 99 e.

³⁾ Königsberger Stadtarchiv, Münzsachen No. 3, Vol. 3.

schwierigen Lage, ein geordnetes Münzwesen in einem Gebiet aufrecht zu erhalten, das unter einem sehr fühlbaren Mangel an kleiner Münze stehend, von allen Seiten mit schlechten Geldsorten überflutet wurde. An Bemühungen, diese geringhaltigen Münzsorten Ostpreußen fernzuhalten, haben es die Russen nicht fehlen lassen. Allein die Unkenntnis der vielen Münzverordnungen und der absichtliche Vorsatz, mit schlechtem Gelde die guten Sorten aus dem Lande zu ziehen, der sich mit der Aussicht auf leichten Wechselverdienst verband, ließen alle Mühe solange vergeblich sein, bis ein neuer Weg in der Bekämpfung dieser Mißstände durch Devaluation eingeschlagen wurde. Wie konnte das Verbot der Annahme von schlechten Tympfen und Sechsern an den Kassen einen Erfolg in der Bekämpfung dieser Sorten bringen, wenn das Land in allen seinen Erwerbszweigen unter dem Fehlen guter kleiner Geldsorten litt? Welches Zahlungsmittels sollte man sich bedienen, wenn die Species in den Kassen festgehalten und Rimessen nach auswärts in bedeutenden Mengen Scheidemünzen aus dem Lande zogen! Hatte doch selbst der Pillausche Lizent im August 1758 noch über 80.000 Rthlr. in geringhaltigen Tympfen und Sechsern an die Elbing'sche Salzfactorie und Proviantkasse gezahlt und diese wiederum die Lieferanten mit solchen Sorten befriedigt. Andererseits war von den Landleuten, die nur derartiges Geld in Händen hatten, kein anderes zu erhalten, wollte man die Käufer nicht ohne Salz fortfahren lassen.¹⁾ Wie groß die Not in dieser Hinsicht gewesen sein muß, zeigt ein Gesuch der Königsberger Kaufmannschaft vom 1. Sept., in welchem dringend gebeten wird, die preuß. Tympfe und Sechser an den Kassen wenigstens zur Hälfte bei Zahlungen anzunehmen und solche im Handel fernerhin zu dulden, dagegen ihre weitere Einfuhr mit allen Mitteln zu verhindern.

Gerade diese Sorten seien für das Wirtschaftsleben der Provinz das, was „einer Uhr die Feder sei“. Geschähe das nicht, so sei Gefahr, daß der ganze Handel ins Stocken gerate und daß man sogar die Abgaben schuldig bleiben müßte.

Auf einen Bericht des Gouverneurs nach Petersburg über das Einschleichen geringhaltiger Geldsorten nach Ostpreußen

¹⁾ Staatsarchiv Königsberg, Et. Min. 99 a

ging ein Rescript ein, in welchem empfohlen wurde, jede Einfuhr minderwertiger Sorten mit Confiscation der angetroffenen Mengen zu bestrafen, allen Vorposten, Zollwachen und Ämtern eine scharfe Kontrolle der Postfuhren einzuschärfen und den Unterschied des inneren Gehaltes zwischen den neuen geringhaltigen und den guten alten Sorten festzustellen, um daraufhin die schlechten Münzen auf einen noch geringeren Wert, als sie in der Tat enthalten, zurückzusetzen. Zugleich wird dem Gouverneur eingeschärft, jegliche Ausfuhr guter russischer Silbermünzen gänzlich zu unterbinden, da es bekannt sei, daß diese nach Berlin flössen, um von dort aus als schlechtes preußisches Geld wieder nach Ostpreußen zurückzukommen. ¹⁾

In Befolgung dieses Rescriptes erging am 1. Sept. die Verordnung, daß hinfort eine jede ein- und ausgehende bare Geldsendung der Kammer, bei Strafe der Confiskation im Unterlassungsfalles anzumelden sei. Dieser folgte zehn Tage später ein Patent, nach welchem die Einfuhr preuß. Tympfe vom Jahre 1758 aus der Berliner Münze, bei Strafe der Beschlagnahme und Vereinnahmung in die Staatskasse verboten wurde. ²⁾

Von einer Herabsetzung des Wertes hatte Korff noch Abstand genommen. Nachdem er über dieses Patent in Petersburg Bericht erstattet hatte, war man damit einverstanden, daß vorläufig eine Devaluation unterblieb, zumal nach jener Verordnung eine Einfuhr dieser Tympfe nicht mehr bemerkt wurde. Die Confiscation sollte sich jedoch auch auf Ausländer erstrecken, sofern diese dem Befehl zuwiderhandelten.

Wenn man der schlechten Zahlungsmittel auf die Dauer Herr werden, und zugleich dem Bedürfnis an kleiner Münze abhelfen wollte, war es jetzt dringend notwendig, für gute Geldsorten Sorge zu tragen. Bemerkte man vorerst auch keine weitere Einfuhr der verbotenen Tympfe, so waren auch gleichzeitig, nach einem Bericht Korffs vom Januar 1759 nach Petersburg, nicht nur diese gänzlich aus dem Verkehr verschwunden, mit ihnen war auch das andere Kleingeld so selten geworden, daß die Bevölkerung gern 3—4 % Aufgeld zahlte, um dieses zu erhalten. Der Gouverneur hatte deshalb schon unter dem 31. Dezember des voraufgehenden Jahres dem frü-

¹⁾ Königsberger Stndtarchiv 1093, Münzsachen Nr. 3, Vol. 3.

²⁾ Georg Mich. No. 1, 3.

heren preußischen Münzmeister Zitemann befohlen, sich über den bisherigen preußischen Münzfuß und eine erneute Inbetriebsetzung des Königsberger Münzhofes zu äußern. Dieser Aufforderung kam Zitemann am 1. Februar nach, indem er in einer Anlage A ¹⁾ Aufstellung über den preuß. Münzfuß vom Jahre 1751 gab, in einer Anlage B ²⁾ Berechnung aufstellte, wie durch Ausprägung von 1 Million Rthlr. nach Abzug der Unkosten mindestens 100 000 Rthlr. Schlagschatz erzielt werden könnten. Für 1.000.000 Rthlr. würden $71.428\frac{4}{7}$ Mark f. Silber benötigt, prägte man zur Hälfte Tympfe, zur anderen Hälfte Sechser, Dreier, Zwei- und Eingroschen, sowie Schillinge, so würden für jede Hälfte $35.714\frac{4}{14}$ Mark f. Silber gebraucht. Tatsächlich würden jedoch aus

35.714 $\frac{4}{14}$ Mk. f. Silber	571.424 Rthlr. in Tympfen	
aus 35.714 $\frac{4}{14}$ Mk. f. Silber	<u>642.852 Rthlr.</u>	{ in Sechsern und
		anderer Sorten
	insgesamt 1.214.276 Rthlr.	

ausgebracht.

Wenn nun 1 Mark f. Silber $14\frac{1}{3}$ Rthlr. kostet, dazu reichlich gerechnet $\frac{1}{3}$ Rthlr. Lohn hinzukommt, so würde die Mark f. Silber $14\frac{2}{3}$ Rthlr. kosten, da aber aus jeder Mark f. Silber 17 „ ausgebracht werden, würde der Gewinn bei jeder Mark f. Silber sich auf $2\frac{1}{3}$ Rthlr. stellen, was bei $71.428\frac{4}{7}$ Mark f. Silber einen Gewinn von 166.665 Rthlr. ausmachen, und einem Schlagschatz von über 16 % entsprechen würde.

Es bestände demnach die Aussicht, unter Berücksichtigung höherer Unkosten bezw. einer geringen Verteuerung des Silbers mindestens 100.000 Rthlr. Schlagschatz zu erzielen. ³⁾

In der Anlage C schlägt Zitemann die Art der Silberbeschaffung vor. Er glaubt mit $14\frac{1}{4}$ bis $14\frac{1}{3}$ Rthlr. die feine Mark und nach Aufspeicherung eines Vorrates davon, auch mit $14\frac{1}{6}$ Rthlr. das Silber im freien Ankauf unter Gewährung gewisser Vergütung an die Kaufleute, wie Steuerbefreiung, Portonerleichterung und Lieferungsprovision, erhalten zu können. Außer-

¹⁾ Marienburg II, 74.

²⁾ Ebenda.

³⁾ Georg Mich. No. 22.

dem müßte von allen Kassen das einkommende Silbergeld an die Münze abgeliefert werden. In Frage kämen zu diesen Zwecke: Reichsthaler, Kreuzthaler, span. Piaster, Louisblancs, dän. und schwed. Thaler, Berliner ganze, halbe und Viertelthaler, Gulden, alte preuß. Tympfe und Sechser vor Friedr. Wilhelm I., ebenso alte polnische Tympfe und Sechser vor Johann Kasimir, von welchen Sorten er annimmt, daß diese bisweilen noch den Kassen zufließen würden. Die Juden müßten scharf überwacht werden, damit diese nicht die Pläne des Münzhofes durchkreuzten, das Silber verbürgen und außer Landes schafften. In vier Wochen glaubte er nach Instandsetzung der Münze mit der Prägung beginnen zu können.

In weiteren Anlagen fügte er noch eine Aufstellung über die benötigten Beamten und Arbeiter, insgesamt 23 Mann, einen Gehalts- und Lohnetat, sowie Kostenberechnungen über das Instandsetzen der Münze bei.¹⁾ Korff legte das Projekt in Petersburg vor, empfahl seine Bestätigung, die Ernennung Zitemanns zum Münzmeister und die schnellste Inbetriebsetzung des Münzhofes. Zugleich schlug er vor, für die ersten Prägungen 45.000 Albertus-Thaler (Jefimki) zu verwenden, die aus Riga für Proviantzwecke der Armee nach Königsberg gesandt wären; darnach Silberlieferungen mit Kaufleuten abzuschließen.

Seine Vorschläge wurden von dem Director der Petersburger Münzkanzlei, Wirkl. Staatsrat Schlatter, als sehr nützlich befunden. Er regte an, die Tympfe, Sechser und Dreier auf dem Avers mit dem Bilde der Kaiserin und der Umschrift ELISABETHA D. G. IMP. TOT. RUSS., auf dem Revers mit dem preußischen Adler und der Umschrift: MONETA REGNI PRUSS. nebst Jahreszahl zu prägen. Die Zwei- und Eingroschenstücke dagegen sollten auf dem Avers mit dem russischen Wappen, auf dem Revers mit der Bezeichnung
12 einen Thaler — 24 einen Thaler

versehen werden.

Auf das Gutachten Schlatter's hin, erhielt Korff den Befehl unterm 9. März, die Prägung von Tympfen, Sechsern und Dreiern, Zwei- und Eingroschenstücken nach dem Projekt

¹⁾ Georg Mich. No. 22. Den Schlagsatz für die einzelnen Sorten errechnete Zitemann auf 8 % bei Tympfen, 18 % bei Sechsern und Dreiern 21³/₄ % bei Zweigroschenstücken, 25¹/₂ % bei Groschen.

Zitemann's gemäß der Anlage A unverzüglich zu beginnen und zunächst für 100 000 Rthlr. nach den beigelegten Stempelentwürfen mit Bild und Wappen (!) unter Verwendung der aus Riga gesandten und der in die ostpreußischen Kassen einfließenden Albertusthaler, auszubringen; bei größerem Bedarf stets je für weitere 100.000 Rthlr. Umprägungen vorzunehmen. Nach Fertigstellung einiger tausend Rthlr. der neuen Sorten müsse er gleichzeitig mit einem Erlaß, der auf die Güte des neuen Geldes hinweise, mit deren Ausgabe beginnen. Im übrigen wurden noch die Gehalts-, Lohn- und Unkostenberechnungen Zitemann's, sowie seine Ernennung zum Münzmeister bestätigt. ¹⁾

Bevor nun aber in Königsberg mit den neuen Prägungen begonnen werden konnte, sah sich Korff auf diesen letzten Befehl hin genötigt, in Petersburg noch einmal anzufragen, was es mit dem Widerspruch auf sich hätte, der offenbar zwischen den für die Tympfe, Sechser und Dreier eingesandten Zeichnungen mit dem preußischen Adler und dem Befehl, in welchem von den Prägungen mit Wappen — unzweifelhaft dem russischen — die Rede sei, bestände. Außerdem wären Stempelentwürfe für 2 Sorten mit den Aufschriften:

12 einen Thaler — 24 einen Thaler

beigelegt gewesen, welche nicht für die in Anlage B des eingereichten Projektes vorgeschlagenen Zwei- und Eingroschenstücke verwendbar seien, da diese vielmehr $7\frac{1}{2}$ bzw. $3\frac{3}{4}$ pr. Groschen wert sein würden. Nach einer beigelegten von Zitemann aufgestellten Berechnung würde, da die Mark Silber 14 Rthlr. 8 Ggr. kostet, diese $\frac{1}{12}$ bzw. $\frac{1}{24}$ Thaler aber nach preuß. Fuß mit 14 Rthlr. 6 Ggr. ausgebracht werden müssen, sich ein bedeutender Münzverlust ergeben. Wenn je das Silber auf 13 Rthlr. 20 — 22 Ggr. für die f. Mark sinken würde, dann wäre die Prägung dieser Sorten, zusammen mit $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{3}$ Thalern, für den Handel überaus erwünscht. ²⁾ Die Aufschrift für die beabsichtigten Zwei- und Eingroschenstücke müßten demnach:

2 Groschen — 1 Groschen

lauten. Außerdem dürfte auch nicht die vorgeschlagene Schillingprägung übersehen werden, von welcher in dem letzt erhaltenen Befehl nicht die Rede sei.

¹⁾ Georg Mich. Nr. 5.

²⁾ Ebenda Nr. 6.

Inzwischen wurde alles für die neuen Prägungen vorbereitet. Im April traf die Weisung ein, daß sämtliche Sorten gemäß den eingesandten Zeichnungen mit dem preußischen Adler nach dem vorgeschlagenen Münzfuß des ostpreußischen Provinzialgeldes zu schlagen wären. Damit hatte man die Absicht, — welche wohl nur auf einer Verwechslung des preußischen Groschens mit dem Gutengroschen des preuß. Courants beruhte, — fallen lassen, Doppelgroschen mit russischem Wappen zu prägen.¹⁾

In dem Bestreben, bis zur Ausgabe der neuen Sorten die Kleingeldnot zu beheben, beschloß Ende März der Petersburger Senat, 400.000 Rbl. in russischem Kupfergeld von Moskau über Petersburg auf Kauffahrteischiffen nach Königsberg zu senden. 250.000 Rbl. waren davon schon unterwegs, 100.000 Rbl. an den Stromschnellen von Borowitzk angelangt. Im Mai ordnete der Senat an, daß der größeren Gefahrlosigkeit wegen der Transport durch Kriegsschiffe geschehe, wogegen das Admiraltätskollegium Bedenken äußerte, die den Plan verzögerten und schließlich zu seiner gänzlichen Aufgabe führten, als Korff in einem Gutachten sich gegen dieses Projekt äußerte. Er führte aus, daß die Armee, zur Zeit in Polen stehend, mit diesem Gelde nur unter bedeutender Preissteigerung Proviant aus dem Lande erhalten könnte, daß man in Ostpreußen wohl die Annahme des Geldes erzwingen, damit jedoch den Handel gänzlich ruinieren würde, da die Kaufleute hierfür keinerlei Waren von außerhalb beziehen könnten. Der Mangel an kleiner Münze wäre durch die neuen Prägungen, die mit „großer Freude“ aufgenommen seien, vollkommen behoben. Dieses Kupfergeld würde bei allen Abgaben in die Kassen zurückfließen und letzten Endes die Gefahr mit sich bringen, daß Polen und besonders die Juden „dieses aufdringliche Volk und diese berühmten Geschäftemacher“ dasselbe nachmachen, es nach Ostpreußen einführen, um damit das gute neue Geld außer Landes zu bringen.²⁾

Korff konnte bereits am 27. April Probestücke sämtlicher Sorten, mit dem Entwurf des am 28. Mai veröffentlichten

¹⁾ Georg Mich. No. 7.

²⁾ Ebenda No. 9.

Patents¹⁾ über diese, nach Petersburg einsenden. Auf den Sechsern erschien das Bild der Kaiserin wegen der hohen Kupferlegierung und der damit verbundenen Sprödigkeit des Schröttlings nicht so deutlich wie auf den Tympfen.

So wurde mit Eifer und Gewissenhaftigkeit für gute Zahlungsmittel Sorge getragen, und andererseits in der Bekämpfung des sich wieder in starkem Maße bemerkbar machenden Zuflusses geringhaltiger Geldsorten nichts verabsäumt. Ein Patent vom 26. Januar verbot nochmals die Einfuhr der Berliner Tympfe von 1758 sowie solcher anderer Jahre, besonders der des Jahres 1754²⁾ — welche von noch schlechterem Gehalt waren. Hohe Geldstrafen wurden außer der Confiscation angedroht, die auch denjenigen treffen sollten, der die im Umlauf befindlichen aus Kupfer und Silber bestehenden, stark vergoldeten falschen Friedrich'sors mit der Jahreszahl 1752 bei Vorkommen verheimlichte.³⁾

Die Grenzämter hielt man zur schärfsten Kontrolle aller einkommenden Personen, Fuhren und Sendungen an, um ihnen jede eingebrachte geringhaltige Geldsorte abzunehmen. Eine besonders günstige Gelegenheit, um schlechtes Geld einzuführen, scheinen die Jahrmärkte gewesen zu sein. Dann befahl die Kammer stets verdoppelte Aufmerksamkeit. Auch die Durchfuhr von Geldsendungen wurde nur unter genauer Angabe von Absender und Empfänger sowie Durchsuchung auf geringhaltige Sorten gestattet

Die Prägung der neuen Sorten war inzwischen rüstig vorwärtsgeschritten, nach einem Bericht Korffs waren bis zum 21. August drei große Posten von span. Piastern, Albertusthalern und aufgekauftem Silber vermünzt. Das Feldkommisariat hatte 5470 Piaster

6902 Rbl.	30 Gr.	hergegeben
141 „	36 „	betragend,
7043 Rbl.		66 Gr.
7782 „		42 „ neue Sorten

wurden aus insgesamt

¹⁾ Georg Mich. No. 7, Marienburg II, 76, Staatsarchiv, Königsberg Et. Min. 99 d.

²⁾ Acta Borussica, Münzwesen III, 25/26, 46.

Letztere müssen m. E. aus der Berliner Münze v. Ende des Jahres 1758, mit dem Buchstaben E geprägt, stammen, welche schon nach einem mindestens 19 Thaler Fuß ausgebracht wurden; anders läßt sich das Verbot nicht erklären.

³⁾ Georg Mich. 4 und 5.

ausgebracht, somit ein Schlagschatz von
738 Rbl. 18 Gr. erzielt.

Die Feldproviantkanzlei hatte

77.408 ¹ / ₂ Albertusthaler	=	81.482 Rbl.	72 Gr.	hergegeben
Kupfer für die Legierg.		1.865 „	72 „	betragend,
wurden aus insgesamt		<u>83.348 Rbl.</u>	44 Gr.	altem Gelde
		110.019 „	54 „	neue Sorten

ausgebracht, somit ein Schlagschatz von
26.671 Rbl. 20 Gr. erzielt.

Aufgekauft wurden mit dem zur Legierung erforderlichen
Kupfer für

51.888 Rbl. 59 Gr. Silber,
davon an neuen Sorten für 61.350 Rbl. 65 Gr. ausgebracht,
somit ein Schlagschatz von

9.477 Rbl. 54 Gr. erzielt.

Im ganzen waren 179.152 Rbl. 47 Gr mit einem Gewinn von 36.886 Rbl. 92 Gr. ausgeprägt worden. Der Schlagschatz betrug ca. 20 Prozent, was sich durch die Prägung von Sechsern, Dreiern und kleineren Werten, die den hohen Schlagschatz von 18 — 25¹/₂ % abwarfen, erklärt. Sie waren in einem Verhältnis von 5 : 1 zu den Tympfen, die nur 8 % Gewinn zuließen, ausgeprägt worden. Es stand zu erwarten, daß die Prägung wegen Silbermangels, zumal die weiteren Sendungen von Albertusthalern aus Riga noch nicht eingetroffen waren, bald zum Stillstand kommen würde. Über den Kupferbedarf äußerte Korff, daß hiervon sofern 500.000 Rthlr. zu Tympfen und den übrigen Sorten im Verhältnis von 1 : 3 noch ausgemünzt würden — 3848 Pud erforderlich wären. Das weiche sibirische Kupfer war dem bisher mit 11 bis 12 Thaler für das Pud angekauften spröden schwedischen, welches durch seine Härte die Stempel verdirbt, vorzuziehen. ¹⁾

Der Silbermangel muß vom August ab sich sehr bemerkbar gemacht haben. Von den früher für Heeresbedürfnisse in bedeutenden Mengen gesandten und den von den Truppen mitgebrachten Rubeln und anderen Species kam kaum einer wieder in die Kassen zurück, noch tauchten diese im Handel auf, sie waren trotz Ausfuhrverbots nach außerhalb abgewandert,

¹⁾ Georg Mich. No. 22.

vielleicht auch teilweise von der Bevölkerung festgehalten. Durch Erhöhung des Rubelwertes auf 21 Sechser = 126 pr. Groschen im Dezember glaubte man ihren Abfluß zu verhindern.¹⁾ Lieferungsverträge auf Silber abzuschließen, war der Münze wegen des geforderten hohen Preises von über 15 Thlr. pr. Courant, der eine Umprägung fast unrentabel machte, nicht möglich gewesen.²⁾ Unter diesen Umständen sahen Zitemann und die anderen Beamten die baldige Schließung der Münze voraus. Im Interesse des Münzhofes, wohl auch in seinem eigenen, machte das Münzcontor den Gouverneur darauf aufmerksam, daß auf allen Auctionen, wenn Silbergegenstände vorkämen, diese von Händlern mit über 15 Thlr. für die f. Mark Silber aufgekauft und vermutlich außer Landes gebracht würden. Dieses zu verhindern, bat Zitemann, ein altes preußische Patent vom Jahre 1713³⁾ welches jeden Handel mit Edelmetallen — außer für Juweliers — verbietet, erneut bekannt zu geben. Den Auctionskommissaren wurde hierauf bei Leibesstrafe verboten, Händlern oder Juden Silbergegenstände abzulassen. Den Käufern wurde zugleich die Confiskation derselben angedroht. Damit das Münzcontor eine Kontrolle über die vorkommenden Stücke hatte, mußte bei jeder Auktion eine Aufstellung über diese eingereicht werden. Die Verordnung wurde nicht befolgt, teils waren die Aufstellungen garnicht oder zu spät eingereicht, teils verschwanden die Silbergegenstände, sobald ein Münzbeamter auf der Auction erschien; verschiedentlich wurden wohl die Auctionskommissare zur Verantwortung gezogen, etwas Greifbares hatte sich nie gegen diese feststellen lassen.

Letzten Endes erschien sogar Frau Münzmeister Zitemann auf den Auctionen als scharfe Beobachterin bei der Versteigerung von Silbergegenständen, die sie gern für sich selbst zu einem billigen Preise erstanden hätte. Als eine andere ehrsame Bürgersfrau durch höheres Gebot die von ihr begehrten Stücke erwarb war sie der Anlaß, daß ihre Concurrentin vom Münzcontor dem Gouverneur als „Trödlerweib“, die sich des Silberhandels befleißige, denunziert wurde. Nach Klärung des Sachverhaltes gab es einen kräftigen Verweis für die Denunciantin; danach

¹⁾ Georg Mich, No. 9.

²⁾ Ebenda No. 22.

³⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99 f.

hört man nichts mehr aus den Akten über diese von vornherein wenig versprechende Art der Silberbeschaffung. ¹⁾

Infolge dieser Schwierigkeiten, genügend Silber zu erhalten, stockten die Prägungen erheblich; in der Zeit vom 22. August bis zum 31. Dezember 1759 konnten nur für 69.342 Rbl. 8 Gr. neue Sorten gefertigt werden, der erzielte Schlagschatz war von 20 0/0 auf 13 $\frac{1}{3}$ 0/0 mit 9.219 Rbl. 53 Gr. herabgesunken.

Im Jahre 1759 waren somit in der Zeit vom April bis zum 31. Dezember insgesamt

248.494 Rbl. 55 Gr. = 314.759 Rthlr. 70 Gr. 16 Pfg.
mit einem Schlagschatz von

46.106 Rbl. 45 Gr. = 58.401 Rthlr. 39 Gr. 14 Pfg.,
welches einem Gewinn von etwa 18 $\frac{1}{2}$ 0/0 gleichkam, ausgebracht worden. An einzelnen Sorten wurden geprägt:

Tympfe für	53.749	Rthlr.	65	Gr.	11	Pfg.
Sechser für	253.000	"	53	"	12	"
Dreigröschler für	1.232	"	36	"	—	"
Zweigröschler für	2.814	"	55	"	9	"
Groschen für	1.243	"	78	"	10	"
Schillinge für	2.718	"	51	"	10	" ²⁾

Dann hatte jede Prägung wegen gänzlichen Fehlens an Silber eingestellt werden müssen, die erwarteten Albertusthaler aus Riga waren nicht eingetroffen. Am 25. Januar 1760 sah sich Korff genötigt, in Petersburg anzufragen, ob er nicht den Münzhof schließen, Maschinen und Werkzeuge dorthin senden soll. Zitemann, der gern russischer Untertan werden möchte, empfahl er zur Übernahme in den Moskauer oder Petersburger Münzhof. ³⁾

Bisher hat man erwartet, auf dem Verordnungswege, ohne mit dem Handel Fühlung zu nehmen, der Einfuhr geringhaltiger und dem Abfluß guter Geldsorten steuern zu können. Im Dezember 1759 wandte sich Korff wegen eines Gutachtens in verschiedenen Geld- und Wechselfragen an das Commerc-Collegium. Nach dessen Bericht müssen 1758 viele preußische Tympfe und Sechser, 1759 dagegen bei weitem mehr 2 und 4 Gutegroschenstücke verschiedener Gepräge ins Land gebracht

¹⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99 f.

²⁾ Georg Mich., Seite 81.

³⁾ Ebenda Nr. 22.

worden sein, weniger, um damit Waren zu kaufen, als vielmehr vorerst Tympfe mit einem Verlust von $\frac{1}{2}$ —1 % einzuhandeln, um dann mit diesen Wechsel auf andere Plätze zu erstehen. Dieser Handel war von jeher gebräuchlich gewesen. Für Waren, die nach außerhalb gingen, gute Speciessorten — wie es Korff gern gesehen hätte — nach Ostpreußen zu ziehen, war nicht möglich, da die holländischen, französischen und englischen Kaufleute darauf sahen, mit ihren Gütern bezw. Wechseln zu bezahlen. ¹⁾ Auch früher war eine Bezahlung in diesen Geldsorten höchst selten gewesen, da sie, weil sich der Handel in Ostpreußen fast ausschließlich der Tympfe und Sechser bediente, nur als „Ware“, die je nach dem Wechselkurs stieg oder fiel, angesehen wurden. Dieser war jetzt infolge großen Bedarfs an Wechseln, von denen bei dem zur Zeit geringen Außenhandel nur wenige zu haben waren, ungeheuer gestiegen, was sich die ausländischen Kaufleute nun erst recht durch Hergabe von solchen zu nutze machten. Wenn man jetzt von diesen Bezahlung in barem Gelde verlangte, so war das der ungünstigste Zeitpunkt, den man treffen konnte.

Auch das Commerz-Collegium trat für schärfste Bekämpfung der eingedrungenen, schlechten Geldsorten ein, zumal in letzter Zeit Gepräge von deutschen Reichsfürsten auftauchten, deren Herkunft nicht ohne weiteres zu erkennen und die selbst in Berlin schon verboten waren! Statt des von Korff vorge schlagenen vollständigen Verbots der Einfuhr von Scheidemünze, riet das Collegium, es vor der Hand bei einer noch schärferen Kontrolle der einkommenden Geldsorten bewenden zu lassen. ²⁾

Auf dieses Gutachten erging die Verordnung vom 1. Januar 1760, nach welcher das Einbringen geringhaltiger Geldsorten nicht nur mit der Confiscation der hiervon angetroffenen Beträge, sondern auch mit Vermögensbeschlagnahme bei jedem, der sich mitschuldig macht, bestraft wird. Gleiche Strafen sollten die Beamten treffen, denen in den Abwehrmaßnahmen eine Pflichtversäumnis nachzuweisen war. Außer den in früheren Verordnungen schon angeführten geringhaltigen preuß. Sorten wurden auch Mecklenburgische, Anhaltische Achtgutegroschen-

¹⁾ Hasenkamp, fol. 348.

²⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99e.

stücke, Mecklenburgische Vier- und Zweigutegroschenstücke, Bayreuther und andere Sorten aufgeführt. Im Falle einer weiteren Zunahme solch schlechten Geldes, wurde das Verbot jeglicher Einfuhr von Scheidemünzen in Aussicht gestellt.¹⁾ Jedoch auch dieses Patent konnte keinen Wandel in der Ueberschwemmung des Landes mit schlechter Münze schaffen, bald waren es die Juden, bald die Soldaten, welche sie in Umlauf brachten. Oft liefen Klagen ein, daß die Regimenter nur in schlechter Münze requirierten oder bei Verweigerung der Annahme solcher garnicht bezahlten. Auf Beschwerden bei den Kommandeuren wurde in den meisten Fällen der Bescheid erteilt, daß die Regimentskassen diese Sorten als vollgültig empfangen hätten. Häufig wurden von der Armee Ducaten zum Werte von $2\frac{1}{2}$ Rbl. = $3\frac{1}{2}$ Rthlr. = $52\frac{1}{2}$ Sechser in Zahlung gegeben, obwohl diesen kein fester Kurs beigelegt war und infolgedessen an den Kassen bisher auch noch nicht angenommen waren. Eine Anfrage Korff's bei dem General-Gouverneur Fermor führte dazu, daß für die Ducaten fortan dieser hohe Wert bei allen Zahlungen festgesetzt wurde. Korff sollte hierüber noch ein Gutachten des Commerz-Collegiums unterbreiten. Ein solches vom 11. März stellte vorweg fest, daß russische und holländische Ducaten von gleichem Werte waren und daß diese wie alle anderen Gold- und Silberspecies weder in Riga und Petersburg, in Danzig oder Hamburg noch anderswo, selbst nicht in Holland, wo diese doch geschlagen wurden, einen festen Preis hatten. Allenthalben waren sie nur „Ware“, die in ihrem Werte stieg und fiel. Im Handel mit Polen wurden von Juden und Polen nur Ducaten oder gutes polnisches Geld in Zahlung genommen, und da letzteres jetzt nicht vorhanden, wäre man ganz auf Ducaten angewiesen. Dieser Handel würde voraussichtlich große Einbuße erleiden und sich nach Danzig ziehen, wenn die polnischen Kaufleute in Ostpreußen den Ducaten um 5 und noch mehr Procente höher bezahlen müßten, als sie in Polen oder Danzig für denselben erhielten. Der von Fermor geäußerten Ansicht, daß bei dem hohen Zwangskurs nun reichlich Ducaten einströmen würden, trat auch das Commerz-Collegium bei; nur sah es dieser Einfuhr, die Fermor allem Anschein nach für einen Vorteil ansah, mit Be-

¹⁾ Georg Mich., No. 9 und 10.

denken entgegen. Sicher konnte man unter diesen Umständen auf ein weiteres Abfließen guter Silbermünze rechnen. Aus diesem Grunde allein schon wäre es besser, von einem festen Wert für die Ducaten abzusehen! Fermor blieb trotz dieses Gutachtens mit Rücksicht auf die immer schlechter werdenden umlaufenden Silbermünzen bei dem einmal festgesetzten Werte und stellte das wucherische Einwechseln von Ducaten unter strengste Strafen. Zu einer noch schärferen Kontrolle der von auswärts einkommenden Geldsendungen schritt man, anlässlich einer im Februar von Warschau an den Königsberger Kaufmann Melchior Kade eingelaufenen Sendung von 24.000 Rthlr. in alten sächsischen gerändelten Tympfen und Sechsern, die von den Accise- und Lizentbeamten vorschriftmäßig revidiert, dem Empfänger ausgehändigt worden war. Fortan durften nur noch Beträge unter 500 Rthlr. von diesen Beamten revidiert werden, bei höheren Summen hatte ein Angestellter des Münzhofes die Revision vorzunehmen. Wegen dieser an Kade ausgelieferten großen Sendung drückte der Gouverneur der Kammer sein Befremden aus, wie eine solch bedeutende Summe hätte passieren dürfen, zumal doch die Kammer bei einem ähnlichen Fall im Dezember vergangenen Jahres, als 3 300 Rthlr. in denselben Sorten für die Königsberger Kaufleute Buettner, Schwinck und Jacobi einkamen, darauf aufmerksam machte, daß die Ein- und Durchfuhr dieser Tympfe lt. Kgl. preußischer Cab. Ordre vom 11. Februar 1755 verboten sei! Auf den Befehl, sich gemeinsam mit dem Commerz-Colleg über die fernere Nichtannahme dieser Sorten an den Kassen zu äußern, führte die Kammer am 15. März aus, das jene alten gerändelten sächsischen Tympfe von 1754 und 1755 nicht nur in Danzig und Polen, sondern auch in Kur- und Livland anstelle der preußischen Tympfe und Sechser kursierten, und da sie sehr gesucht wären, um 6 % höher als die preußischen im Kurse ständen. ¹⁾

Ihre Durchfuhr wäre z. Zt. nicht wegen Geringhaltigkeit sondern nur auf Veranlassung der preußischen Münzjuden verboten worden, ²⁾ damit diese, die von ihnen ausgebrachten Sorten im Umlauf bringen konnten. Daher bat die Kammer,

¹⁾ S. 5. — Die im Dezember v. J. beschlagnahmte Sendung hatte aus ungerändelten schlechteren Sorten bestanden.

²⁾ Seite 9 und 10.

diese guten alten sächsischen Stücke, genau wie die alten brandenburgisch-preußischen Tympfe, nach wie vor an den Kassen anzunehmen, dagegen von jetzt ab die schon bekanntgegebenen geringhaltigen $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{6}$, $\frac{1}{12}$ Stücke und die preuß. Tympfe von 1758/59 nebst den anderen als geringhaltig befundenen Jahrgängen von diesen in der Annahme zu verweigern. Auf den Vorschlag des Gouverneurs, nach Ablauf von 4–6 Wochen außer den vollwertigen alten preuß. Sorten und den jetzt unter russischem Stempel geschlagenen neuen Königsberger Prägungen keinerlei andere Münze mehr an den Kassen anzunehmen, äußerte die Kammer gemeinsam mit dem Commerz-Colleg sich dahin, daß es sehr zu begrüßen wäre, wenn hierdurch jegliches Eindringen schlechter Münze aufhörte. Es bestände allerdings die Gefahr, daß bei Zahlung von Rubeln und nur guten Geldsorten an die Armee sich diese vollends aus dem Verkehr verlieren würden. Die Bevölkerung müßte dann mit den zurückgebliebenen geringhaltigen Zahlungsmitteln vorliebnehmen, und zur Begleichung von Abgaben, die doch nur in gutem Gelde entgegengenommen werden, sich dieses unter bedeutendem Aufgeld erwerben. Es sei aber wohl zu erwarten, daß die guten Sorten von der Armee wieder in den Verkehr zurückfließen würden, und bei einem Annahmeverbot aller schlechten Münze an den Kassen, jedermann sich hüten würde, derartiges Geld anzunehmen. Auch wäre zu hoffen, daß dann die guten preußischen Tympfe, welche in Danzig um $2\frac{1}{2}\%$ niedriger ständen, einströmten. An die Stelle der als Zahlungsmittel auscheidenden schlechten Scheidemünze müßten vor der Hand die Ducaten treten. Dadurch, daß bisher alles Geld an den Kassen angenommen worden wäre, blühte im ganzen Lande ein betrügerischer Geldwechsel, der letzten Endes das schlechte Geld in die Kassen, das gute nach außerhalb brächte. Auch dieses würde nun ein Ende nehmen. Was den Handel mit Polen anbeträfe, der sich nur guter Münze bediente, so könnte dieser in keiner Hinsicht durch das beabsichtigte Annahmeverbot leiden. Grundbedingung für den Erfolg wäre, daß die Armee fortan keine verbotenen Sorten den Einwohnern als vollwertig aufnötige, wie es bisher nach den immer häufiger einlaufenden Klagen geschähe.

Das Gutachten kam zu dem Endresultat, daß durch das Verbot der Annahme von geringhaltigen Sorten an den Kassen schlechtes Geld aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr in dem bisherigen Maße einströmen würde. Das Commerz-Collegium vertrat aber die Ansicht, — entgegen dem wenige Tage vorher abgegebenen Gutachten, — daß es angebracht wäre, die preußischen Tympfe von 1758/59 und die 4 und 2 Groschenstücke bis 1756 in dieses generelle Verbot nicht einzubeziehen, da diese, noch in großen Mengen im Umlauf, im allgemeinen nicht als so geringhaltig angesehen und bisher auch bei allen Wechselzahlungen angenommen worden seien.¹⁾

Zu einer Verfügung, die das geplante Verbot verwirklichte, kam es vor der Hand nicht, diese blieb Korff's Nachfolger Suvorov vorbehalten. In der Abwehr der einströmenden schlechten Münze ließ man es an Sorgfalt auch weiterhin nicht fehlen, die zahlreichen Confiskationen eingeschleppten verbotenen Geldes, die nach den Acten²⁾ weit über 30.000 Rthlr. ausmachen, betrafen zum weitaus größten Teil den polnischen und litauischen jüdischen Handelsmann; aber auch angesehene Königsberger Handelshäuser und Bankiers, wie Buettner, Schwinck, Jacobi, Pflueger, Kade, Boehnke, Bruinwisch und Renk, Espaniac & Cabrit, denen die Correspondenten oft ohne ihr Zutun schlechtes Geld auf den Hals schickten, verloren bedeutende Summen. Solche Sendungen kamen besonders aus Polen und Litauen, in auffallend starkem Maße aus Danzig ein. In Ermland müssen die russischen Verordnungen, die der Gouverneur zur Veröffentlichung dem Frauenburger Domcapitel zusandte, nur mangelhaft bekannt geworden sein.³⁾ Es wurde von Danzig und Elbing aus fortwährend mit schlechter Münze überschwemmt. Mit der verrufenen Scheidemünze tauchten im April auch in Ostpreußen die im Jahre 1759 in Berlin geschlagenen geringhaltigeren Mittelfriedrichsd'ors und Augustd'ors⁴⁾ gemeinsam mit Stralsunder Adolphd'ors auf, von denen die ersten Sorten nach preußischem Gelde nur 4 Rthlr. 24 Gr., die letzteren gar nur 3 Rthlr. 33 Gr.

1) Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99 e.

2) Ebenda 99 d u. 99 e.

3) Ebenso geschah es in Danzig, Elbing, Thorn.

4) Acta Borussica, Münzwesen III, 46/47.



wert waren.¹⁾ Gegen diese erging am 20. April ein Patent, welches jegliche Einbringung derselben nach Ablauf von vier Wochen unter Strafe der Confiscation stellte, und deren Umlauf gänzlich verbot. Selbst zum Transithandel wurden diese nicht zugelassen.²⁾ Gleichzeitig müssen infolge des hohen Zwangskurses für die Ducaten sich zahlreiche verschiedene Sorten hiervon eingefunden haben. Im April bat das Commerz-Collegium, alle Ducaten — auf Grund eines Attestes von Zitemann, über ungefähr 35 verschiedene Gepräge deutscher Herkunft, deren innerer Gehalt bis auf die von Zella und Zürich fast durchweg der gleiche war — mit 2 $\frac{1}{2}$ Rbl. an den Kassen anzunehmen. Es erging darauf eine entsprechende Verordnung.

Alle Bemühungen, des geringhaltigen Geldes Herr zu werden, blieben vergeblich. Was nützten die Revisionen der eingekommenen größeren Geldsendungen auf der Münze, wenn die unbesetzten Grenzen nicht kontrollierbaren Sendungen offen standen und die Armee mit ihren Marketerdereien dieses schlechte Geld in großen Summen immer wieder in Umlauf brachte. Schließlich sah Korff, nachdem auch das Münzkontor die Unmöglichkeit, alle Sendungen zu revidieren, vorgestellt hatte, ein, daß auf dem bisherigen Wege kein Erfolg zu erzielen war. Im Juni berichtete er an Fermor von der Ergebnislosigkeit seiner Anstrengungen, dem Lande gute Zahlungsmittel zu erhalten. Jetzt, nachdem nur noch geringhaltige 8, 4 und 2 Groschenstücke umliefen, und das gute Geld vollständig verschwunden war, glaubte er den Zeitpunkt für gekommen, die bisher — mit Rücksicht auf den jeden einzelnen treffenden Verlust und der die Bevölkerung stark belastenden Contribution von 1 Million Rthlr. im Jahre — hinausgeschobene Devaluation nun doch in Angriff zu nehmen. Dieserhalb ließ er bereits auf dem Münzhof die einzelnen Sorten auf ihren inneren Wert untersuchen. Auf eine Anfrage bei Fermor über die Folgen einer Herabwürdigung schlechten Geldes bei der Armee und im polnischen Handel zeigte sich dieser der Angelegenheit gegenüber uninteressiert und verwies Korff auf sein eigenes Gutdünken, welcher darauf einen eingehenden Bericht — über die kläglich gewordenen Münzverhältnisse — nach Petersburg sandte.

¹⁾ Georg Mich. No. 10.

²⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99 d.

Die Klagen der Kassen nahmen überhand, die Salz-Faktorei konnte kein Salz absetzen, wenn sie nicht schlechte 8 und 4 Groschenstücke annahm, die Obersteuerkasse bat sogar um Hilfskräfte, um die mannigfachen Gepräge, unter denen sich niemand mehr zurecht fand, zu sortieren!

Am 15. Juli erhielt der Gouverneur aus Petersburg den Befehl, die minderwertigen Münzen ihrem inneren Gehalt nach zu devaluieren.¹⁾ Hierauf erging das Patent vom 20. Juli, nach welchem ein letztes Mal aufgefordert wurde, sich aller schlechten Münze zu entledigen und sich gutes Geld zu beschaffen. Woher sollte die Bevölkerung sich damit versorgen? Mit großem Mißvergnügen wurde vermerkt, daß man angeblich zur Zahlung der Abgaben nicht imstande sei, weil die hierzu erforderlichen vollwertigen Geldsorten nicht zu erhalten wären. Eine Rücksicht auf solche Klagen werde in Zukunft nicht mehr genommen, die Abgaben müßten in guter Münze entrichtet werden, andernfalls in Kürze eine Herabsetzung des Wertes oder Confiscation stattfände.²⁾

Diese Verordnung war der Vorläufer für das am 18. August folgende erste Devaluationspatent. Dieses stellte vorerst fest, daß alle bisherigen Verordnungen nichts gefruchtet hätten, und das Land nun vollends mit schlechtem Gelde überschwemmt und jeder guten Münze entblößt wäre. Deshalb wäre es erforderlich, erstere auf ihren wahren inneren Wert herabzusetzen, damit diese im Verkehr und auch an den Kassen zur Entrichtung der Abgaben angenommen werden könnten. Alle früheren Befehle hinsichtlich des Einfuhrverbotes wurden erneut eingeschärft, auch sollten die herabgewürdigten Sorten nur bis zum 1. Januar 1761 im Umlauf gestattet sein. Es folgten über 20 verschiedene 8, 4 und 2 Gute Groschenstücke, deren Wert herabgesetzt war; darunter befanden sich preußische, sächsische, polnische, Danziger, Bernburger, schwedisch-pommersche, gothaische, bayreuther, hildburghausensche, württembergische und fuldaische Sorten. Ein buntes Bild! Alle übrigen in diesem Patent nicht aufgeführten Sorten minderwertigen Gehalts wurden gänzlich verboten, und waren in kürzester Frist aus dem Lande

¹⁾ Georg Mich., No. 14.

²⁾ Ebenda No. 12—14, Staatsarchiv, Königsberg Et. Min. 99e.

zu schaffen, oder nach Feststellung des inneren Wertes auf dem Münzcontor in neues Geld umzutauschen. ¹⁾

Zu einer derartigen Verarmung an guten Geldsorten wäre es voraussichtlich nicht gekommen, wenn der Königsberger Münzhof reichlich mit Silber versorgt, die neuen Prägungen hätte fortsetzen können. Allem Anscheine nach hat, da nicht das Geringste über Prägungen vom Januar bis Juni 1760 verlautet, in dieser Zeit die Münze stillgestanden. Auf Korffs eingehenden Bericht vom 25. Januar erhielt dieser erst am 16. Juni den geheimen Befehl, für eine kräftige Fortsetzung der Prägung Sorge zu tragen, und sich hierzu der in die Kassen einlaufenden russischen Silbermünze, deren Zurückfließen nach Rußland doch nicht mehr zu erwarten war, zu bedienen. Vorerst mußte er noch 50.000 Rbl. an die Armee absenden. ²⁾ Nachdem dieses am 28. Juni geschehen, konnte Korff zu seinem großen Leidwesen nur aufs Neue nach Petersburg berichten, daß nach Abgang dieser großen Summe alle Kassen von Rubeln entblößt wären, und da fast gar keine mehr einkämen, der Münzhof wiederum ohne Silber dastände, mit einer Umprägung also nicht begonnen werden könnte. Eine Sendung von 350.000 Rubeln aus Riga an die Armee hätte Korff gern in preußische Sorten umgeprägt, und hierbei nach seinen in Petersburg unterbreiteten Berechnungen 54.781 Rbl. Schlagschatz erzielen können. Die Sendung mußte, weil alle Proviantlieferungen der Armee in Rubelzahlung vereinbart waren, unangetastet an diese weiterbefördert werden. ³⁾ Der Münzhof ging leer aus! Dafür hatten die Beamten um so mehr mit der Einwechslung der schlechten Geldsorten zu tun. Die Herabwürdigung durch die Verordnung vom 18. August hatte einen solchen Ansturm auf das Münzcontor zur Folge, daß die Einwechslungen wohl nicht immer dem wahren Werte der einzelnen Sorten entsprachen. Die Folge war, daß eine Flut von Klagen über Unredlichkeit beim Gouverneur einlief. Dieser kommandierte deshalb den Kapitän v. Loevenwolde zur Aufsicht in die Münze und befahl gleichzeitig, daß der Magistrat und das Commerz-Collegium je eine geeignete Person zur Unterstützung des Wardeins beim Um-

¹⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99d. — Marienburg, II, 80/1.

²⁾ Georg Mich., No. 13 und 14.

³⁾ Ebenda No. 15.

wechsell, auf das Münzcontor entsandte und diese neue Einrichtung veröffentlichte, damit solchen Klagen fernerhin der Boden entzogen würde. ¹⁾

Mit dieser Devaluationsverordnung war Betrügern eine gute Gelegenheit gegeben, dem gemeinen Manne, der kaum lesen, geschweige denn sich in der Unmenge verschiedener Gepräge zurechtfinden konnte, die Stücke zu noch niedrigerem Werte, als in dem Patent angegeben, aus den Händen zu reißen worüber denn auch zahlreiche Klagen, ganz besonders von der Gumbinnener Kammer, einliefen. Doch die entstehenden Schwierigkeiten sollten sich noch häufen. Verwirrung und Uebelstände tauchten allenthalben auf! Bald fragten die Kassen an, wie die devalvierten Sorten verrechnet, wie mit den anderen geringhaltigen Sorten, von denen noch garnicht die Rede gewesen sei, verfahren werden sollte. Die geistlichen Kassen verlangten eine Entscheidung, woher das durch die Herabsetzung entstandene Manko gedeckt werden solle, und wie man die in festem Gehalt stehenden Personen zu entschädigen gedächte. Der gesamte Handel stockte, ganz besonders auf dem Lande, wo die Bewohner, welche die Verordnung zum Teil nicht verstanden, ängstlich und zurückhaltend geworden waren. Prozesse entstanden, indem bei Rimessen, die am Tage der Veröffentlichung unterwegs, weder Gläubiger noch Schuldner den Reductionsverlust tragen wollten. Inmitten dieses Wirrwarrs nahm sich das Commerz-Collegium der Sache an, indem es vorerst dem Gouverneur noch eine große Anzahl nicht in dem Patent aufgeführter, aber im Lande umlaufender Geldsorten mit der Bitte bekanntgab, auch für diese einen Wert festzusetzen. ²⁾ Zu den übrigen Klagen kamen nun noch aus dem Oberlande dringendste Beschwerden, daß die zurückkommenden Truppen allerlei schlechtes Geld den Einwohnern zum vollen Werte — selbst die verbotenen Friedrich'sdors zum Werte von 6 Rthlr. — aufnötigten. Weigerten sich die „Krüger und Schenker“ dieses Geld anzunehmen, so gäbe es Mord und Totschlag, sodaß letztere es vorzögen, Haus und Hof zu verlassen. Korff sah sich hierauf sofort veranlaßt, Fermor zu bitten, dagegen einzuschreiten. Der Eingabe des Commerzcollegs wegen der zahlreichen noch nicht reduzierten

¹⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99 e.

²⁾ Ebenda 99 e.

Gepräge hatte Korff ein williges Ohr geliehen, und diese auf ihren wahren Gehalt untersuchen lassen, sodaß er am 15. Dezember dem Oberstkommandierenden der russischen Truppen, General-Feldmarschall von Buturlin eine vollständige Tabelle aller vorkommenden geringhaltigen Münzen zur Bestätigung ihrer Herabsetzung mit der Bitte, den letzten Umlauftermin für diese noch über den 1. Januar 1761 hinauszuschieben, unterbreiten konnte.¹⁾ Bevor diese von Korff in Aussicht genommene Reductionsverordnung veröffentlicht wurde, war inzwischen der Königsberger Münzhof in die Lage versetzt worden, die Prägungen wieder aufzunehmen. Endlich hatte man sich am 22. Oktober in Petersburg entschlossen, der Münze in Königsberg ein zur Behebung der Geldnot bei weitem nicht ausreichendes Quantum Silber in Gestalt von 24.193 Albertusthalern = 30.000 Rbl. (den Albertusthaler zu 1 Rbl. 24 Kop. gerechnet) aus Riga zukommen zu lassen. Diese sollten schleunigst umgeprägt werden und dann an die Armee gehen. Zur Legierung konnten alte dreipfündige Kanonen des Forts Friedrichsburg verwendet werden, die sich aber nach dem Urteil Zitemann's hierzu nicht eigneten.²⁾ Am 2. Dezember konnte Korff die baldige Beendigung der Umprägung melden,³⁾ am 27. Dezember berichten, daß bei dieser 41.755 Rthlr. 5 Gr. = 29 825 Rbl. 3 Gr. (bei Berechnung von 21 Sechsern für den Rubel) herausgekommen waren.

Es wurden ausgemünzt:⁴⁾

52.636 Tympfe aus 816 Mark 10 Loth	
	13 Gran f. Silber, Wert 10.527 Rthlr. 18 Gr.
488.782½ Sechser aus 1.637 Mark 12 Loth	
	8 Gran f. Silber, Wert: 32.585 Rthlr. 45 Gr.
	insgesamt 43.112 Rthlr. 63 Gr.
abzgl. Kosten: Kupfer 831 Rthlr. 54 Gr.	
Ausmünzung 526 Rthlr. 4 Gr.	1.357 Rthlr. 58 Gr.
	Gesamtbetrag: 41.755 Rthlr. 5 Gr.

Bei dieser Umprägung war somit nicht nur kein Gewinn erzielt, vielmehr noch ein Verlust entstanden, den Korff voraus-

1) Georg Mich. No. 25.

2) Ebenda No. 18, Marienburg II, 76.

3) Ebenda No. 19.

4) Ebenda No. 31 und Seite 35.

gesehen und über welchen er auch nach Petersburg im November berichtet hatte. Als im Januar 1761 dem Münzhof eine scharfe Rüge dieserhalb erteilt wurde, stellte sich heraus, daß Korff auf ausdrücklichen Befehl Buturlin's, bevor auf seinen eingehenden Bericht über den zu erwartenden Münzverlust aus Petersburg ein Bescheid eingegangen war, mit der Prägung hatte beginnen müssen.¹⁾ Der Verlust war durch eine zu hohe Wertbemessung des Jefimki mit 1 Rbl. 24 Kop. entstanden, während diese in Königsberg nur 20 Sechser galten. Bei Zugrundelegung des niedrigen Wertes wäre noch ein Schlagschatz von 8.688 Rbl. 117 Gr. erzielt worden.

Nachdem man in Petersburg zu der Einsicht gekommen war, daß alle bisher der Armee in Rubeln und Speziessorten gesandten Beträge niemals wieder nach Rußland zurückfließen würden und somit verloren waren, und zugleichden damit verbundenen riesigen wirtschaftlichen Verlust erkannt hatte, hörte man mit weiteren Sendungen auf. Dagegen beschloß man nun die Prägung preußischer Sorten in allergrößtem Maße aufzunehmen, ein geeignetes Instrument, dieses neue Geld in Umlauf zu bringen, besaß man ja in der im Felde stehenden Armee. Anstatt wie bisher einen immer größer werdenden Verlust durch fortwährendes Abfließen der Speziessorten machtlos mit ansehen zu müssen, konnte man nun durch die Erlangung eines hohen Schlagschatzes bedeutenden Vorteil erzielen. Die bei der bisherigen Umprägung großer Silbermünzen entstandenen doppelten Prägekosten — z. B. des Silbers zu Rubeln, der Rubel in preußische Sorten — von denen die ersteren, wirtschaftlich betrachtet, nutzlos vergeudet waren, mußten erspart werden. Man kam zu dem einzig richtigen Entschluß, die geplante großzügige Ausbringung preußischer Münze aus Barrensilber nunmehr in Angriff zu nehmen. Am 7. Dezember 1760 erging an Schlatter, den Director der Petersburger Münzkanzlei, der Befehl, 1.000 Pud Kolywanskisches Silber, welches aus dem kaiserlichen Cabinettsressort leihweise für Heeresbedürfnisse zwecks Umprägung hergegeben worden war, in Empfang zu nehmen und alles zur Umprägung in preußische Sorten Notwendige schleunigst zu veranlassen. Um diese gewaltige Menge Silber zu verarbeiten,

¹⁾ Georg Mich., No. 36 und 49.

sollte außer der Königsberger Münze auch die von Petersburg oder Moskau herangezogen werden. Über die Leistungsfähigkeit des Königsberger Münzhofes hatte sich Korff auf Anfrage dahin geäußert, daß

wöchentlich bis 20.834 Rthlr.
 monatlich bis 83.333 Rthlr.
 jährlich bis 1.000.000 Rthlr

hergestellt werden könnten und bei einer Übersendung fertiger Schröttlinge diese Leistung sich bis auf 2.000.000 Rthlr. steigern ließe.¹⁾

Nachdem Schlatter sich über das zur Legierung erforderliche Kupfer, den Preis und die Vorräte daran, geäußert hatte, wurde demselben unterm 15. Dezember befohlen, die neuen Prägungen nunmehr in Königsberg und Moskau unverzüglich zu beginnen. Von den zur Verfügung gestellten 1.000 Pud Silber sollten

600 Pud nach Moskau zur Prägung von Sechsern
 Dreiern,
 Zweigröschern,
 400 Pud nach Königsberg zur Prägung von Groschen,
 Schillingen,

(zu je 200 Pud von jeder Sorte)

geschafft werden. Von einer Prägung von Tymphen wollte man wegen des Mißtrauens gegen diese in Polen und dem geringen zu erzielenden Schlagschatz Abstand nehmen.²⁾

Am 30. Dezember konnte Schlatter berichten, daß die für Königsberg bestimmten 400 Pud Silber zur Abholung durch ein Transportkommando bereitstanden, ebenso 200 Pud Kupfer für Legierungszwecke. Im Ganzen benötigte der Königsberger Münzhof:

1080 Pud Kupfer für die Groschen,
 3000 " " " " Schillinge,

welche von Moskau aus noch vor Ablauf des Winters geliefert werden sollten. Für die beschleunigte Umprägung in Königsberg wurde der Nachfolger Korffs, General-Leutnant und Gouverneur Suworov verantwortlich gemacht.³⁾

¹⁾ Georg Mich. No. 23, 27, 30.

²⁾ Ebenda, No. 20, 21.

³⁾ Ebenda, No. 24, 32.

In Moskau war nach Eintreffen des Silbers sofort mit der Prägung zu beginnen; es sollten aus je 200 Pud Silber nacheinander ausgebracht werden:

Sechser	146 $\frac{2}{3}$	Stück	aus d.	14 $\frac{1}{3}$	Solotnik	f. Mk.	russisch
Dreier	266 $\frac{2}{3}$	„	„	13 $\frac{1}{3}$	„	„	„
Zweigröschler	284 $\frac{4}{9}$	„	„	9	„	„	„

Von einer gleichzeitigen Prägung aller Sorten wurde, um Verwechslungen zu vermeiden, Abstand genommen ²⁾

Schlatter unterbreitete dem Dirigierenden Senat eine Berechnung über den bei der Umprägung dieser 1.000 Pud Silber zu erzielenden Schlagschatz, in der dargelegt wurde, daß die Prägung von Schillingen für 200 Pud einen Verlust von 11.959 Rbl. 21 $\frac{3}{4}$ Kop. bedeuten würde, da deren Herstellung große Kosten und sehr viel Zeit beanspruchte, zumal das Kupfer aus Moskau erst hierzu nach Königsberg geschafft werden mußte. Er schlug daher vor, von dieser Prägung ganz Abstand zu nehmen und an deren Stelle für weitere 200 Pud Eingroschenstücke zu schlagen, die bei diesem Quantum einen Gewinn von 63.599 Rbl. 8 Kop., demnach bei 400 Pud einen solchen von 127.198 Rbl. 16 Kop. abwerfen würden. Den gesamten Schlagschatz von allen vier Sorten errechnete er — bei Fortfall der Schillinge — auf 308.544 Rbl. 57 $\frac{1}{2}$ Kop., demnach um 75.558 Rbl. 29 $\frac{3}{4}$ Kop. mehr, als wenn auch Schillinge gefertigt würden. Dieser Gewinn ergab sich aus folgender Berechnung:

Sechser aus 200 Pud Silber:

3.840.000 Stück	aus dem 29 $\frac{1}{3}$ Solotk. feinen Pfund russ.,	das Stück zu 6 Kop.	
gerechnet			= 230.400 Rbl. — Kop.
Unkosten: 454 Pud. 21 Pfd. 783 $\frac{52}{96}$ Solotk.			
Kupfer zum Preise von 6 Rbl. für			
1 Pud	2.727 Rbl. 27 Kop.		
Gewichtsverlust an Silber 3 Pud.			
16 Pfd. 34 $\frac{87}{96}$ Soltk.			
			= 3.927 Rbl. 27 Kop.

1) Schloezer, § 10, S. 17.

russ. Pfd.	russ. Mark	russ. Loth	russ. Solotnik
1	2	32	96

2) Georg Mich., No. 32.

Umprägungskosten für insgesamt 654 Pud, 21 Pfd., 78 ^{56/96} Solotk. zu 10 Rbl. für 1 Pud	6.545 Rbl. 45 ^{1/4} Kop.
Transportkosten 43 „ 42 ^{1/4} „	
insgesamt Unkosten	= 13.243 Rbl. 41 ^{1/2} Kop.
bleibt ein Umprägungswert von	<u>217.156 Rbl. 58^{1/2} Kop.</u>
Würden diese 200 Pud Silber in russischen Sorten 77 Solotk. fein ausgemünzt worden sein, so würden sich ergeben	154.817 Rbl. 84 ^{1/4} Kop.
Gewinn an der Prägung von Sechsern demnach	<u>62.338 Rbl. 74^{1/4} Kop.</u>

Dreigröschler: aus 200 Pud Silber 7.680.000 Stück aus dem 26 ^{2/3} Solotk. fei- nen Pfund russ., das Stück zu 3 Kop. gerechnet	= 230.400 Rbl. — Kop.
Unkosten: 520 Pud Kupfer zum Preise von 6 Rbl. für 1 Pud	= 3.120 Rbl. — Kop.
Gewichtsverlust an Silber 3 Pud, 30 Pfd. = 4.320 Rbl. — Kop.	
Umprägungskosten für insgesamt 720 Pud zu 14 Rbl. für 1 Pud	= 10.080 Rbl. — Kop.
Transportkosten = 43 „ 42 ^{1/4} „	
insgesamt Unkosten	= 17.563 Rbl. 42 ^{1/4} Kop.
bleibt ein Umprägungswert	<u>212.836 Rbl. 57^{3/4} Kop.</u>
Würden diese 200 Pud Silber in russische Sorten 77 Solotk. fein ausgemünzt worden sein, so würden sich ergeben	154.817 Rbl. 84 ^{1/4} Kop.
Gewinn an der Prägung von Drei- gröschlern	<u>58.018 Rbl. 73^{1/2} Kop.</u>

Zweigröschler: aus 200 Pud Silber 12.136.296 ^{28/96} Stück aus d. 18 Solotk. fein. Pfund russ., das Stück zu 2 Kop. gerechnet	= 242.725 Rbl. 92 ^{1/2} Kop.
Unkosten: 866 Pud, 26 Pfund, 64 Solotk.	

Kupfer zum Preise von 6 Rbl. für 1 Pud	= 5.200 Rubl. — Kop.
Gewichtsverlust an Silber 5 Pud, 22 Pfd., $21^{32/96}$ Solotk.	= 6.742 Rbl. $38^{3/4}$ Kop.
Umprägungskosten für insgesamt 1.066 Pud, 26 Pfd., 64 Solotk. zu 14 Rub. für 1 Pud	= 14.933 Rbl. $33^{1/2}$ Kop.
Transportkosten = 43 „ $42^{1/4}$ „	
insgesamt Unkosten:	<u>26.919 Rbl. $14^{1/2}$ Kop.</u>
bleibt ein Umprägungswert	= 215.806 Rbl. 78 Kop.
Würden diese 200 Pud Silber in russische Sorten 77 Solotk. fein ausgebracht worden sein, so würden sich ergeben	<u>154.817 Rbl. $84^{1/4}$ Kop.</u>
Gewinn an der Prägung von Zwei- gröschern	60.988 Rbl. $93^{3/4}$ Kop.

Groschen: aus 200 Pud Silber.	
25.486.222 $^{21/96}$ Stück aus dem 15 Solotk. feinen Pfund russ., das Stück zu 1 Kop. gerechnet	= 254.862 Rbl. $22^{1/4}$ Kop.
Unkosten: 1080 Pud Silber zum Preise von 6 Rbl. für 1 Pud	= 6.840 Rbl. — Kop.
Gewichtsverlust an Silber 6 Pud, 26 Pfund, 64 Solotk.	= 8.495 Rbl. $40^{3/4}$ Kop.
Umprägungskosten für insgesamt 1.280 Pud zu 16 Rbl. für 1 Pud	= 20.480 Rbl. — Kop.
Transportkosten	= 1.011 Rbl. $60^{1/2}$ Kop.
insgesamt Unkosten	<u>36 467 Rbl. $1^{1/4}$ Kop.</u>
bleibt ein Umprägungswert	218.395 Rbl. 21 Kop.
Würden diese 200 Pud Silber in russische Sorten 77 Solotk. fein ausgebracht	

worden sein, so würden sich ergeben	154.796 Rbl. 13 Kop.
Gewinn an der Prägung von Groschen demnach	<u>63.599 Rbl. 8 Kop.</u>

Schillinge: aus 200 Pud Silber 74.410.666 $\frac{2}{3}$ Stück aus d. 6 Solotk. fei- nen Pfund russ. je 3 Stück zu 1 Kop. gerechnet	= 248.035 Rbl. 55 $\frac{1}{2}$ Kop.
Unkosten: 3.000 Pud Kupfer zum Preise von 6 Rbl. für 1 Pud. = 18.000 Rbl. — Kop.	
Gewichtsverlust an Silber 16 Pud, 26 Pfd., 64 Solotk. = 20.669 Rbl. 63 Kop.	
Umprägungskosten für insgesamt 3.200 Pud zu 20 Rbl. für 1 Pud = 64.000 Rbl. — Kop.	
Transportkosten = 2.529 Rbl. 1 $\frac{1}{4}$ Kop.	
insgesamt Unkosten	<u>105.198 Rbl. 64$\frac{1}{4}$ Kop.</u>
bleibt ein Umprägungswert	142 836 Rbl. 91 $\frac{1}{4}$ Kop.
Würden diese 200 Pud Silber in russische Sorten 77 Solotk. fein ausgemünzt worden sein, so würden sich ergeben	<u>154.796 Rbl. 13 Kop.</u>
Verlust an der Prägung von Schillingen	11.959 Rbl. 21 $\frac{3}{4}$ „ ¹⁾

Am 8. Januar 1761 ordnete der Senat auf Grund dieser Berechnung an, daß die Schillingprägung zu unterbleiben hätte, an ihrer Stelle sollten, wie vorgeschlagen, Groschen gefertigt werden.²⁾

Der Gesamtgewinn würde betragen bei einer Ausmünzung:	
von 200 Pud zu Sechsern	62.338 Rbl. 74 $\frac{1}{2}$ Kop.
„ 200 „ „ Dreigröschern	58.018 „ 73 $\frac{1}{2}$ „
„ 200 „ „ Zweigröschern	60.988 „ 93 $\frac{3}{4}$ „
„ 400 „ „ Groschen	127.198 „ 16 „
insgesamt	<u>308.544 Rbl. 57$\frac{3}{4}$ Kop.</u>

¹⁾ Georg Mich. Nr. 33.

²⁾ Ebenda Nr. 33.

Während alles auf die Versorgung des Landes mit guter Münze durch eine großzügig angelegte Prägung vorbereitet wurde, blieb man weiter eifrigst bemüht, des schlechten Geldes durch Einziehung und Umprägung Herr zu werden. Da besonders die Klagen über die Truppen, welche den Einwohnern immer wieder geringhaltige Sorten zum vollen Werte aufzwingen, nicht verstummen wollten, schlug Fermor, um diese Beschwerden aus der Welt zu schaffen, der Kammer vor, alle Bedürfnisse der Armee vorläufig gegen Quittung zu verabfolgen, um auf diese Weise, dem Eindringen unerwünschter Münzsorten einen Riegel vorzuschieben. Gleichzeitig befahl er, der Münzhof sollte in Tag- und Nachtbetrieb alle schlechten Sorten beschleunigt umprägen. ¹⁾ Einige von Danzig an Königsberger Kaufleute eingetroffene Sendungen herabgesetzter Arten wanderten nach Beschlagnahme sofort in die Schmelztiigel. Den Empfängern wurde die in denselben enthaltene Mark f. Silber mit 14½ Rthlr. in neuem Gelde vergütet. ²⁾

Am 20. Dezember konnte, nachdem der innere Wert der unendlich vielen umlaufenden Gepräge festgestellt war, das zweite mit größter Sorgfalt abgefaßte Devaluationspatent veröffentlicht werden. Zunächst wurde darin wiederum betont, daß die Bevölkerung sich immer noch nicht der schlechten Münze entledigt habe, ³⁾ gleichzeitig aber bekanntgegeben, daß alle Sorten zu dem ihnen jetzt beigelegten Wert an den Kassen angenommen und aus diesen sofort gute neue Tympfe und Sechser geprägt würden. Die Einwohner könnten von jetzt ab auch hiermit ihre Abgaben entrichten. Alle nicht in dem Patent aufgeführten neuauftauchenden Geldsorten wurden gänzlich verboten. Den Termin zur Annahme an den Kassen und für den Umlauf verlängerte man um ein Jahr — bis zum 1. Januar 1762. Jede Einfuhr war nach wie vor unter strengste Strafen gestellt. Damit ein wilder Wucher und Handel mit den einzelnen Sorten verhindert würde, mußte jeder, der über 20 Rthlr. zur Umwechslung bzw. Einzahlung brachte, ein Attest

¹⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99e.

²⁾ Ebenda 99e.

³⁾ Auf welche Weise sollte gutes Geld herbeigeschafft werden, da doch der Königsberger Münzhof wegen Silbermangels lange Zeit still gestanden hatte?

seiner Ortsobrigkeit vorzeigen, daß er sein eigenes Geld brächte und nicht etwa solches, das er zu diesem Zwecke eingeführt oder erhandelt hätte. Eine empfindliche Strafe erlitt auf diese Bestimmung Hertz Levy in Königsberg, welcher 40.000 Rthlr. minderwertiger Sorten eingeschleppt hatte; er wurde mit Confiscation dieser Summe und der seines ganzen Vermögens bestraft! ¹⁾ — Nach einer Aufstellung guter Sorten von

14 verschiedenen Achtgutegroschenstücken,

22 verschiedenen Viergutegroschenstücken,

Fünfzehnkreuzern und

Sechsmariengroschen,

mannigfaltiger Herkunft — es befanden sich darunter

Ansbachische,

Churkölnische,

Badische,

Durlachische,

Bayreuthische,

Fuldische,

Bayrische,

Hildesheimische,

Bambergische,

Mainzische,

Braunschweigische,

Mecklenburgische,

Montforter,

Preußische,

Mühlhausensche,

Salzburgische,

Nürnbergische,

Schwed./Pommersche

Oesterreichische,

Tiroler,

Olmützer,

Trierische,

Pfälzische,

Württembergische und

Polnische,

Zellerfelder

Gepräge — folgte eine Namhaftmachung von weit über hundert verschiedenen Tympfen, Sechsern und kleineren Werten bis zum Schilling herab, die durchweg sich als vollwertig erwiesen hatten, infolgedessen auch als gute Sorten an den Kassen anzusehen waren. Unter diesen befanden sich außer Stücken soeben genannter Herkunft noch solche von

Böhmen,

Osnabrück,

Danzig,

Riga,

Elbing,

Schlesien,

Königsberg (Kaisl. russ.)

Thorn.

Liegnitz.

¹⁾ Königsberger Stadtarchiv 1093, Münzsachen No. 3, Vo. 3.

An diese schloß sich ein Verzeichnis der vollwertigen Gold- und Silberspecies: Ducaten, Imperiale, Friedrich'sors, Rubel, Livonesen, Thaler von Böhmen, Braunschweig, Churkölln, Frankreich, Hannover, Holland, Mecklenburg, Oesterreich, Preußen, Rußland, Sachsen, Schweden, Tirol und Ungarn an. Den Schluß bildete die Bekanntgabe von

19	verschiedenen geringhaltigen	Achtgutegroschenstücken
7	"	Tympfen,
49	"	Viergutegroschenstücken
7	"	Zweigtutegroschenstücken

von denen einzelne nur noch die Hälfte ihres Wertes dem inneren Gehalt nach darstellten. Unter diesen tauchten, als bisher noch nicht bekannt, die Münzen von Anhalt-Bernburg, Dortmund, Wied, Pfalz-Zweibrücken, Sachsen-Gotha, Sachsen-Hildburghausen auf. ¹⁾

Bei diesem Chaos von verschiedenen Geprägten war es nicht verwunderlich, wenn der Einzelne, wie auch die Kassen sich keines Rats mehr wußten. Das Interesse des Landes erheischte es, durch die Schaffung genügender Mengen guter Zahlungsmittel diesem Zustande ein schnelles Ende zu bereiten, sollte nicht jeder Handel und eine geordnete Finanzverwaltung in die Brüche gehen. Wie schwierig und zeitraubend müssen sich die Zahlungen an den Kassen, und die Verrechnung von Zahlungen in diesen Hunderten von Sorten abgespielt haben! Daher wurde im Januar 1761 angeordnet, daß die kleinen Kassen sofort nach Erhalt alle Münzen zu sortieren hätten, um an die Hauptkassen nur sorgfältige, die verschiedenen Gepräge auseinander haltende, Einsendungen abzuführen. Der Münzhof hatte jetzt wieder alle Hände voll mit der Umwechslung der vom Publikum herbeigeschleppten geringhaltigen Sorten zu tun, sodaß Suvorov dem Magistrat und dem Commerzcollegium aufs neue befehlen mußte, unverzüglich einen Kassierer und einen Geldzähler aus der Kaufmannschaft für das Münzcontor zu stellen. ²⁾

¹⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99 e. — Georg Mich. No. 24 - 33 Marienburg II, 80/81.

²⁾ Staatsarchiv, Königsberg. Et. Min. 99 b., Marienburg II 81. (Bahrf. irrt sich, erst am 1. Jan. 1762 hörte die Gültigkeit der geringh. Sorten auf, die Kassierer hatten im Jan. 1761 angestrengt zu tun!)

Die Veröffentlichung dieses zweiten Devaluationspatentes in Verbindung mit der nun einsetzenden lebhafteren Prägung in Königsberg und Moskau bedeutete für Ostpreußen den Wendepunkt seiner Geldgeschichte; die uferlose Überchwemmung mit schlechtem Gelde nahm jetzt ab, sobald solches auftauchte, floß es in die Münze, um als neues Geld wieder im Verkehr zu erscheinen. Hätte Korff von vornherein den ihm von Petersburg vorgeschriebenen Weg der Devaluation beschritten, es wäre niemals zu einer derart katastrophalen Zuspitzung im Münzwesen, wie im Dezember 1760, gekommen. Auch hätten die preußischen Münzentrepeneurs nicht mit Hilfe ihrer Silberaufkäufer das Land in dieser Weise von guten Münzen entblößen können, weil das eingebrachte schlechte Geld infolge der Devaluation nur geringe Kaufkraft gehabt hätte. Tauchten auch nach dieser Herabwürdigungsordre mitunter einige bisher unbekannte Sorten im Lande auf, zu einem Überhandnehmen ist es dank der Aufmerksamkeit, die dem Münzwesen ständig entgegen gebracht wurde, nicht mehr gekommen. Als z. B. im März gute vollwertige württembergische und ansbachische Sechskreuzerstücke im Verkehr erschienen, wurden diese trotz ihres guten Gehaltes verboten weil sie in der letzten Verordnung nicht aufgeführt, und mit ihrer Zulassung ein Präzedenzfall geschaffen wäre, der vielleicht auch anderen weniger guten Sorten das Einschleichen hätte ermöglichen können.

Ein besonders reges Interesse brachte General-Feldmarschall Buturlin dem Münzwesen entgegen. In erster Linie richtete er sein Augenmerk auf die Notwendigkeit, die Millionen von Rubeln, welche nach Polen und Preußen gefloßen waren, Rußland zu erhalten. Er forderte von Korff zu seiner Information einen Bericht, auf welche Weise die Ausfuhr der Rubel aus Preußen unterbunden wurde und fragte gleichzeitig an, ob es Korff für erfolgsbringend halte, wenn Commissare mit dem neugeprägte Königsberger Geld die Rubel zum Preise von 21 Sechsern in Polen zwecks beschleunigter Umprägung aufkaufen würden. Außerdem wollte er wissen, ob nicht bei einer Lieferung von Schröttingen, die Prägungen auf das doppelte bisherige Quantum gesteigert werden könnten. Eigentümlicherweise erwähnt hierbei Buturlin, daß solche Schröttinge zu demselben Zweck schon nach Memel gesandt worden wären.

Korff äußerte hierauf, daß alle Anstrengungen gemacht würden, die Rubel festzuhalten, daß jedoch die verschiedenen Publicationen stets ohne Wirkung geblieben wären, da die Grenzen überall offen ständen, und allein schon durch die Versendung der Rubel an die Armee diese verschwänden und nicht mehr in die Kassen zurückflössen. Diese durch Aufkauf mit dem neuen Königsberger Geld wiederzuerlangen, hatte Korff wenig Hoffnung, da in Berlin ein ungleich höherer Preis gezahlt wurde, was die Juden veranlaßte, diese Species nach dort trotz aller Verbote hinaus zu practizieren. Von der Lieferung fertiger Schröttlinge versprach sich der Königsberger Münzhof die Möglichkeit, bis zu 2.000.000 Rthlr. im Jahre an Tympfen und anderem Kleingeld ausbringen zu können. In demselben Sinne hatte sich Korff schon im Dezember des vergangenen Jahres Schlatter gegenüber geäußert. Bezüglich einer Münzstätte in Memel wurde Buturlin berichtet, daß dort niemals eine Prägung stattgefunden hätte.¹⁾

Korff hatte inzwischen sein Amt als Gouverneur mit dem eines General-Polizeimeisters in Preußen vertauscht; sein Nachfolger war General-Leutnant Vasily Ivanovic Suvorov geworden. Von ihnen gemeinsam erging im Januar ein eingehender Bericht über den Königsberger Münzhof nach Petersburg. Suvorov wies in diesem darauf hin, das bei der ausschließlichen Prägung von Eingroschenstücken hiervon in einem Monat nur für

22.020 Gulden = 7340 Rthlr. = 5242 Rubl. 18 Sechser ausgemünzt werden könnten. Der Bedarf an feinem Silber betrage hierfür

4 Pud, 27 Pfund russisch,²⁾

sodaß in einem Jahre bei fortgesetzter Eingroschenprägung nur

56 Pud, 4 Pfund russisch

f. Silber verarbeitet werden könnten, folglich zur Ausmünzung der nach Königsberg gesandten 400 Pud Kolywanskischen Silbers 7 Jahre erforderlich sein würden! Im Interesse der so notwendigen Umprägung schlug Suvorov vor,

Sechser und Drei- und Zweigroschenstücke

¹⁾ Georg Mich., No. 35. Es ist auch niemals der Plan gefaßt worden dort zu prägen! — In sämtlichen Acten ist an keiner Stelle Memel erwähnt.

²⁾ Schloezer, pag. 8.

Berkowitz	Pud	Pfd.	Lot	Solotk.
1	10	400	12800	38400

im Verhältnis 3 : 1 auszubringen, dann könnten 4 Pud 27 Pfund f. Silber innerhalb 3 Tagen in 20.428 Gulden = 6809 $\frac{1}{3}$ Rthlr. = 4863 Rbl. 17 Sechser vermünzt werden. Nach Abzug von 656 Gulden = 218 $\frac{2}{3}$ Rthlr. = 156 Rbl. 4 Sechser Prägekosten würden 4707 Rbl. 13 Sechser Reinertrag in die Staatskasse fließen können.¹⁾ Auf Grund dieser Besprechung bat er die vorgeschlagenen Prägungen beginnen zu dürfen.

Nachdem diese Darlegungen dem Dirigierenden Senat in Petersburg vorgelegen, erging an Suvorov der Befehl, von jeder Prägung der Eingroschenstücke Abstand zu nehmen und unverzüglich mit der Ausbringung von Sechsern, sowie Drei- und Zweigroschenstücken zu beginnen. Zugleich wurde ihm anheim gestellt, auch andere preußische Sorten — z. B. Tymphfe, von deren weiterer Herstellung man wegen ihrer Unbeliebtheit in Polen bereits hatte Abstand nehmen wollen, und Thaler auszumünzen, sofern nur eine schnelle Fertigstellung bei Erzielung eines ebenso großen Gewinnes wie bei den Sechsern und Drei- und Zweigroschenstücken gewährleistet war. Die neu zu prägenden Mengen wurden dringend zur Löhnung der Armee benötigt. Die Münze sollte Suvorov für diesen Zweck vergrößern. Der Senat setzte in ihn unbedingtes Vertrauen, überließ alle weiteren Anordnungen seinem Gutdünken, in der Hoffnung, bald ein geordnetes Münzwesen im besetzten Gebiet wiederhergestellt zu sehen. Gleichzeitig mit dem Befehl an Suvorov die Groschenprägung einzustellen, wurde Schlatter vom Senat angewiesen, für die anderen, jetzt in Königsberg zu prägenden Sorten das erforderliche Kupfer von Moskau nach dort abzuschicken.²⁾ Dieses war bereits geschehen, indem am 11. Januar 2000 Pud hiervon für die bisher geplante Groschen- und Schillingausmünzung abgegangen waren, denen weitere 2000 Pud folgten, welche jedoch durch nachgesandte Kuriere zurückbeordert wurden, da das erste große Quantum zusammen mit den aus Petersburg gelieferten 200 Pud für die Sechser-, Drei- und Zweigroschenprägung durchaus genügte.³⁾

Buturlin hatte sich inzwischen von dem Königsberger Münzhof eine Berechnung über eine Umprägung von Albertus-

¹⁾ Georg Mich., Nr. 39.

²⁾ Ebenda No. 38.

³⁾ Ebenda No. 39.

thalern und Rubeln in Tympfe und Sechser einreichen lassen und diese nach Petersburg weitergegeben. Nach dieser Aufstellung konnte nur ein geringer Gewinn bei solcher Umprägung erzielt werden, da das Kupfer in Ostpreußen mit 12 Rbl. für ein Pud — also um 5 Rbl. höher als in Rußland — bezahlt werden mußte, außerdem die hohen Gehälter und anderen Unkosten fast den ganzen Gewinn verschlangen. Es wurde dargelegt, wie

- a) die Albertusthaler, zum Preise von 1 Rbl. 24 Kop. gerechnet, zu Tympfen und Sechsern im Verhältnis von 1:3 umgeprägt, $\frac{1}{4}$ % Verlust bringen, wozu noch 4 % Münzunkosten kommen, die den Gesamtverlust auf $4\frac{1}{4}$ % erhöhen. Bei einer Vermünzung in Sechser allein würde nach Abzug aller Unkosten noch ein Gewinn von 2 % bleiben,
- b) wie die Rubel zu 21 Sechsern gerechnet, bei einer Umprägung in Tympfe und Sechser in gleichem Verhältnis wie unter a. einen Reingewinn von 5 %, einen solchen aber von 7 % abwerfen, sofern Sechser allein geprägt werden.

Die Unkosten des Königsberger Münzhofes müssen ganz bedeutend gewesen sein, zumal die seit vielen Jahren stillstehende Prägestätte vielseitige Anschaffungen erforderte. Die Aufstellung Suvorovs gibt einen guten Einblick in die mannigfaltigen Bedürfnisse einer Münze. Es finden sich in ihr die Ausgaben für Kupfer, Stahl, Eisen, Blei, Weinstein, Salz, Asche, Sand, Kohlen, Holz, Seife, Raspeln, Werkzeuge, Schmelz- und Heiztiegel. Laufende Unkosten für Ausbesserungen aller Art, für Leinenkittel der Arbeiter, für Schwämme, Lichte, Bücher, Schreibmaterialien und dergl. mehr. Hierzu traten die Gehälter der Beamten, von denen

Münzmeister Zitemann monatlich	250	Gulden
Buchhalter Schenk	125	„
Kassierer Sassnick	100	„
Wardein Brueckmann	100	„
Stempelschneider Wulf	100	„
Geldzähler Wenk,	48	„
Kassendiener Schreier	50	„

erhielten; dabei fehlte es noch dringend an zwei weiteren Geld-

zählern. An Arbeitern wurden insgesamt 40 beschäftigt, die in drei Schichten arbeiteten. Der gesamte Monatslohn belief sich für alle auf 1353 Gulden 22 Gr. 1)

Nach diesen Ausführungen Buturlins kam der Senat am 15. Februar auf einen Ukas des vergangenen Monats an Suvorov zurück, in welchem wiederholt die Herstellung von größeren Stücken zwecks schnellster Umprägung anempfohlen wurde. Obwohl auch in diesem alles seinem Gutdünken anheimgestellt, hielt Petersburg es doch für nötig, Suvorov einzuschärfen, unverzüglich Bericht zu erstatten, falls eine Ausmünzung größerer Stücke nicht den gewünschten Gewinn oder gar Verlust einbrächte. 2) Man wollte in Petersburg unter allen Umständen einen guten Schlagschatz in kürzester Frist erzielen. Zitemann mußte hierauf eine Berechnung für diese Stücke — Thaler, Halbe und Viertel Thaler, Gulden (Drittelthaler) und Halbgulden (Sechsthaler) — aufstellen 3), welche Suvorov dem Dirigierenden Senat einreichte. Aus dieser war ersichtlich, daß die Herstellung von ganzen, halben und viertel Thalern nur mit Verlust verbunden war, dagegen die Prägung von Gulden (Drittelthaler) und Halbgulden (Sechsthaler 4) in Verbindung mit Sechsern auf die feine Mark Silber folgenden Gewinn abwerfen würde:

bei Guldenprägung	einen Schlagschatz von 6 Guld. 10 Gr.
bei Halbgulden u. Sechsern	„ „ „ 7 „ „

Außerdem wäre diese Umprägung schneller zu bewerkstelligen, als die von Tympfen. Bei den z. Z arbeitenden sechs Klippwerken könnten in einer Woche bis zu 53.400 Thlr. ausgebracht werden. Suvorov empfahl daher eindringlichst die Herstellung von Gulden und Halbgulden; bis er den Befehl hierzu erhielt, setzte er die beschleunigte Prägung von Sechsern fort, nachdem er inzwischen den Münzhof durch zwei neue Schmelzöfen vergrößert hatte 5) Diese Berechnung wurde auf

1) Georg Mich. No. 37, 46.

2) Ebenda No. 48.

3) Ebenda No. 44, Marienburg II, 77.

4) Es handelt sich hier um den ostpreuß./polnischen Guldenfuß; der Graumannsche Fuß von 1750 war ein 21 Gulden = 14 Thalerfuß demnach ein preuß. Gulden = $\frac{2}{3}$ Thaler! — Praun, § 4, pag. 154/155.

5) Georg Mich. No. 49.

Schlatters Veranlassung bezüglich des Gewinns gegenüber einer Prägung

- a) von russischen Geldsorten,
 b) von den jetzigen preußischen 6,3 und 2 Groschenstücken durch die russischen Wardeine Iwanow und Kutuzow nachgeprüft.

Es stellte sich hierbei heraus, daß bei einer Prägung von 200 Pud feinen Silbers in Gulden, diese zu $52 \frac{56}{67}$ Stück aus der 54 Solotnik feinen Mark ausgebracht unter Zugrundelegung von 8 Rbl. Unkosten für ein Legierungspud, $1) 751\,442 \frac{57}{96}$ Gulden Reinertrag abwerfen würden.

(1 Gulden = 30 Kop.)

In Rubeln gerechnet	219.567 Rbl. 71 $\frac{1}{4}$ Kop.
Dasselbe Quantum in russischen Sorten (77 Solotnik fein) vermünzt würde ergeben	154.817 Rbl. 84 $\frac{1}{4}$ Kop.
Somit ein Mehrgewinn von	64.749 Rbl. 87 Kop.

erzielt werden.

Bei einer Prägung von 200 Pud feinen Silbers in Halbgulden — diese $95 \frac{7}{67}$ Stück aus der 48 Solotnik f. Mark ausgebracht, unter Zugrundelegung von 10 Rbl. Unkosten für ein Legierungspud, $1\,521.671 \frac{61}{96}$ Halbgulden Reinertrag abwerfen würden.

($\frac{1}{2}$ Gulden = 15 Kop.)

In Rubeln gerechnet	220.673 Rbl. 13 $\frac{1}{2}$ Kop.
Dasselbe Quantum in russischen Sorten (77 Solotnik fein) vermünzt würde ergeben	154.817 Rbl. 84 $\frac{1}{4}$ Kop.
Somit ein Mehrgewinn von	65.865 Rbl. 29 $\frac{1}{4}$ Kop.

erzielt werden.

Der gewonnene Schlagschatz würde bei dieser Prägung die gewaltige Höhe von 42 % erreicht haben!

Im Vergleich zu den jetzigen preußischen 6, 3 und 2 Groschenstücken würde sich der Gewinn gleichfalls erhöhen:

1) = 40 russ. Pfund rauhes Gewicht, 2660 Solotnik f. Silber enthaltend.

Mehrgewinn bei Prägung von Gulden	Sechser	3 Groschen
	2411 Rbl. 12 ³ / ₄ Kop.	6731 Rbl. 33 ¹ / ₂ Kop.
	2 Groschen	1 Groschen
	3760 Rbl. 93 ¹ / ₄ Kop.	1150 Rbl. 79 Kop.
Mehrgewinn beider Prägung von Halbgulden	Sechser	3 Groschen
	3516 Rbl. 55 Kop.	7836 Rbl. 55 ³ / ₄ Kop.
	2 Groschen	1 Groschen
	4860 Rbl. 35 ¹ / ₂ Kop.	2256 Rbl. 21 ¹ / ₄ Kop. ¹⁾

Die Ausbringung der Gulden und Halbgulden würde im Vergleich zu den kleinen Sorten nur ein Fünftel an Zeit beanspruchen. Schlatter bat auf Grund dieser Berechnung um einen Befehl, ob nun mit der Herstellung dieser beiden neuen Werte nach der von Suvorov bereits eingereichten Zeichnung — Avers: Bildnis der Kaiserin. Revers: preuß. Adler, Jahreszahl und 3 bzw. 6 Ein Rth. Cour. — in Königsberg begonnen werden könnte. Bevor dieser Ukas an Suvorov am 13. März abging, war in Petersburg von Buturlin wieder ein eingehender Bericht über die von ihm gemachten Erfahrungen bezgl. des Münzwesens in Polen, Danzig und Ostpreußen eingelaufen, welcher nichts neues brachte, vielmehr nur nochmals betonte, daß alle guten alten preußischen Sorten restlos abgeflossen wären, an deren Stelle aber die äußerst verschrienen schlechten preußischen Achtgutesgroschenstücke = Drittelthaler, die schon durch das Patent vom 31. Dez. 1760 herabgewürdigt waren, immer noch zahlreich auftauchten. An guten Sorten erschienen, und diese auch nur noch selten, die alten polnischen Tympfe und Sechser, neben ihnen liefen ihre schlechten Leipziger Nachprägungen her. Suvorov wurde nun wohl in dem Befehl vom 13. März die Herstellung von Gulden und Halbgulden anheimgestellt, ihm aber zu bedenken gegeben, ob diese Prägung vielleicht nicht doch „unvorteilhaft“ sein könnte! Man befürchtete wohl, den inneren Wert dieser beiden neuen Sorten mit 54 bez. 48 Solotnik Feingehalt zu niedrig bemessen zu haben und dadurch ihrem Umlauf von vornherein Abbruch zu tun.¹⁾

Suvorov konnte diese Bedenken durch einen Bericht vom 4. April zerstreuen. Er legte dar, daß diese neuen Sorten die

¹⁾ Georg Mich., Nr. 51.

¹⁾ Ebenda Nr. 52.

schlechten preußischen Drittel, welche nur 33—47 Solotnik fein seien, an Güte bei weitem übertrafen. Selbst die schon ausgebrachten Tympfe mit einem Feingehalt von 48 Solotnik ständen gegen die neuen Gulden um 6 Solotnik zurück. Es läge demnach kein Bedenken vor, diese Sorten auszugeben, zumal der Königsberger Commerzienrat Jacobi ihm nach Empfang einiger Stücke, die er seinen Correspondenten in Schlesien, Danzig und Berlin gesandt hatte, versichern könnte, daß dieses Geld allenthalben gern genommen werden würde. Allerdings bestände die Gefahr, daß das neue Geld gerade wegen dieser Güte wieder außer Landes gehen und schließlich in Berlin umgeprägt werden würde.¹⁾ Aus einem Bericht des Gouverneurs an Buturlin vom 15. März ist zu entnehmen, daß in der Tat bereits die nur in geringer Zahl ausgegebenen Tympfe wegen ihres guten Gehalts vollständig verschwunden und aller Wahrscheinlichkeit nach Berlin abgewandert waren. Suvorov schlug vor, falls wieder Tympfe geschlagen würden, diese zu einem 18 Thaler Fuß auszubringen, um ihre Ausfuhr unlohnend zu gestalten und zugleich einen größeren Gewinn zu erzielen, zumal diese sich in größeren Mengen als die Sechser in kurzer Frist herstellen ließen.²⁾

Am 22. März konnte endlich die Veröffentlichung über die Ausgabe der neuen Gulden und Halbgulden ergehen.³⁾

Bisher hatte man keine Mittel und Wege gefunden, die zur Armee gesandten Rubel und anderen Species festzuhalten. Am 15. März bestimmte aber ein Senatsukas, daß hinfort für alle Angehörigen der Armee deren private Bezüge in Moskau oder Petersburg in die Kriegskommissariate einzuzahlen wären. Die Verrechnung sollte gelegentlich der nächsten Gehaltszahlung im Felde erfolgen. Hierdurch blieb das russische Geld in der Heimat, die Armee behalf sich mit dem neugeprägten Königsberger Geld und den übrigen im Lande umlaufenden Sorten.⁴⁾

Während so in Königsberg mit allen Kräften eine beschleunigte Prägung vor sich ging, war man auch in Moskau mit der Herstellung der so dringend nötigen preußischen Sorten

¹⁾ Georg Mich., Nr. 57.

²⁾ Ebenda Nr. 55.

³⁾ Ebenda No. 60. — Marienburg II 77/78. — Staatsarchiv Königsberg, Et. Min. 99 d.

⁴⁾ Georg Mich., No. 54.

eifrigst beschäftigt. Wiederholt schärfte der Senat der Moskauer Münze eine schnellere Prägung ein, da sie für Petersburg trotz Anspannung aller Kräfte immer noch nicht schnell genug vor sich ging. Der Mangel an guter Münze bei der Armee erforderte in der Tat dringend große Summen in kürzester Frist. Im Februar befahl der Senat, daß sobald 25 Pud in neuer Münze hergestellt, diese durch Extrapost unverzüglich über Nowgorod, Pskow, Riga nach Königsberg zu schaffen wären; von dort sollte Suworow diese Summe zusammen mit dem in Königsberg geprägten Gelde zur Verfügung des Grafen Buturlin an die Armee senden.¹⁾

Aus einem Schreiben der Petersburger Münzkanzlei vom 15. Februar an den Moskauer Münzhof ist ersichtlich, daß Moskau bereits 146 preußische Probesechser zur Begutachtung eingesandt hatte, von denen zwölf dem Dirigierenden Senat unterbreitet wurden.²⁾ Bei dieser Gelegenheit schlug Schlatter vor, im Interesse einer noch schnelleren Prägung die Herstellung von 3 und 2 Groschenstücken in Moskau aufzugeben, um nur Sechser und Tympfe auszubringen. Allerdings würde dann nicht ein so hoher Schlagschatz erzielt werden. Er würde bei der Verarbeitung von 200 Pud f. Silber

anstelle der Prägung von 3 Groschenstücken 15.413 Rbl. 30 $\frac{1}{2}$ Kop.

„ „ „ „ 2 „ 20.993 „ 68 „
weniger betragen. Im Vergleich mit der Ausbringung russischer Münzen könnte jedoch immer noch ein Mehrgewinn von 42 605 Rbl. 40 Kop. erzielt werden. Wesentlich war der Gewinn an Zeit, weil die Prägung von 100 Pud f. S. in 3 und 2 Groschenstücke 4 Monate, in Sechser und Tympfe dagegen nur 2 $\frac{1}{2}$ Monate erforderte. Dieser Vorschlag fand keine Genehmigung, es blieb bei dem Befehl, Sechser, Dreier und Doppelgroschen herzustellen. Die Ablehnung war wohl weniger darauf zurückzuführen, daß man mit dem geringeren Schlagschatz nicht einverstanden war, als daß man das dringende Bedürfnis an kleinster Münze einsah, das jetzt in erster Linie befriedigt werden mußte, zumal in Königsberg die ursprünglich angeordnete Prägung von Groschen und Schillingen — die erstere wegen zu langsamem Fortgangs, die andere wegen Unrentabilität — nicht zur Ausführung ge-

¹⁾ Georg Mich., No. 42, 45.

²⁾ Ebenda Nr. 47.

langte. Es wurde dagegen Schlatter befohlen, zwecks eiliger Herstellung die Arbeiterzahl in Moskau zu vergrößern. Beide Münzhöfe arbeiteten nun Tag und Nacht, die Armee konnte fortan reichlich mit den ersehnten Zahlungsmitteln versorgt werden. Im Mai lief ein Bericht des Grafen Buturlin in Petersburg ein, der große Aufregung hervorrief. Der General-Feldmarschall sandte einen Sechser ein, auf welchem in der Umschrift des Avers nach ELISABETH I die Buchstaben D(ei)G(ratia) fehlten. Als diese in Moskau geprägten Stücke über Königsberg in Marienburg anlangten und ausgegeben wurden, erklärte Danzig diese sofort für gefälscht und erließ eine Verordnung, die ihre Annahme verbot. Gleich darauf wandte sich die Stadt Marienburg wegen dieser Stücke an Buturlin. Dem war das plötzlich erwachte Mißtrauen gegen die neuen Sechser nicht recht begreiflich, das offenbar durch das fehlende D. G., durch den etwas geringeren Durchmesser und die abweichende Färbung der Stücke, vielleicht gar durch einen geringeren inneren Gehalt entstanden war. Er gab aber sofort bekannt, daß diese Sechser den bisherigen vollkommen gleichwertig wären, und es sich nur um einen neuen Stempel handelte, denn er befürchtete, daß die Stücke zum Schaden der Armee weiterhin zurückgewiesen würden. Suvorow erhielt den Befehl, die aus Moskau kommenden Sechser, wenn sie von gleichem inneren Werte wie die Königsberger wären, unverzüglich umzuprägen. Im Falle sie aber wider Erwarten geringhaltiger wären, sollte er die Stücke versilbern (!), weil diese schon rot schimmerten und nach längerem Liegen sogar schwarz würden. Zugleich schlug er vor, nach Königsberg fertige Schröttlinge aus Moskau zu senden, um Einheitlichkeit der Prägung zu erzielen.¹⁾

Wenige Tage später konnte Suvorov ein Gutachten Zitemanns über die verdächtigen Sechser einsenden, demnach hatten sie genau denselben Feingehalt von 4 Loth 15 Gran köln. Gewicht²⁾ wie die Königsberger Sechser und stimmten mit ihnen auch im Rohgewicht überein, obwohl ihr Durchmesser etwas kleiner war.³⁾ Er wies darauf hin, daß sie unmöglich umgeprägt

¹⁾ Georg Mich., No. 58.

²⁾ Schloezer, S. 10, § 4

Pfd.	Mark	Loth	Gran
1	2	32	576

³⁾ Nach meinen Messungen etwa 0,75 mm.

werden könnten, da bei dem dünnen Schröttling jedes Münzbild verschwinden und die Stücke verdorben sein würden. Außerdem entstanden hierdurch bei einer Summe von 100.000 Rthlr. etwa 2.750 Rthlr. Kosten und Verluste. Die rötliche, gelbe, teilweise auch schwarze Färbung wurde durch eine nicht genügende Reinigung und Trocknung der Schröttlinge vor der Prägung erklärt. Dieser Fehler ließ sich wohl nachträglich durch ein Kochen der Stücke in Salz- und Weinsteinlösung fortbringen, freilich ginge dann der Stempelglanz verloren, abgesehen davon, daß die Stücke dadurch leichter würden und ein Verlust von 2.002 Rthlr. bei oben genannter Menge entstände. Eine Versilberung, wie Buturlin vorschlug, kam überhaupt nicht in Frage, da eine solche mit sehr hohen Kosten verknüpft war und das Mißtrauen im Publikum noch mehr vergrößert hätte. Als einziger Ausweg wurde Umschmelzung empfohlen. Von einer Lieferung fertiger Schröttlinge versprach sich Zitemann nichts, da diese wegen des kleineren Umfanges nicht in die Prägemaschinen paßten, außerdem schon in allen Farben angelaufen, einträfen! Er empfahl die ganze weitere Prägung preußischer Sorten in Königsberg zu vereinigen, und alles dazu bestimmte Silber und Kupfer fortan hierher zu senden.¹⁾

Suvorov hatte inzwischen eine Bekanntmachung²⁾ über diese Sechser, nach Genehmigung Buturlins, am 11. Mai veröffentlicht, und für deren Verbreitung in Danzig, Elbing, Thorn, sowie ganz Polen Sorge getragen.

Einer Senatssitzung am 21. Mai lag der Schriftverkehr zwischen Buturlin und Suvorov über die Anstoß erregenden Sechser vor. Schlatter sollte sich nunmehr zu der Angelegenheit äußern. Dieser forderte einen der im April 1759 aus Königsberg der Hofkonferenz eingesandten Probesechser ein, um ihn mit dem Stück Moskauer Prägung, welches Suvorov eingereicht hatte, vergleichen zu können. Es stellte sich hierbei heraus, daß die Umschrift auf beiden die gleiche war, mithin das D. G. auch auf dem Probestück von 1759 fehlte. Die Moskauer Münze hatte demnach die Stempel durchaus richtig dem Königsberger Stück nachgeschnitten. Das Versehen war in Königsberg entstanden, da nach den Vorschlägen Korffs die Umschrift ELISABETHA I

¹⁾ Georg Mich., Nr. 60.

²⁾ Ebenda No. 64. Marienburg II 79.

D. G. IMP. TOT. RUSS. lauten sollte, und in dieser Form auch von dem Senat genehmigt war. ¹⁾ Auf den Fehler in der Umschrift allein konnte demnach die Beanstandung der Sechser beim Publicum nicht zurückgeführt werden, da schon solche vom Jahre 1759, ohne Aufsehen zu erregen, umliefen. Sicherlich war es die Färbung der Stücke, die zuerst Verdacht erregte, und als der Argwohn einmal wachgerufen war, auch der kleinere Schröttling. Schlatter sollte nun eingehend berichten, aus welchem Grunde die Moskauer Sechser kleiner geprägt worden und warum die Schröttlinge vor der Prägung nicht genügend getrocknet und gereinigt worden waren. Zugleich sollten die Schuldigen an dem Versehen festgestellt werden, um sie wegen des großen Schadens, den der Staat durch die Annahmeverweigerung erlitt, zur Rechenschaft zu ziehen. Gleichzeitig erhielt er den Befehl, den Rest der noch zu prägenden Sechser von jetzt ab genau nach dem Königsberger Stempel — mit D. G. — anzufertigen, und bei den anderen Sorten scharf darauf zu achten, daß sie mit den Stücken des preußischen Münzhofes übereinstimmten. Suvorov wurde unter demselben Tage aufgefordert, sich zu äußern, warum die jetzt in Königsberg geschlagenen Sechser nicht mit dem s. Z. übersandten Probestück in der Umschrift übereinstimmten. ²⁾ Er konnte hierauf nur berichten, daß sein Vorgänger Korff gemäß dem Allerhöchsten Befehl vom 9. März 1759 ³⁾ nach den demselben beiliegenden Zeichnungen zu prägen begonnen habe, und daß er noch heute nach diesen Entwürfen die Stempel anfertigen lasse. Er konnte sich nicht erklären, wie es im Jahre 1759 zu einer Prägung ohne die Buchstaben D. G. gekommen sei, zumal er auch aus den Acten nichts über die Angelegenheit habe ermitteln können. ⁴⁾

Während die Angelegenheit alle beteiligten Stellen in Aufregung hielt, sandte die Moskauer Münze im April zwei Berichte

¹⁾ Acta Borussica, Münzwesen, Beschreibender Teil II No. 1877—81, 1888, 1891 sind demnach Königsberger Prägungen, No. 1906—1911 Moskauer Prägungen. Beide Sorten ohne D. G. Letzere haben den kleineren Schröttling bei schärferer Prägung.

²⁾ Georg Mich. No. 66.

³⁾ Ebenda No. 5.

⁴⁾ Hiernach ist also in Königsberg ein Fehler gemacht, und dieser dann auf den nach Petersburg gesandten Probestücken dort gleichfalls übersehen worden.

über die bisherigen Leistungen an den Senat. Die Münze muß sehr angestrengt gearbeitet haben; bis zum 30. April waren 1312 Pud, 18 Pfund, $3\frac{1}{2}$ Solotnik Legierungssilber für Sechser hergestellt — von diesen in der Woche vom 23.—30. April allein 105 Pud, 38 Pfund, 32 Solotnik! — und hiervon bereits 1117 Pud als Zain ausgewalzt worden, aus welchem 2.891.258 Sechser ausgemünzt waren. 2.700.000 Stück im Gesamtgewicht von 459 Pud, 23 Pfund, 57 Solotnik hatten schon nach Königsberg abgehen können. In weiterer Bearbeitung befanden sich noch 852 Pud, 34 Pfund, 42 Solotnik für Sechser und 138 Pud schon hergestelltes Legierungssilber für die nach beendeter Sechserprägung zu beginnende Herstellung von Dreigroschenstücken. ¹⁾

Schlatter unterbreitete inzwischen dem Senat eine Rechtfertigung der Moskauer Wardeine Sagin, Moscalin und Ivanov, wegen der beanstandeten Sechser. Es heißt darin, die Schröttlinge wären absichtlich kleiner, in der Stärke dafür aber kräftiger gemacht worden, um das Münzbild besser hervortreten zu lassen. Zum Beginn der Prägung wären wohl 500 Stück in genau derselben Größe, wie die Königsberger Sechser geschlagen worden, jedoch wären von diesen mehr als 300 wegen kaum erkenntlichen Gepräges unbrauchbar. Die Schröttlinge waren für die Moskauer Maschinen zu dünn, so daß schon bei dieser Probeherstellung sechs Paar Stempel zersprangen. Wenn eine weitere Verwendung dünner Schröttlinge stattgefunden hätte, würde die Hälfte der hergestellten Sechser unbrauchbar gewesen sein, deren nochmalige Umprägung unter bedeutenden Kosten einen großen Verlust an Material und Zeit erfordert hätte. Eine so umfangreiche Herstellung, wie bisher — von Februar bis zum 20. Mai 3.805.000 Stück im Gewicht von 647 Pud, 29 Pfund, $28\frac{1}{2}$ Solotnik — wäre dann ganz unmöglich gewesen. Ferner hätten bei Verwendung dünner Schröttlinge die Maschinen sehr gelitten, da selbst bei der Prägung der stärkeren Münzscheiben schon 567 Paar Stempel gesprungen waren. Die Wardeine wiesen darauf hin, daß die im Februar nach Petersburg eingesandten 146 Probesechser bereits von kleinerem Umfang waren; da an diesen keine Ausstellungen gemacht wurden, wäre die gesamte weitere Prägung

¹⁾ Georg Mich., No. 62.

genau nach jenen Proben fortgesetzt.¹⁾ Den von Zitemann gemachten Vorwurf, daß die Schröttlinge vor der Prägung nicht genügend getrocknet und gereinigt wären, wies Moskau zurück, da dieser Vorgang durchaus keine Mehrarbeit verursachte und ungetrocknete Scheibchen sich garnicht hätten prägen lassen können. Sämtliche Sechser waren in Stempelglanz an die Kasse in Gegenwart des Rates Greve, der dieses bezeugt, abgeliefert worden. Zugleich wurde auf einen Widerspruch in dem Gutachten Zitemanns hingewiesen, wenn er an einer Stelle behauptete, fertige Schröttlinge aus Moskau zu einer Prägung in Königsberg nicht verwenden zu können, weil sie auf dem langen Transport durch Schwitzen und Feuchtwerden in den Säcken schwarz und gelb anliefen. Diese Angabe widerlegte somit seine Behauptung daß die fertigen Sechser infolge mangelhafter Reinigung vor der Prägung sich verfärbten. In der Tat war nur der lange Transport und das hierbei unvermeidliche Feuchtwerden die Ursache des unansehnlichen Aeußeren der Moskauer Gepräge. Hinsichtlich der schon begonnenen Ausbringung von Dreigröschern machte der Moskauer Münzhof die Mitteilung, daß auch diese mit einem kleineren Schröttling gefertigt würden, um ein besseres Münzbild zu erzielen. Die Umschrift wäre dieselbe, wie bei den Sechsern, demnach auch ohne D. G.²⁾ Da die Sechserprägung beendet war, konnte eine Abänderung der Stempel bei diesen nicht mehr vorgenommen werden. Für die Dreier dagegen waren 1 Pud 30 Pfund Schröttlinge und 110 Pud Zaine noch zu prägen. Man fragte an, ob dieser Rest nunmehr mit der Umschrift, welche auch D. G. enthält, ausgebracht werden sollte, und ob 15 Pud fertiger Dreier ohne D. G. nach Königsberg abgehen könnten. Hierauf traf der umgehende Befehl ein, letztere unverzüglich abzusenden, die weitere Dreigroschenprägung mit Stempeln, die das D. G. aufweisen, möglichst schnell zu Ende zu führen.³⁾ Am 14. Mai sandte der Senat an Schlatter den Bericht Suvorovs vom 4. April⁴⁾ über

¹⁾ Georg Mich. No. 67. — Die Moskauer Sechser sind nach meiner eigenen Anschauung sehr hübsche saubere Gepräge.

²⁾ Acta Borussica, Münzwesen, Beschreibender Teil II. — Nr. 1926—1930

³⁾ Ebenda No. 1924—1925. — Georg Mich. No. 67.

⁴⁾ Georg Mich. No. 57.

die Prägung von Gulden und Halbgulden, unter Beifügung von je einem Probestück aus der Königsberger Münze, mit dem Befehl feztustellen, ob es nicht vorteilhafter wäre, diese Sorten auch in Moskau auszubringen. Der hohe Schlagschatz, den gerade diese Prägung abwarf ¹⁾ ließ jetzt doch den Senat von seinem Vorsatz abgehen, Moskau ausschließlich zur Herstellung kleinerer Werte zu benutzen. Die Prägung von Drei- und Zweigroschenstücken sollte mit dem Beginn der Gulden- und Halbgulden-Anfertigung abgebrochen werden. Für letztere mußten 200 Pud Feinsilber vorerst verwendet und beide Sorten genau nach dem Königsberger Fuße

52⁵⁶/₉₆ Gulden aus der 54 Solotnik f. M.

95⁷/₉₆ Halbgulden aus der 48 " " "

mit einem Solotnik Remedium

ausgemünzt werden. Bis zum 28. Juni waren bereits 89 Pud 54 Solotnik f. Silber in 188.000 Gulden umgeprägt, nachdem unmittelbar vorher das Moskauer Münzkontor drei Probestücke nach Petersburg gesandt hatte. Hiervon behielt der Senat zwei, während das dritte an Suvorov unter Angabe des Feingehaltes abging, damit dieser dasselbe auf genaue Übereinstimmung mit den Königsberger Gulden untersuchen konnte.²⁾ Als Suvorov in seinem Bericht feststellte, das Stück wäre in Feingehalt und Raugewicht durchaus mit seinen Prägungen gleichwertig, jedoch an Umfang etwas kleiner, erging nach Moskau die strenge Weisung, bei der weiteren Fertigung unbedingt für dieselbe Größe des beigefügten Königsberger Gulden zu sorgen.³⁾

Hierauf konnte Moskau nur erwidern, daß bereits aus 206 Pud 4 Pfund 19 Solotnik Gulden genau nach der zuerst vorliegenden Königsberger Probe — auch hinsichtlich der Größe geprägt — und schon bis zum 2. August nach Preußen abgefertigt wären. Um Zweifel zu vermeiden, wurde darauf bestimmt, daß auch weiterhin nach dem zuerst erhaltenen Probestück gemünzt

¹⁾ Georg Mich. No. 51. Gutachten der Petersburger Münzkanzlei vom 10. März 1761.

²⁾ Ebenda Nr. 69.

³⁾ Ebenda Nr. 74.

werde. ¹⁾ Die Prägung ging schnell von statten; für die aus Moskau eingeforderte Gewinnberechnung wurde der in Ansatz zu bringende Preis für Silber und Kupfer und die Bewertung sämtlicher preußischer Sorten nach russischem Gelde nötig.

Petersburg setzte folgende Werte fest:

1 Gulden	= 30 Kop.
1/2 „	= 15 „
21 Sechser	= 1 Rbl.
1 Dreigröschler	= 3 Kop.

Solotnik fein Silber	= 20 Kop.
1 russ. feine Mark Silber	= 14 Rbl. 80 Kop.
1 Pud Kupfer	= 6 Rbl. ²⁾

Eine Abrechnung konnte jedoch nicht fertiggestellt werden, da von den verschiedenen Prägungen Zainreste übrig geblieben waren, welche erst sorgfältig berechnet werden mußten, um das bei dem Münzvorgange verdampfte Silber festzustellen. Von der Königsberger Münze liegt dagegen vom Juli 1761 eine Abrechnung über die in der Zeit vom 1. Februar bis 20. Juni 1761 erfolgte Ausprägung von 400 Pud Silber vor, welche einen genauen Nachweis über die Anzahl der einzelnen hergestellten Geldsorten bringt. Nach dieser Berechnung hatten die aus Petersburg gesandten 200 Pud

	Köll. Mark	Loth	Gran
Kupfer an Feinsilber enthalten:	72	15	3
die aus Petersburg gesandten 400 Pud Kolywanskisches Silber enthielten:	28.094	14	—
zusammen:	28.167	13	3

Es sind davon ausgeprägt worden:

	Rthlr.	Gr.	Pfg.
Gulden	für 141.290	—	—
Halbgulden	„ 155.010	45	—
Sechser	„ 205.597	24	—
Zweigröschler	„ 2.080	68	—
Schillinge	„ 1.444	55	6
	insgesamt	505.423	12 6

¹⁾ Georg Mich. Nr. 76. — Nach meinen Messungen betragen die Unterschiede im Durchmesser 1 mm; es ist nun leider nach oben erwähntem Vorgang nicht festzustellen, welche der kleineren Schröttlinge in Moskau geprägt sind, da die Königsberger Gulden allem Anschein nach in zwei Größen hergestellt wurden.

²⁾ Ebenda No. 71.

An Unkosten gingen ab: Rthlr. Gr. Pfg.			
22.121 Mark, 13 Loth, 3 Grän, angekauftes Kupfer zu 39 Gr. per Pfund	4.793	6	5
21.185 Mark, 7 Loth Peters- burger und Moskauer Kupfer, dieses nicht berechnet	—	—	—
Löhne, Gehälter und andere Unkosten	6.800	—	—
Probestücke an den Gouverneur	14	18	— = 11.607 24 5
	es blieben 493.815 78 1		

Das Bruttoergebnis von 505.423 Rthlr. 12 Gr. 6 Pfg. in Rubel — mit 21 Sechsern den Rubel umgerechnet — ergaben:
361.016 Rbl. 45 Kop.

An Rubeln hätten aus den 28.167 Mark 13 Loth, 3 Gran Feinsilber ausgebracht werden können	316.602	"	—	"
Mithin wurde ein Gewinn erzielt von	44.414	Rbl.	45	Kop. ¹⁾

Der Schlagschatz erreichte somit die Höhe von 13—14 % der hohe Kupferpreis, die Unkosten und die verlustbringende Schillingprägung hatte ihn herabgedrückt.

Gleichzeitig mit dieser Abrechnung erfolgte noch eine über eine Umprägung von 69.292 Rbl. 71 Kop. in demselben Zeitraum.²⁾ Diese muß demnach gleichzeitig mit der Verarbeitung der aus Rußland erhaltenen 400 Pud Kolywanskischen Silbers erfolgt sein.

Diese 69.292 Rbl. 71 Kop. kosteten bei Zugrunde- Rthlr. Gr.
legung von 21 Sechsern für den Rubel . . . 97.009 73 ;
hervorgegangen waren daraus: Rthlr. Gr.

Gulden	für	15.396	30
Halbgulden	"	68.820	75
Sechser	"	24.898	60
Groschen	"	1.242	24
		insgesamt	110.358 9

Die Unkosten betragen 1.545 —
somit erhalten 108.813 9
demnach ein Schlagschatz erzielt von . . . 11.803 26³⁾

¹⁾ Georg Mich. No. 75. — Marienburg II, 80.

²⁾ m. E. nach die vom Münzkontor eingewechselten devalvierten Goldsorten.

³⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99 e. — Marienburg II, 80.

welcher etwa 10 % betrug. Auch bei dieser Prägung hatten die Unkosten und die Zugrundelegung des hohen Wertes von 21 Sechsern für den Rubel den Münzgewinn gemindert.

Im November 1761 war die Fertigstellung der Gulden aus den hierfür bestimmten 200 Pud Silber beendet. Auf eine Anfrage des Moskauer Münzhofes, welche Stücke nun herausgebracht werden sollten, erfolgte der Befehl, aus den von der Guldenprägung übrig gebliebenen 187 Pud 14 Pfund 10 Solotnik Schnitzeln (es handelte sich um 54 Solotnik feinsilberhaltige Zaine) und dem übrigen Rest Abfallsilber im Gewichte von 19 Pud, 31 Pfund, 12 Solotnik preußische Stücke zu prägen, für welche sich der durch Zusammenschmelzen dieser Reste ergebende Feingehalt gerade eignen würde.¹⁾ Nach Abschluß dieser Ausmünzung sollte mit Gesamtabrechnung gedient werden. Allem Anschein nach wollte man schon im November 1761, nachdem auf beiden Münzhöfen die für preußische Geldsorten bestimmten 1000 Pud Kolywanskischen Silbers umgeprägt waren, abwarten, wie sich nun nach reichlicher Versorgung der Armee und des besetzten Gebietes mit diesen Zahlungsmitteln, das Geldwesen gestalten würde.

Das letzte Reduktionspatent hatte in Ostpreußen einen ganz bedeutenden Wandel zum Besseren geschaffen. Die Königsberger Kaufmannschaft, die an einem geordneten Münzwesen das größte Interesse hatte, war dem Gouverneur in verschiedenen Gutachten des Commerzcollegs mit Verständnis für die Bedürfnisse des Landes zur Hand gegangen. Als die kurländischen Kaufleute im Sommer 1761 Bar-Rimessen durchaus nur in alten guten Geldsorten und Species verlangten, ersuchte im Juni das Commerzcolleg den Gouverneur, die Ausfuhr nicht zu gestatten, da sich endlich diese guten Sorten wieder im Verkehr zeigten. Würde deren Ausfuhr erlaubt — wie es die Königsberger Bankiers gar zu gern gesehen hätten, die sich dem Gutachten des Commerzcollegs in dieser Angelegenheit schroff entgegenstellten — so würde in kürzester Frist das mit so vieler Mühe festgehaltene gute Geld wieder verschwinden.²⁾ Nach einem weiteren Gutachten des Commerzcollegs vom November weigerten die kurländischen Kaufleute sich, das neue Königsberger Geld anzunehmen, sie

¹⁾ Georg Mich. No. 77.

²⁾ Staatsarchiv Königsberg, Et. Min. 99 d.

verlangten gute alte preuß. Tympfe und Sechser, nahmen allerdings als vollwertig auch die bereits devalvierten preuß. Tympfe von 1758/59 an. Im Interesse des Handels war es nicht zu vermeiden, nach Libau, Mitau und Windau Bar-Rimessen zu machen, da diese Orte keine Plätze waren, auf die Wechsel gezogen werden konnten. Das Commerzcolleg war jedoch der Ansicht, daß die kurländische Kaufmannschaft mit der Zeit sich bequemen würde, das neue Geld anzunehmen, und bat nochmals dringend, das Verbot der Ausfuhr von guten alten Sorten und Species — auch nach Kurland — aufrecht zu erhalten.¹⁾ Die Frage blieb nach den Akten in der Schwebe. Im allgemeinen wurde bei Barsendungen, auch in guten Sorten, nach Kurland durch die Finger gesehen.²⁾ Die Kurländer müssen auf ihrer Forderung nach vollwertigen Zahlungsmitteln hartnäckig bestanden haben, forderten doch im Dezember 1761 die Mitauer Behörden von Suvorov, daß die Meilengelder seiner Posten durch Kurland in anderer Münze, als in neuen preußischen Sorten, die keinen Kurs hätten, bezahlt würden.³⁾

Im September hatte der Gouverneur noch einmal an das letzte Devaluations-Patent erinnernd, auf das Fortschaffen der schlechten Geldsorten und den 1. Jannar des kommenden Jahres den letzten Termin, nach welchem diese keinerlei Gültigkeit mehr hatten, hingewiesen.⁴⁾ Er konnte hierbei seine Befriedigung ausdrücken, daß ein merklicher Wandel zum Guten bezgl. der Münzverhältnisse allenthalben im Lande zu bemerken war. Ohne Zweifel war diese Besserung im Geldwesen der Anlaß vor der Hand mit weiteren umfangreichen Prägungen aufzuhören.

Am 5. Januar 1762 war die Kaiserin gestorben. Schon am 17. Januar erging nach Moskau die Weisung, mit der Prägung preuß. Sorten vorläufig ganz aufzuhören, da Zar Peter der Ausbringung solcher mit seinem Bildnis vor der Hand nicht zugestimmt hätte.⁵⁾ Vierzehn Tage darauf traf der Befehl ein, im Münzhoft alles, was mit der Prägung des preuß. Kriegsgeldes zusammenhing, bei Seite zu schaffen, und sich auf eine schnellste

¹⁾ Staatsarchiv Königsberg, Et. Min. 99 d.

²⁾ Ebenda, Et. Min. 99 d.

³⁾ Ebenda 99 d

⁴⁾ Ebenda 99 e

⁵⁾ Georg Mich. No. 79.

Herstellung von Rubeln mit dem Bilde Peters einzurichten.¹⁾

Eine Abrechnung über die im Jahre 1761 und in den wenigen Tagen des Jahres 1762 erfolgten Prägungen preußischer Münzen ist erhalten.²⁾ Nach dieser wurde in Moskau hergestellt:

	Gulden		Sechser		Dreier		insgesamt	
	Rbl.	Kop.	Rbl.	Kop.	Rbl.	Kop.	Rbl.	Kop.
1761	154.690	47 $\frac{1}{2}$	244.047	61 $\frac{3}{4}$	25.000	—	423.738	9 $\frac{1}{4}$
1762	15.238	9 $\frac{1}{2}$	5.714	28 $\frac{1}{2}$	—	—	20.952	38
im ganzen	169.928	57	249.761	90 $\frac{1}{4}$	25.000	—	444.690	47 $\frac{1}{4}$

Der Zahl nach:	1761	649.700	Stück	Gulden
		5.125.000	„	Sechser
		1.050.000	„	Dreier
	1762	64.000	„	Gulden
		120.000	„	Sechser

1 Gulden = 5 Sechser

1 Sechser = 4 $\frac{16}{21}$ Kopeken.³⁾

Diese stattlichen Mengen, zusammen mit den Königsberger Ausprägungen, durch die Armee im Laufe eines Jahres in Umlauf gebracht, konnten endlich das Geldwesen auf gesunde Füße stellen. Aus einer Bekanntmachung des Gouverneurs von Panin, des Nachfolgers Suvorovs, der nach dem Tode der Kaiserin von seinem Posten zurückgetreten war, vom 3. April 1762 geht hervor, daß kein schlechtes Geld mehr umlief. Eine große Beunruhigung brachten dagegen die plötzlich auftauchenden Tympfe vom Jahre 1759 mit dem Bilde der Kaiserin und der Umschrift: ELISAB: I: D: G: IMP: TOT: RUSSIAE. (!), die sich als Nachprägungen erwiesen, da sämtliche in Königsberg und Moskau geschlagenen Tympfe nicht RUSSIAE, sondern RUSS. in der Umschrift zeigten. Außerdem waren diese von einem so geringen Feingehalt, daß das Kupfer aus ihnen „hervorschaute“ und ihr wahrer Wert nur 7 Gr. betrug.⁴⁾ Es waren die von den preußischen Münzentrepreneurs — gleichzeitig mit Danziger Nachschlägen — heraus-

¹⁾ Georg Mich., S. 80.

²⁾ Ebenda S. 82.

³⁾ Ebenda

⁴⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99 c. — Georg Mich. No. 76. — Königsberg. Staats-, Kriegs-, Friedenszeitung No. 30 v. 14. April 1762. — Acta Borussica, Münzwesen, Beschr. Teil II. No. 1868—1872.

gebrachten Typfpe russischen Stempels, welche nach einem 40 Rthlr. Fuß geprägt wurden. Abgesehen von dem Gewinn des ungeheuer hohen Schlagschatzes hatte Friedrich es sich zu Nutze gemacht, daß die guten russischen Typfpe von 1759 in Polen nur wenig devalviert waren und daher eine gute Kaufkraft besaßen. Diese miserablen Nachprägungen sollten nun bei umfangreichen Getreideaufkäufen in Polen als gute echte Typfpe angesehen werden. In Ostpreußen wurde vor der Annahme gewarnt und jedes auftauchende Stück konfisziert. Bedeutend kann das Einströmen von diesen nicht gewesen sein, da die Acten später nichts mehr darüber enthalten. — So war das Land nun von schlechter Münze gesäubert. Die Königsberger Torschreiber z. B. hatten schon längere Zeit keine eingebrachten Geldsendungen mehr beanstandet, sodaß sie im April ermahnt wurden, in ihrer Aufmerksamkeit nicht nachzulassen. Es fiel auf, daß von ihnen nicht die geringsten beschlagnahmten Beträge mehr zur Münze eingeliefert wurden.¹⁾ Im Januar hatte Panin in Peterburg über eine weitere Prägung in Königsberg angefragt, ohne jedoch hierauf einen Bescheid zu erhalten. Im April berichtete er, daß die Prägungen, obwohl kein Befehl ergangen wäre, wegen des Schlagschatzes bisher unter dem Stempel des vergangenen Jahres weiter fortgesetzt würden. Der gesamte Überschuß betrage zur Zeit 120.000 Rthlr., von welchen er 50.000 Rthlr. für unvorhergesehene Ausgaben zurückgestellt hätte, dagegen mit den übrigen 70.000 Rthlr. laufend Silber für den Münzbetrieb beschaffte. Er bat nochmals um einen Befehl, wie es mit weiteren Prägungen gehalten werden sollte, welche Sorten und unter welchem Stempel diese ausgebracht werden müßten. Im Falle keine Prägungen mehr stattfinden dürften, schlug er vor, in Anbetracht der sonst so geringen Einnahmen aus dem Lande, 50.000 Rthl. des Münzgewinns zu Proviantausgaben für das Pommersche Korps zu verwenden.²⁾ Ein Bescheid auf diese Anfrage ist an keiner Stelle aus den Acten zu ermitteln. Jedes Interesse an dem Münzbetrieb scheint in Petersburg nach der Thronbesteigung Peters, des glühenden Verehrers Friedrichs, eingeschlafen zu sein. Leider ist auch

¹⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99 d.

²⁾ Georg Mich. No. 82.

nirgends eine Schlußabrechnung des Königsberger Münzhofes über die im Jahre 1762 erfolgten Prägungen aufzufinden. Wenn Panin berichtet, daß er unter dem Stempel des Vorjahres habe weiterprägen lassen, so meinte er sicher nur, daß er unter dem Stempel mit dem Bildnis der Kaiserin gemünzt habe. Allem Anschein nach haben aber wenigstens ein Teil der Stempel die Jahreszahl 1762 getragen, da es von diesem Jahrgang Sechser und Dreigröscher gibt.¹⁾ Gerade jene beiden Sorten warfen den hohen Münzgewinn ab, den er in seinem Bericht nach Petersburg hervorhebt. Die Dreigröscher müssen aus Königsberg stammen, da in Moskau 1762 nur noch Gulden und Sechser geprägt wurden. Bei den Sechsern ist es zweifelhaft, ob nicht auch die Moskauer Prägungen die Jahreszahl 1762 aufwiesen.²⁾

Die einzige Nachricht über das Ende der Königsberger Prägungen ist aus einem Schreiben des Gouverneurs an den Magistrat vom 21. Juni 1762 zu entnehmen, worin die Schließung der Münze erwähnt wird,³⁾ und die von der Stadt gestellten Geldzähler Eichert und Mathies, sowie der Kassierer Neumark aus den Diensten des Münzhofes entlassen werden, und der Magistrat der für diese gestellten Kautionsentbunden wird.⁴⁾

So hatten denn die russischen Prägungen ein Ende gefunden. Die Provinz kann mit Dankbarkeit an die Vorsorge, die der Feind dem Münzwesen eines occupierten Landes entgegenbrachte, zurückdenken. Sie auf das Bestreben nach einem hohen Schlagschatz zurückzuführen, wäre verfehlt; gewiß war der Gewinn stattlich, aber im Vergleich zu den Riesenprozenten, die die preußischen Münzentrepreneurs herauswirtschafteten, war er winzig und für die Kriegszeitläufe durchaus angebracht. Ostpreußen hat dadurch nicht die großen Opfer zu bringen gehabt, wie sie die anderen Provinzen Preußens, dem unheilvollen —

1) Acta Borussica, Münzwesen, Beschr. Teil II, No. 1912—1914, No. 1931

2) Nach meinen Messungen an den mir vorliegenden sehr seltenen Stücken war der Schrötling bei allen von der Größe der Königsberger Stücke der vorhergehenden Jahre, was dafür spricht, daß Moskau 1762 noch mit Stempeln von 1761 weitergemünzt hat, Königsberg dagegen unter Stempeln von 1762. Für eine Königsberger Prägung spricht auch, daß alle Stempel das D. G. aufweisen.

3) Auffallend ist es, daß an keiner einzigen Stelle eine Abrechnung über die Umprägung der eingezogenen geringhaltigen Münzen zu finden ist.

4) Stadtbibliothek Königsberg, Münzsachen No. 3, Vol. 3 1093.

im Staatsinteresse leider erforderlichen — Treiben der Münzunternehmer Friedrichs darzubringen hatten.

Am 5. Juli fand die Übergabe der Verwaltung an preußische Beamte statt; noch an demselben Tage gab die Kammer bekannt, daß nach wie vor nur die im Königsberger Münzhof unter kgl. preuß. und kaiserl. russ. Stempel geschlagenen Sorten, sowie die im Patent vom 20. Dezember 1760 als vollwertig bezeichneten Gepräge kursieren dürften. Alle übrigen Sorten blieben verboten und unterlagen der Confiscation. Schon eine Woche darauf konnte der Königsberger Magistrat die Kammer darauf hinweisen, daß in den wenigen Tagen nach Übergabe der Verwaltung ganz bedeutende Mengen verrufener Geldsorten — besonders Tympfe — sich eingeschlichen hatten.¹⁾ Wahrscheinlicher war es wohl, daß von der Bevölkerung der Wechsel in der Verwaltung als geeigneter Augenblick angesehen wurde, das noch versteckt gehaltene schlechte Geld an die Leute zu bringen.

Schon am 8. Juli war das Consortium der preußischen Münzentrepreneurs mit einem Gesuch beim König vorstellig geworden, alle ihnen früher zugestandenen „beneficia, conditiones und ordres“ auch für Preußen wieder in Kraft treten zu lassen und die Kammern entsprechend zu benachrichtigen. Vier Tage darauf wurde das Gesuch erneut unterbreitet. Dieses Mal mit dem Hinweis auf den am 2. Juli vereinbarten Vertrag, nach welchem bis Ende Dezember die Münzunternehmer bis 200.000 Mark fein Silber in Tympfe, Sechser und pr. Courant nach einem $19\frac{3}{4}$ Thlr. Fuß gegen einen Schlagschatz von 200.000 Rthlr ausbringen sollten. Dieser Vertrag wurde erst am 12. Juli vom Könige bestätigt, mit dem Zusatz, daß keine geringhaltigen Sorten in Ostpreußen von dem Consortium in Verkehr gebracht werden dürften und jede Einschmelzung, sowie das Herausschleppen guter Münzen untersagt würde. Das neu geprägte Geld war dagegen an allen Kassen, im Handel und bei Wechselzahlungen anzunehmen.²⁾

¹⁾ Stadtbibliothek Königsberg 1093, Münzsachen No. 3, Vol. 3.

²⁾ Geh. Staatsarchiv, Berlin, Tit. XVIII, Einrichtung der Münzen Preussen No. 6

Kammerpräsident Domhardt ¹⁾ war eifrigst bemüht, die geordneten Geldverhältnisse, welche die Russen mit so großer Sorgfalt wiederhergestellt hatten, der Provinz zu erhalten. Die im April 1763 einrückenden preußischen Truppen hatten eine Löhnung für zwei Monate in Geldsorten erhalten, die in Ostpreußen längst devalviert waren. Damit diese Summen nicht in den Verkehr kamen, wurde den Regimentern beim Überschreiten der Grenze alles schlechte Geld in gute Münzen eingewechselt, und jenes zum Einschmelzen in die Münze geschafft. Der dadurch entstandene Verlust von 101 000 Rthr. mußte von der Provinz aufgebracht werden. Es war dieses das nur unbedeutende Opfer, welches Ostpreußen der preußischen Münzverschlechterung zu bringen hatte. Der Betrag wurde durch eine Veranlagung, welche sich an die Steuerlisten für die eine Million betragende russische Contribution vom Jahre 1760 anlehnte, auf die verschiedenen Bezirke und Stände des Landes verteilt. Die Kammern schlugen vor, daß

der Adel	$\frac{21}{72}$ tel	29.458 Rthlr.	30 Gr.
Domänenämter	$\frac{21}{72}$ „	29.458	„ 30 „
Stadt Königsberg	$\frac{15}{72}$ „	21.041	„ 60 „
Kaufl., Bankiers u. Juden	$\frac{9}{72}$ „	12.625	„ — „
Kleine Städte d. Kgb. Dep.		5.611	„ 10 „
Kleine Städte d. Gumb. Dep.		2.805	„ 50 „

zu tragen hätten; Domhardt bestand auf schnellste Eintreibung. Die Regierung sprach sich gegen die Verteilung aus, da der Adel den auf ihn entfallenden Teil weder zahlen konnte, noch wollte. Hierdurch ließ sich Domhardt bestimmen, den vom Handel zu tragenden Anteil etwas zu erhöhen, da dieser durch das Fortschaffen des schlechten Geldes den größten Vorteil hatte, um dafür dem Grundbesitz eine Erleichterung zu gewähren. Die Verteilung änderte sich nun,

der Adel hatte	$\frac{16}{72}$ tel	(statt $\frac{21}{72}$ tel)	22.444 Rthlr.	40 Gr.
Domänenämter	$\frac{21}{72}$ „		29.458	„ 30 „
Stadt Königsberg	$\frac{11}{72}$ „	(statt $\frac{15}{72}$ „)	15.430	„ 50 „
Kaufl., Bankiers u. Juden	$\frac{18}{72}$ „	(statt $\frac{9}{72}$ „)	25.250	„ — „

¹⁾ Joachim: Joh. Fr. v. Domhardt, Berlin 1899. Dem Verfasser ist darin eine Verwechslung des Guten Groschen pr. Courant = $\frac{1}{24}$ Thlr., und dem ostpreussischen Groschen = $\frac{1}{90}$ Thlr. unterlaufen!

Kleine Städte d. Kgb. Dep.	5.611 Rthlr. 10 Gr.
Kleine Städte d. Gumb. Dep.	2.805 „ 50 „

aufzubringen. Auch dieser Plan wurde von der Regierung in unhöflichem scharfen Tone mit dem Hinweis bemängelt, daß der Adel einzig und allein den „General Huben Schoß“ als directe Abgabe zu leisten hätte. Die Kammer ließ sich jedoch auf keine weiteren Verhandlungen ein, es blieb bei der Entrichtung des vorgesehenen Anteils, welcher, wenn nicht schleunigste Einzahlung erfolgte, durch die Landräte eingetrieben werden würde. Gleichzeitig wurde der Regierung klargemacht, daß dieser einmalige Beitrag durchaus nicht als eine Steuer anzusehen wäre ¹⁾ Die Provinz konnte dem Kammerpräsidenten für die Verhütung einer erneuten Überschwemmung mit schlechtem Gelde durch die preußischen Truppen durchaus dankbar sein! Es steckten trotzdem noch reichlich devalvierte preußische Sorten in der Bevölkerung, die solche, um Verluste zu vermeiden, während der russischen Besetzung nicht eingewechselt hatten, und auf gelegeneren Zeiten wartend, zurückhielten. Selbst viele Kassen hatten an geringhaltigen Münzen noch Bestände und traten nun, wie zur Zeit russischer Verwaltung, mit derselben Anfrage an die Kammer heran, wie diese verrechnet werden sollten. Bisher war hierauf die Antwort stets ausgeblieben. Jetzt wurde allen der gleiche Bescheid, diese Sorten auf das „fördersamste und convenabelste“ zum möglichst geringen Schaden für die Kassen umzusetzen und in der Rechnungslegung den Verlust anzuführen. ²⁾

Ueberaus betriebsam und rege zeigten sich die Juden, die von den Russen scharf beobachtet, seit dem Jahre 1760 nicht mehr wie früher zum Schaden des Landes den Gold- und Silberhandel betreiben durften. Im Oktober 1762 bat die jüdische Gemeinde in Königsberg um Aufhebung dieses Verbotes, indem auf das General Juden-Privileg vom 17. April 1750 hingewiesen wurde. ³⁾ Besonders scharf muß Zitemann diesem unerlaubten

¹⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99 e.

²⁾ Ebenda, Königsberg, Et. Min. 99 e.

³⁾ Artikel XVII dieses Privileges: „Damit nun alle die unter Unserm Schutz-stehenden Juden eigentlich wissen und angewiesen werden mögen, was ihnen vor Nahrung und Gewerbe zu treiben erlaubet; so soll denselben mit folgendem zu handeln und Verkehr zu treiben nachgegeben seyn, nemlich mit Drapd'or, Drapd'argent, weichen Stoffen und Bändern und dergleichen, mit Jouvelen, Bruch, Gold und Silber, Lingots p. p.“

Handel auf die Hände gesehen haben; in diesem Gesuch wurde ihm — dem „unruhigen“ Münzmeister Zitemann! — ein gehässiger Seitenhieb erteilt. Dem Antrag wurde nicht entsprochen, jeder Handel in Gold und Silber blieb bis auf weiteres den Münz-entreprenours und dem Beauftragten des Königsberger Münzhofes vorbehalten. Dagegen erging im Januar 1763 eine Verordnung, jedermann, der beim Aufkauf von Geld betroffen wurde, unverzüglich zur Aburteilung nach Königsberg zu transportieren.¹⁾

Im Januar 1763 konnte die Münze wieder in Betrieb gesetzt werden. Die Kaufmannschaft war mit dem vom Könige und den Unternehmern vereinbarten Münzfuß von $19\frac{3}{4}$ Thlr. nicht zufrieden, sie hätte gern einen 16 Thlr. Fuß gewünscht, da Polen nur nach guter Münze verlangte. Bei einer Ausprägung nach diesem Fuße hätte jedoch der Schlagschatz von 200.000 Rthlr. nicht bezahlt werden können. Das Consortium erklärte sich aber schließlich bereit, einen 18 Thlr. Fuß zu bringen, obwohl klarzulegen versucht wurde, daß ein solcher von $19\frac{3}{4}$ Thlr. zur Zeit durchaus genügt hätte. Wenn die Königsberger Kaufmannschaft den Ausfall des Schlagschatzes gedeckt haben würde, wäre der König mit einem 16 Thlr. Fuß einverstanden gewesen.²⁾ Alle Verhandlungen zerschlugen sich, Domhardt gelang es zum Wohle des Landes jede Prägung nach dem geringen $19\frac{3}{4}$ Thlr. Fuß in Königsberg zu verhindern, ebenso eine Ausbringung von Tympfen nach 18 Thlr. Fuß, von welchen 1763 nur Probeschläge vorgenommen wurden. Es war genügend Courantgeld im Lande in Gestalt der zum Vorschein gekommenen preußischen devalvierten Tympfe,³⁾ denen je nach dem inneren Gehalt ein verschiedener Wert beigelegt wurde. Man behalf sich lieber mit diesen, als mit neuen Prägungen von geringerem Fuß. Im Jahre 1763 kam es nur zu einer Prägung von Sechsern nach 18 Thlr Fuß, welche die Unternehmer gern in Polen hätten coursieren sehen. Das auswärtige Departement setzte sich — jedoch ohne Erfolg — hierfür ein. Auch Polen machte alle Anstrengungen, endlich zu einem gesunden Münzwesen zu gelangen. Münzen, welche geringhaltiger als die Johann Casimirs waren, durften nicht mehr umlaufen. Der preußische Legationssekretär Benoit,

1) Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99 e.

2) Acta Borussica, Münzwesen III, 169—175.

3) Ebenda III, 174.

welcher sich um die Zulassung dieser neuen Sechser in Warschau bemüht hatte, konnte bei dieser Gelegenheit berichten, daß auch die unter russischem Stempel geschlagenen Sorten devalviert seien. Sie hätten sich hier von selbst devalviert, weil niemand sie annehmen wollte. Die Russen hätten jenes Geld mit Gewalt in den Verkehr gebracht.¹⁾ Sicherlich haben die schlechten Nachprägungen der unter russischem Stempel geschlagenen Tympfe durch das preußische Münzconsortium mit dem Stempelfehler RUSSIAE, die in bedeutenden Mengen nach Polen hinein praktiziert worden waren, dem im Anfang garnicht so unbeliebten russischen Kriegsgeld das letzte Vertrauen genommen.

Die Kammer war unermüdlich in ihren Anstrengungen, der Provinz ein gutes Geldwesen zu schaffen. Wiederholt ergingen Verordnungen zur Verhütung der Ausfuhr guter Münzen, wobei auch darauf gesehen wurde, daß die devalvierten preußischen Sorten zwecks Umprägung der Königsberger Münze erhalten blieben. Concessionierte Aufkäufer durften diese herabgesetzten Tympfe mit $\frac{1}{2}$ Gr. Wechslerprovision für den Münzhof ankaufen. Rubel und Species konnten im Interesse des Handels nach Rußland ausgeführt werden, ebenso alles andere schlechte Geld nicht preußischer Herkunft.²⁾ Die holländischen Ducaten wurden zum Tageskurs an allen Kassen angenommen. Die schlechten Elbinger Schillinge dagegen, welche das Land stark überfluteten, verbot man. Die Aufkäufer des Münzconsortiums wurden scharf beobachtet, damit sie kein gutes Geld herausschleppten, oder den Landbewohnern schlechte Sorten als vollwertig aufschwatzten.

Dank dieser großen unablässigen Aufmerksamkeit gelang es Domhardt, die Provinz vor der unheilvollen Kriegsgeldüberflutung zu bewahren, bis 1764 wieder allenthalben auf preußischen Münzstätten die Prägungen nach dem guten Graumannschen 14 Thlr. Fuß begannen. Die russischen Sorten wurden jetzt auch ihrem inneren Gehalte nach devalviert und zur Umschmelzung eingezogen. Im großen ganzen war dieses bis 1766 geschehen doch wurden noch bis 1774 mitunter Posten hiervon umgetauscht.³⁾

¹⁾ Geh. Staatsarchiv, F. No. 126 a. 4.

²⁾ Staatsarchiv, Königsberg, Et. Min. 99 e.

³⁾ Acta Borussica IV, 220.

Die große Bedeutung, welche die Königsberger Münze seit über hundert Jahren für Ostpreußen und die Nachbarländer gehabt hatte, erlangte sie nicht mehr. Die Tympfe, das Hauptcourantgeld, hatten abgewirtschaftet, ihre Verschlechterung bis zu einem 40, ja sogar 60 Thlr. Fuß — letztere durch den Unternehmer Lewin — ¹⁾ hatten diese in Polen zu sehr in Mißkredit gebracht. Man wollte auch von den guten preußischen nach 14 Thlr. Fuß geprägten Achtzehngröschern nichts mehr wissen. Der letzte Tympfe ging 1765 aus der Königsberger Münze. — Damit hatte die Prägestätte ihre Rolle im Münzwesen Ostpreußen und seiner Nachbarländer ausgespielt. Der ganze weitere Betrieb wurde mit Mühe aufrechterhalten, bis er im Jahre 1802 gänzlich aufhörte und die Gebäude ein Jahr darauf versteigert wurden.

Am Schluß meiner Darlegungen angekommen, fasse ich die Ergebnisse der Untersuchung kurz zusammen:

Schon seit den Zeiten Herzog Albrechts hatten die Prägungen des Königsberger Münzhofes eine große Bedeutung in der Geld- und Handelsgeschichte Ostpreußens und seiner Nachbarländer gewonnen. In Polen, Litauen, Kur- und Livland erfreuten sich die Königsberger Münzen wachsender Beliebtheit. Ostpreußische Tympfe und Sechser waren die eigentliche Handelsmünze des Ostens und bis nach Pommern, Schlesien und der Neumark verbreitet. Mit dem immer stärker werdenden Bedarf konnten die Prägungen nicht gleichen Schritt halten. Es fehlte häufig an Silber. Die Folge war ein empfindlicher Mangel an diesen Sorten, der sich besonders stark um das Jahr 1750 auch bei den kleineren Werten von 3-, 2- und 1-Groschenstücken, sowie Schillingen einstellte, und das Eindringen nicht immer vollwertiger fremder Geldsorten mit sich brachte.

Das seit 1750 im preußischen Staat eingeführte Preußische Courant — nach dem Graumannschen 14 Thlr. Fuße — konnte das Bedürfnis an kleiner Münze im Osten der Monarchie nicht befriedigen, da es unbeliebt war und sich im Handel nicht einzubürgern vermochte. Schon 1751 wurden deshalb in Königsberg wieder Tympfe und Sechser geschlagen, nachdem der Münzhof fast sieben Jahre stillgestanden hatte.

¹⁾ Ebenda, Münzwesen IV, 191. 219.

Durch die schlechte finanzielle Lage des Staates waren seit 1755 die preußischen Prägestätten in die Hände von Münz-entrepeneurs übergegangen, die, um den immer höher werdenden Schlagschatz an den König abführen zu können, den Münzfuß dauernd verschlechterten. Im Jahre 1757 wurden die Sechser noch zu einem 18 Thlr. Fuß, die Tympfe zu einem 16 Thlr. Fuß ausgebracht. Letztere sanken bis zum Jahre 1762 auf einen solchen von 40 Thlr. herab.

Glücklicherweise konnte die Königsberger Münze sich an der verschlechterten Ausprägung nicht beteiligen. Sie kam im Januar 1758 zum Stillstand, da die Russen die Stadt besetzten. Schon im Frühjahr machte sich erneut der Mangel an kleinerer Münze bemerkbar, der mit einem starken Schwinden aller Gold- und Silberspecies verbunden war. Dagegen ließ sich ein starkes Zunehmen schlechter preußischer Gepräge feststellen. Die Helfershelfer der preußischen Münzentrepeneurs in Berlin waren emsig bemüht, die guten Münzen durch das neue schon stark verschlechterte Geld aus der Provinz heraus zu ziehen.

Die Russen hatten dieses Treiben bald durchschaut. Durch ein Annahmeverbot dieser schlechten Sorten an den Kassen glaubte der Gouverneur von Korff, Abhilfe schaffen zu können. Das von Petersburg vorgeschlagene Mittel der Devaluation wollte Korff, welcher der Provinz durchaus wohlgesinnt war, mit Rücksicht auf den jeden Einzelnen treffenden Verlust, noch nicht anwenden. Das Annahmeverbot hatte zur Folge, daß der Mangel an guter Münze sich noch verschärfte, denn ein jeder hielt nun das gute Geld, welches bei Abgabenzahlungen einzig und allein angenommen wurde, fest. Im Verkehr tauchten immer mehr die geringhaltigen preußischen Tympfe auf. Im September erging ein Einfuhrverbot für diese. Nach dessen Veröffentlichung war wohl eine Abnahme zu bemerken, andererseits machte sich aber das Fehlen kleiner Zahlungsmittel noch fühlbarer.

Korff sah sich dadurch veranlaßt, die Wiedereröffnung des Königsberger Münzhofes zu erwägen. Der frühere preußische Münzmeister Zitemann mußte ihm verschiedene Vorschläge unterbreiten, die bei einer Ausmünzung ostpreußischen Provinzialgeldes nach einem 17 Thlr. Fuße einen erheblichen Schlagschatz in Aussicht stellten. Petersburg genehmigte im Frühjahr 1759 die Vorschläge und die Ausmünzung von 100 000 Rthlr. preußischer

Sorten unter dem Bilde der Kaiserin. Um dem Kleingeldmangel bis zum Beginn der Prägung abzuhelfen, hatte man in Petersburg beschlossen, für 400.000 Rbl. russisches Kupfergeld nach Ostpreußen zu senden! Hiervon waren schon 250.000 Rbl. unterwegs, als es dem Gouverneur zum Glück noch gelang, dieses Projekt zu verhindern.

Die neuen Prägungen waren inzwischen mit Freude aufgenommen worden. Das Einströmen der unerwünschten geringhaltigen preußischen Sorten nahm trotzdem zu. Dagegen richtete sich im Januar 1760 ein erneutes Einfuhrverbot Korff's, welches strenge Strafen androhte. Leider stellte sich das bei der Königsberger Münze schon in früheren Jahren beobachtete Übel des Silbermangels ein, sodaß die neue Prägung und damit die Versorgung des Landes mit guten Zahlungsmitteln stockte. Mittlerweile hatten sich auch andere deutsche Gepräge in bunter Mannigfaltigkeit eingeschlichen, darunter solche, die sogar schon in Berlin wegen ihres geringen inneren Wertes verboten waren!

Korff beabsichtigte nun, jede Einfuhr von Scheidemünzen zu verbieten. Von diesem Vorsatz brachte ihn jedoch ein Gutachten des Commerzcollegs ab, welches vorerst eine noch schärfere Controlle auf schlechte Sorten empfahl, worauf ein drittes, sehr strenge Strafen androhendes, Patent wider die Einfuhr aller geringhaltigen Münzen, welche, soweit sie bekannt waren, namentlich aufgeführt wurden, erging. Doch auch dieses Einfuhrverbot blieb ohne Erfolg. Die Armee brachte zuviel schlechtes Geld in Umlauf, außerdem standen die unbesetzten Grenzen jedem Einbringen offen. Wohl waren bedeutende Summen schon beschlagnahmt und confisciert, die Kontrolle konnte jedoch nicht allgegenwärtig sein. Ratlos stand die Verwaltung dieser Überschwemmung mit schlechter Münze gegenüber. Das gute Geld war mittlerweile abgewandert. Niemand, selbst die Kassen nicht, konnte sich mehr durch die hunderte von verschiedenen Geprägen hindurchfinden. In diesem chaotischen Anschwellen schlechtester Scheidemünze erstickte schließlich jeder Handel und Verkehr. Endlich hielt Korff den Zeitpunkt im Sommer 1760 für gekommen, mit der Devaluation zu beginnen. Im August erfolgte das erste Herabwürdigungspatent, in welchem vorerst nur etwa zwanzig geringhaltige Sorten aufgeführt wurden.

Leider waren dadurch noch bei weitem nicht alle schlechten Sorten erfaßt.

Der Münzhof konnte mit den Prägungen, die so nötig waren, wegen Silbermangels nicht fortfahren. Endlich überwies Petersburg die geringfügige Summe von 24193 Albertusthalern zur Umprägung. Ein Tropfen auf dem heißen Stein! Erst im Dezember, als die Not auf das Höchste gestiegen war, entschloß man sich eine großzügige Prägung vorzunehmen. Hierzu wurden 1000 Pud Kolywanskisches Silber aus dem Kronschatz der Kaiserin zur Verfügung gestellt, von denen der Königsberger Münzhof 400 Pud, und Moskau zwecks beschleunigter Ausbringung 600 Pud in preußische Provinzialsorten vermünzen sollte.

Gleichzeitig erfolgte das zweite große Devaluationspatent, welches unter 200 verschiedenen Sorten etwa 80 geringhaltige Gepräge aufführte.

Dieses Patent und die Ausmünzung jener 1000 Pud fein Silber bedeuteten den Wendepunkt in den Münzverhältnissen der Provinz. Mit allen Kräften wurde an die Herstellung sämtlicher ostpreußischer Sorten gegangen, schießlich brachte man auch Gulden und Halbgulden heraus. Der Schlagschatz war bedeutend, er steigerte sich bei einzelnen Sorten bis auf 40 Prozent, trotzdem wurde ein Münzfuß von 19 Thlr. nie überschritten. Alle hergestellten Summen brachte die Armee in Umlauf. Mitunter ergaben sich Schwierigkeiten beim Publikum, weil die Königsberger und Moskauer Prägungen nicht immer gleiche Stempel aufwiesen, wodurch der Argwohn erweckt wurde, als handelte es sich um Nachschläge. Am Ende des Jahres 1761 war die Ausmünzung beendet. Eine Gesundung des gesamten Geldwesens war erzielt. Mit weiteren umfangreichen Prägungen wurde dann aufgehört, zumal am 5. Januar 1762 die Kaiserin Elisabeth gestorben war, und Peter, der glühende Verehrer Friedrichs, an einer Ausmünzung keinerlei Interesse zeigte und die Provinz von schlechter Münze befreit war.

Dankbar muß Ostpreußen an die Sorgfalt, die der Feind dem Münzwesen eines occupierten Landes entgegenbrachte, zurückdenken. Die großen Schäden, welche das Kriegsgeld der preußischen Münzentrepneurs den andern Provinzen brachte blieben Ostpreußen erspart.

Nachdem im Juli 1762 die Verwaltung wieder in preußische Hände übergegangen war, tauchte plötzlich eine Fülle zurückgehaltenen schlechten Geldes auf. Die Kammer tat unter ihrem rührigen Präsidenten Joh. Friedr. von Domhardt ihr möglichstes, dem Lande das von den Russen hinterlassene geordnete Münzwesen zu erhalten. Als die preußischen Münzunternehmer mit dem Könige einen Vertrag über Prägungen zu einem $19\frac{3}{4}$ Thlr. Fuße abgeschlossen hatten, war es dem unablässigen Bemühen Domhardts gelungen, die Provinz vor solch geringhaltigen Geldsorten zu bewahren. Nachdem die Königsberger Münze im Jahre 1763 wieder in Betrieb genommen, kam es nur zur Prägung von Sechsern nach einem 18 Thlr. Fuß, bis im nächsten Jahre wieder auf allen Münzstätten der Monarchie der gute Graumannsche 14 Thlr. Fuß eingeführt wurde.

Die Königsberger Münze hatte ihre große Zeit hinter sich. Irgend welche Bedeutung konnte sie nicht mehr erlangen. Die ostpreußischen Provinzialmünzen besonders die Tympfe, hatten durch die zunehmende Verschlechterung im Laufe des Krieges ihre Beliebtheit verloren. Niemand wollte mehr von ihnen etwas wissen. Im Jahre 1765 ging der letzte Tympf aus der Königsberger Münze hervor. Der weitere Betrieb schleppte sich mühsam bis zur endgültigen Schließung der Münze im Jahre 1802 hin.

Insgesamt hatten die Russen auf den Prägestätten Königsberg und Moskau an preußischen Sorten ausgebracht:

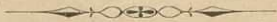
	Gulden Stück	Halb- gulden Stück	Tympfe Stück	Sechser Stück	Drei- gröcher Stück	Zwei- gröcher Stück	Groschen Stück	Schillinge Stück
1759 Königsberg	keine	keine	268745	3795000	36972	126657	112650	734014
1760 Königsberg	keine	keine	52636	488782	?	?	?	?
1761 Königsberg I. Posten	423870	930061	?	3083959	keine	93634	keine	390074
1761 Königsberg II. Posten	46189	412925	?	373480	keine	keine	111804	keine
1761 Moskau	649700	keine	keine	5125000	1050000	keine	keine	keine
1762 Moskau	46000	keine	keine	120000	keine	keine	keine	keine
1762 Königsberg	keine	keine	keine	?	?	keine	keine	keine
Insgesamt	1165759	1342986	321381	12986221	1086972	220291	224454	1124088

Es sind außerdem Dreigröschler, Zweigröschler, Groschen und Schillinge von 1760 geprägt worden,¹⁾ auch Sechs- und Dreigröschler von 1762 aus Königsberg (Anzahl unbestimmt) ebenso Tympfe von 1761²⁾, über welche keine Abrechnungen weder in den deutschen noch den russischen Acten vorzufinden sind.³⁾

1) Acta Borussica, Münzwesen, Beschreib. Teil II, S. 147–149.

2) Ebenda No. 1876.

3) Bahrfeld bringt in s. Werk „Marienburg“ nur eine Abrechnung vom Jahre 1760, in welcher diese Sorten auch nicht erwähnt sind. Die Stücke sind äußerst selten, wahrscheinlich sind es Probeschläge, oder ganz geringe Ausprägungen.



Wirtschaftsordnung des Elbinger Ordenshauses.

Von

Walther Ziesemer.

Die in den letzten Jahrzehnten gedruckten Wirtschaftsbücher des Deutschen Ordens gewähren uns vortreffliche Einblicke in seine Verwaltung, Wirtschaft und Kultur. Das Treßlerbuch entrollt uns ein überaus reiches, buntes Bild der Ordenskultur zur Zeit ihrer Blüte um 1400, das Hauskomturbuch führt uns in die Mauern der Marienburg und läßt das tägliche Leben, wie es sich in den einzelnen Wirtschafts- und Arbeitsstätten abspielte, an uns vorüberziehen, an der Hand der Ämterbücher wandern wir zu allen Burgen des Ordenslandes, öffnen die einzelnen Räume und erblicken alle Gegenstände, die in ihnen aufbewahrt sind.

An diese kulturgeschichtlichen Quellen reiht sich als eine bescheidene Ergänzung die Wirtschaftsordnung des Elbinger Ordenshauses, die in den folgenden Blättern veröffentlicht werden soll. Sie enthält eine Uebersicht über die wirtschaftliche Einrichtung der Burg und der zu ihr gehörigen Personen, wie sie sich im Laufe der Jahre herausgebildet hatte, und bringt trotz ihrer Kürze uns doch neue Einblicke in die Verwaltung des Ordenshauses und das tägliche Kleinleben. Zur Einführung in den Inhalt mögen folgende Bemerkungen dienen.

Wir hören zunächst, wieviel Stoffe man jährlich für die Ritter und Knechte in die Trappenie, das „Bekleidungsamt“, zur Anfertigung von Mänteln, Kleidern, Hosen u. dgl. gab, welcher Art diese Stoffe waren und wieviel Lohn die Handwerker für ihre Arbeit erhielten. Wir hören weiter von den jährlichen Lieferungen für die Konventsküche. Die in der Nähe der Burg liegenden Dörfer hatten über 105 Schock Hühner und über 7 Schock Gänse zu liefern; andere hatten Fische, Honig,

Pfeffer, Mohn, Senf, Reis, Rosinen, Feigen, Mandeln zu liefern. Einige Ordensbeamte sorgten für Butter oder gaben aus dem ihnen zur Verfügung stehenden Fonds Geld zur Anschaffung von Schweinen. Eine Aufzählung des Gesindes ergibt, daß damals 152 Knechte zum Hause gehörten. Wir erfahren weiter, wieviel Lohn die einzelnen Köche erhielten, wieviel Materialien und Löhne für die Schmiede und den Keller nötig waren und was die Kirchenbeamten jährlich zu empfangen hatten. In einem Abschnitt über die Beköstigung werden wir u. a. über die Plätze der Geistlichen, Schreiber, Glöckner, Frühmeßschüler, Jungen, Pfeifer (Spielleute) im Remter orientiert, und ein weiterer fügt hinzu, an welchen Tischen im Remter die Diener, Kämmerer, Witinge, Büchenschützen zu sitzen hatten: wir sehen, wie sich zu den gemeinsamen Mahlzeiten der Remter mit den Insassen des Hauses füllt, sie nehmen je nach ihrem Range am Herren- oder an dem Witinge- oder Jungentisch oder der Zimmerleute Tisch ihre Plätze ein. Aus diesem Brauch, außer den Ordensbrüdern auch eine Reihe von andern Personen bei den gemeinsamen Mahlzeiten zu vereinigen, erklärt es sich, warum die Remter verhältnismäßig große Räume waren. Bisher hatte man kaum eine befriedigende Erklärung hierfür, die Elbinger Wirtschaftsordnung gibt sie uns. Es folgen Anweisungen für den Steinhof, das Schnitzhaus, Zimmerhaus, Kornhaus, den Viehhof, die Firmarie (Krankenhaus), für die Fastenabgaben, das Opfergeld und die von den Polen im Dienste der Burg zu leistenden Arbeiten. Den Schluß bildet eine ausführliche Angabe über die Verproviantierung der Arbeiter mit Brot und Bier.

An die letzten Angaben knüpfe ich an, um auf den Wert der Elbinger Wirtschaftsordnung auch in sprachlicher Hinsicht an einem Beispiel aufmerksam zu machen. Es werden da Weißbrot, Torkoppelbrot (oder kurz torkoppel) und Karwanbrot (auch karwan) unterschieden. Was ist Torkoppelbrot? Das Wort Torkoppel ist identisch mit mittelhd. turkopol, mittellatein. turcopulus, altfranz. turcople. Die Turkopel waren berittene Bogenschützen (*exquites levis armaturae, quos Turcopolos vocant*). In dem Sinne von leichten Truppen, Bogenschützen verwendet Wolfram von Eschenbach im Parzival und Willehalm das Wort, auch andere Dichter der mittelhochdeutschen Blütezeit gebrauchen es; sie übernehmen Wort und Bedeutung aus französischer

Dichtung. In Frankreich war es durch den Templerorden üblich geworden. Die Kreuzfahrer hatten im Orient die Waffengattung der berittenen Schützen kennen gelernt und ahmten sie nach, so daß diese dienenden Waffenbrüder beim Johanniter- und Templerorden zu finden sind. Der Deutsche Orden verwendete die Turkopel als Streitvolk, das bald zu Fuß, bald zu Roß diente. In den Ordensstatuten werden die Turkopel wiederholt, z. B. *Gewohnh. cap. 11, 20, 28, 43*, erwähnt; ähnlich werden in den Gesetzen *Conrads von Feuchtwangen* „*turcopele und knechte*“ zusammen genannt. Ein Turkopelier hatte die Aufsicht über sie. Unter den Turkopeln verstand man demnach im Orden Diener, die zur besonderen Verfügung des Meisters und der anderen Gebietiger waren. In den Wirtschaftsbüchern aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts begegnet wiederholt das Wort in Zusammensetzungen: *torkoppeltischtuch, torkoppelbewtel, torkoppelkellerknecht*, d. h. Tischtuch, Mehlbeutel, Kellerknecht für die als Turkopel dienenden Knechte. In diesen Zusammenhang gehört *torkoppelbrot*, es ist das für die Diener bestimmte Brot. Es wird im Gegensatz zu Weißbrot gebraucht, welches den Herren und Kranken gegeben wurde, und bezeichnet also eine geringere Sorte Brot. Das Wort war gewiß so allgemein, daß man auch das letzte Kompositionsglied fortlassen und *torkoppel* allein im Sinne von Brot gebrauchen konnte.

Wie dieses Wort aus dem Orient kam, so auch *karwan*. Es geht zurück auf pers. *kārwan*, begegnet in den Ordensstatuten als *caravana, karvane* und bedeutet Wagenpark, Haus zur Unterbringung von Kriegsgerät und Ackerwirtschaft. In Zusammensetzungen wie *karwensherr, karwenswagen, karwanskese* u. a. ist das Wort in der ganzen Ordenszeit lebendig gewesen. *Karwenbrot* bedeutet daher Brot für die im *Karwan* beschäftigten Arbeiter, es war eine noch geringere Sorte als das *Torkoppelbrot*. Auch hier konnte, wie bei *torkoppel*, *karwan* allein die Bedeutung Brot annehmen.

Die „*Usgebunge vnd ufhebunge des huses Elbing*“ ist im Ordensfolianten 166^m des Königsberger Staatsarchivs (Bl. 27 ff) erhalten. Der Pergamentumschlag der Handschrift trägt die Aufschrift „*Das Elbings vnd Hollantdisch Gebiet*“. Die Eintragungen beginnen nach einer Bemerkung auf S. 1 im Jahre 1422. Unsere Wirtschaftsordnung ist aber gewiß die Abschrift einer älteren

Aufzeichnung. Wenn wir aus der Angabe, daß man den Priesterherren alle zwei Jahre „als 87 vnd 89 etc.“ neue Röcke geben soll, einen Schluß ziehen dürfen, so kann man wohl behaupten, daß die Vorlage unserer Wirtschaftsordnung um das Jahr 1387 aufgezeichnet wurde; vielleicht geht sie auf noch ältere Verordnungen zurück.

Hy volget noch alle usgebunge vnd ufhebunge des huszes Elbing.

I. Czum irsten in die trappeneye gebit man alle ior dis nochgeschriben den herren vnd den knechten:

Czum irsten 4 weise mechlissche¹⁾ tucher vnd 2 grawe mechlissche den herren zu mentele vnd 8 gisliche²⁾ vnd 1 mechlisch vnd 1 bruckisch³⁾ czu kogeln⁴⁾ vnd czu hosen, 3 halbe englisch, 4 korternsch⁵⁾ laken des kompthurs dyner, 2 poppernsch⁶⁾ laken den jungen, 4 den wytingen⁷⁾, 2 lanttuch den herren czu hantzken⁸⁾ vnd 2 czu sacken.

Eyn ior 6 Marienburgtuch czu wintergewande, das ander ior 10 und 14 oleine tuch den jungen czu kleidern.

Item tusent elen westfelisscher leynwant, 500 olser leynwant⁹⁾, 1200 reyffleywant, 1500 elen sacleywant, item alle ior czwe berwer¹⁰⁾, eyn ior 2 geripte parcham¹¹⁾, das ander eynen, czwe scheter¹²⁾ das ior czu bannyr, tusent smochen¹³⁾, 200 weiser banvel, 8 techer¹⁴⁾ erchis¹⁵⁾, 4 tischtucher alle ior, vnd eyn schiffpund¹⁶⁾ kride alle ior, 7 hattenczichen¹⁷⁾, icliche 9 elen lang vnd 3 elen breit vmb 5 firdung di cziche.

Item vnslit $\frac{1}{2}$ schiffpund czu lichten alle ior.

Den pristerherren czu czwen iorn eynen schonen rock sal man geben, wen man vngerade schribit in der iorczal als 87 vnd 89 etc.

1) aus Mecheln in Flandern. 2) aus Ghistel in Ostflandern. 3) aus Brügge. 4) Kopfbedeckung. 5) a. Kortrich (Courtrai). 6) a. Poperinghe. 7) Ordensdiener preußischer Herkunft. 8) Handschuhe. 9) Ulsterleinwand. 10) rauher Wollstoff. 11) Barchent. 12) feine Leinwand. 13) als Pelzwerk zugerichtetes Lammfell. 14) Lage von 10 Stück. 15) weißgegerbtes Leder. 16) 1 Schiffpund = 20 Lispfund = 360 Markpfund. 17) Leinwand für die Hütten (Zelte).

Deme wergmeister $1\frac{1}{2}$ mark, sime compan $1\frac{1}{2}$ mark, deme korsner ¹⁾ 7 firdung 1 ior czu lone.

II. In di kochen.

a) Der hunereczyns czum Elbing:

Herendorff ²⁾ tenetur 6 schog huner, Furstenaw ⁵⁾ tenetur 4 schog minus 12 huner, Ebersbach ⁴⁾ 10 schog minus 6 huner, Sump ⁵⁾ 3 schog, Monsterberg ⁶⁾ 3 schog, Schonflis ⁷⁾ 2 schog et 6 huner, Schonberg ⁸⁾ 2 schog et 8 huner, Gruelsberg ⁹⁾ $3\frac{1}{2}$ schog et 6 huner, Judindorff ¹⁰⁾ 2 schog minus 12 huner, Schonemor ¹¹⁾ 2 schog et 40 huner, Pomerendorff ¹²⁾ $3\frac{1}{2}$ schog minus 2 huner, kretschmer ¹³⁾ $\frac{1}{2}$ schog, Wulmisdorff ¹⁴⁾ 2 schog, Wenye Sthabayn ¹⁵⁾ 1 schog minus 2 huner, Grose Stabaye ¹⁶⁾ 4 schog, molner $\frac{1}{2}$ schog, Blumenaw ¹⁷⁾ 4 schog, Nuwekirche ¹⁸⁾ 7 schog 8 huner, Nuwedorff ¹⁹⁾ 2 schog et 8 huner, Conradswalt ²⁰⁾ 2 schog et 24 huner, Crebisdorff ²¹⁾ 3 schog et 16 huner, Lentz ²²⁾ 5 schog minus 8 huner, Dorrebach ²³⁾ 4 schog, Rakow ²⁴⁾ 40 huner, Kleyne Steynort ²⁵⁾ 1 schog, Hazelaw ²⁶⁾ $1\frac{1}{2}$ schog et 2 huner, Meybom ²⁷⁾ 4 schog et 6 huner, Truntz ²⁸⁾ 4 schog minus 6 huner, Bomgarthe ²⁹⁾ $3\frac{1}{2}$ schog 6 huner, Nuwemarkt ³⁰⁾ 4 schog minus 6 huner, Loberg ³¹⁾ 4 schog minus 6 huner, Reberg ³²⁾ 3 schog minus 6 huner, Schonebuche ³³⁾ 2 schog minus 12 huner, Richenaw ³⁴⁾ 2 schog minus 12 huner, Karschaw ³⁵⁾ 2 sexaginta et 24 huner, Birkew ³⁶⁾ 2 sexaginta minus 12 huner. Summa 100 vnd 5 schog und 6 huner mit den wusten.

¹⁾ Kürschner, Pelzarbeiter. ²⁾ Herrndorf Kr. Pr. Holland. ³⁾ Fürstenau Kr. Pr. Holland. ⁴⁾ Ebersbach Kr. Pr. Holland. ⁵⁾ Sumpf Kr. Pr. Holland. ⁶⁾ Neu-Münsterberg Kr. Pr. Holland. ⁷⁾ Schönfließ Kr. Pr. Holland. ⁸⁾ Schönberg Kr. Pr. Holland. ⁹⁾ Greulsberg Kr. Pr. Holland. ¹⁰⁾ Judendorf Kr. Pr. Holland. ¹¹⁾ Schönmoor Kr. Elbing. ¹²⁾ Pomehrendorf Kr. Elbing. ¹³⁾ Gastwirt, Krüger. ¹⁴⁾ Wolfsdorf Kr. Elbing. ¹⁵⁾ Klein Stoboy Kr. Elbing. ¹⁶⁾ Groß Stoboy Kr. Elbing. ¹⁷⁾ Blumenau Kr. Pr. Holland. ¹⁸⁾ Neukirch Höhe Kr. Elbing. ¹⁹⁾ Neaendorf Höhe Kr. Elbing. ²⁰⁾ Conradswalde Kr. Elbing. ²¹⁾ Kreuzdorf Kr. Braunsberg. ²²⁾ Lenzen Kr. Elbing. ²³⁾ Dörbeck Kr. Elbing. ²⁴⁾ Rakau (h. Försterei) Kr. Elbing. ²⁵⁾ Groß Steinort Kr. Elbing. ²⁶⁾ Haselau Kr. Elbing. ²⁷⁾ Maibaum Kr. Elbing. ²⁸⁾ Trunz Kr. Elbing. ²⁹⁾ Baumgart Kr. Elbing. ³⁰⁾ Neumark Kr. Pr. Holland. ³¹⁾ Lohberg Kr. Pr. Holland. ³²⁾ Rehberg Kr. Elbing. ³³⁾ Königshagen vgl. L. Weber, Preußen vor 500 Jahren, S. 459. ³⁴⁾ Rückenau Kr. Elbing. ³⁵⁾ Karschau Kr. Braunsberg. ³⁶⁾ Birkau Kr. Elbing.

b) Sequitur der genseczyns in di kochen:

Von deme werder 5 schog gense minus 18 gense. Grossteynort ¹⁾ 1/2 schog et 4 gense, Grunaw ²⁾ 2 schog et 3 gense. summa 7 schog 20 gense.

c) Item der kompthur sal alle ior in di koche 50 marg vor 1 schog vetter swyne geben, terminus Bartholomei.

Item der vischmeister 50 marg vor 1 schog sweyne, terminus Bartholomei.

Item der voydt czur Vischaw ³⁾ 50 marg vor ein schog vetter swin, terminus Bartholomei.

Item der waltmeister ⁴⁾ 50 marg vor 1 schog vetter swin, terminus Bartholomei.

Item der vnderspittaler gebit alle ior 4 tonnen potter, terminus Walpurgis.

Item der voydt czur Visschaw 3 tonnen potter, terminus Johannis baptiste.

Item der huskumpthur czu Hollant 3 tonnen potter, terminus Michaelis.

Item des kompthurs kompan 1 tonne potter, terminus Jacobi.

Item us dem fihoffe czum Elbing 1 tonne potter, terminus Jacobi apostoli.

Der molmeister gibt essig in di koche notdorft.

Item gebit man dem kochmeister 7 schog swin alle ior, das swin czu 3 firdung, 150 marg vor oxsen, 50 marg vor schepcze.

Item Visschaw tenetur 50 pfunt pfeffer minus 1/2 pfunt.

Beide Winkeldorf ⁵⁾ tenetur 50 pfunt minus 3 firtil, Clauken-
dorf ⁶⁾ 16 pfunt, 8 pfunt saffran, 3 steyne komel, 30 scheffel mon,
12 scheffel senff, 4 korbe veygen, 4 korbe rosynken, 8 steyne
reys, 8 steyne mandelen, 1/2 tonne honig, 450 stocfisch, 3 leste
Schonisschis herings, 12 tonnen potter.

Der karwisherre ⁷⁾ gebit alle ior in die koche 4 vette swin,
terminus Bartholomei.

¹⁾ Groß Steinort Kr. Elbing. ²⁾ Grunau Höhe Kr. Elbing. ³⁾ Ordensvogtei Fischau Kr. Marienburg. ⁴⁾ Der Sitz des Waldmeisteramts wechselte: Elbing, Mühlhausen, nach 1410 Cadinen, Tolkmitt (s. M. Toeppen, Hist.-comp. Geogr. S. 190). ⁵⁾ Gr. und Kl. Winkeldorf und Grunau wurden 1414 zu einem Dorfe vereinigt (vgl. Dormann, Gesch. d. Kr. Marienburg, S. 87). ⁶⁾ Klakendorf bei Neukirch Höhe Kr. Elbing. ⁷⁾ Ordensbruder, Vorsteher des Karwan (Wagenpark).

So gebit man im wedir 3 tonnen spisesmalcz czu dem iore vnd eyne uff den walt.

Item man gebit deme pferdmarschalke czum iore 38 seite fleisch vnd $\frac{1}{2}$ tonne reynes smalczis vnd den knechten 1 tonne spisesmalcz, 2 flicke fleisch den howern ¹⁾.

Item in das satelhus 1 tonne vnslit vnd 10 smer.

Deme trappier 8 smer, pelcze czu gerben.

Der molmeister gipt alle ior in di kochen 1 schog gemester swyne vnd 16 vette speckswin, das swin 5 firdung.

III. Gesynde.

a) Der karwan 16 knechte vnd 1 voleknecht, das holzschif 13, di mole 18, Drusen 11, czwene ochsenhirten, eyne schofhirten, 2 voleknechte, 1 hirten czu Pomen ²⁾, 1 gartknecht, 1 knecht den torechtten herren ³⁾, 3 torwerter, 1 stobenroch ⁴⁾ 1 wechter, des huskompthurs stalknecht, 2 uf der herren firmarien, di smede 10 knechte, steynhus 5 knechte, kornhus 7 knechte, snytzhus 3 knechte, schuhus 10 knechte, 4 schutczen, der herren kemerer, trappenye 4, bachus 4, brewhus 4, czwene frumesschuler, 1 glockener, 16 jungen, schefferye czu Marienburg 3 vnd 1 jungen, Balge 1, Königsberg 1, Ragnith 1, Brandenburg 1, Cristburg 1 jungen. Summa 2 vnd 150 knechte ane geste, di tag by tage czukomen.

b) Smede, kornknechte, schifknechte, schuknechte, karwis-knechte, in den schefferien vnd der kranken herren knechte, den gebort an desen nachgeschriben tagen czwir ⁴⁾ fleisch czu geben: czu wynachten, am nesten sontage vor vasnacht vnd an der vasnacht, czu ostern, czu pfingsten, an sinte Andreastage, am aduentstage.

c) Kochelon. Meysterkoche $2\frac{1}{2}$ marg, sime kompan $1\frac{1}{2}$ marg, firmarienkoche 5 firdung, kyndekoche ⁵⁾ $1\frac{1}{2}$ marg, torkeppelkoche ⁶⁾ $5\frac{1}{2}$ firdung, schusselman $5\frac{1}{2}$ firdung, kemerer 5 firdung, deme ochsenhirt 5 firdung, scheptczhirte 3 firdung, dem ochsenhertencompan 14 scot.

¹⁾ Hauer, Mäher. ²⁾ Wöcklitz Kr. Elbing. ³⁾ Schwachsinnige, Geistes-
kranke, vgl. den „Torechten Hof“, Vorwerk im Kr. Marienburg, heute
Thörichthof. ⁴⁾ zweimal. ⁵⁾ Koch für die Jungen, Gehilfen. ⁶⁾ Koch für
Torkopel.

IV. Smede.

Also vil gibt man alle ior in di smede: 4 leste ysens, vor 20 marg stol vnd 2 tonnen osemunt¹⁾, 40 leste vnd 200 leste kolen, 2 $\frac{1}{2}$ scot vor 1 last kolen czu burnen, 2 $\frac{1}{2}$ marg vor 1 schif kolen czu holen vnd uszutragen.

Deme wergmeister 5 marg czu lone, dem grosen nageler 3 mark vnd 1 firdung, dem slifer 2 $\frac{1}{2}$ mark, dryn vorslegern 6 mark, pferdeartzte 3 mark, der firmarie knechte 5 firdung.

V. Kirche.

Dren cappelan iclichem 2 $\frac{1}{2}$ marg 2 scot czu lone eyn ior, dyacono 1 $\frac{1}{2}$ marg, subdyacono 5 firdung, glockener 5 firdung, czwen frumesschuler iclichem 1 mark, $\frac{1}{2}$ marg den zeiger²⁾ czu stellen.

Dem glacmeister gibt man 6 mark czu unser liben frawen licht czu halden.

Item der glacmeister sal alle ior geben petancia³⁾ io dem herrn 1 hun czu iclichem essen an eynem fleischtage vnd iclichem herrn czum essen $\frac{1}{2}$ stouf Reynisch wynes. ouch sal her geben crude⁴⁾ vnd eyne tonne bir in iclicher vasten.

VI. Keller.

Der herren kellerknecht 1 $\frac{1}{2}$ marg, dem kindelkellerknecht⁵⁾ 5 firdung czu lone.

14 mertsche bir⁵⁾ bruet man alle ior in den keller.

Man gibt czu lichten 4 schiffpund vnslit alle ior in den keller, tusedt scheffel hoppe. deme kellermeister werden alle ior 18 tonnen honig czu methe, der gibt ym der komphthur 12 tonnen, vischmeister eyne, spitler eyne, molmeister eyne, huskomphthur von Hollant eyne, voydt von der Visschaw 1 vnd di scheffer alle mittenander 1. des gibt her dem komphthur das wachs von 8 tonnen vnd von 10 tonnen das wachs dem huskomphthur; do beloucht her mete den meister wen her herkomt vnd di gebitiger.

Der kellermeister gibt in di reysen iclicher buden $\frac{1}{2}$ tonne met. In die lantwern vnd in di bowuuge gibt her nicht methe.

¹⁾ aus Schweden eingeführtes Eisen. ²⁾ Uhr. ³⁾ gleich competencia Gebührnis? ⁴⁾ Gewürz, Konfekt. ⁵⁾ wohl Knecht, der im Keller für die Gehilfen, Jungen tätig war; vgl. kyndekoch. ⁶⁾ März Bier.

VII. Vsspisunge des brotes.

a) In die mole 6 schog minus 12 torkoppel.¹⁾

Dem karwishern 4 knechte, den gebort 1 schog 24 brot.

Der muter ²⁾ in den fhoff 21 brot.

Gertener 21 brot.

In den gerbehoff 4 knechte 1 schog vnd 45 brot.

Smede 6 knechte 2 schog 6 brot.

Czymmerhof 35 brot vnd 28 wisebrot.³⁾

Pferdeartzte 21 wisebrot.

Ins baghus 56 wisebrot.

Ins brewhaus 35 wisebrot vnd 28 torkoppel.

In di koche 1 schog 17 brot vnd 28 wisebrot.

In di trappenye 1 schog 42 brot.

In di schefferien von Marienburg 1 schog vnd 3 brot.

In di andern schefferien 1 schog vnd 45 brot.

In den visschhof czwen knechten 42 brot.

Der schriber gehet czu tische essen.

In das schuhus 6 knechte 2 schog et 6 brot.

Seteler 21 wisebrot.

Wymanne ⁴⁾ 14 wisebrot vnd 7 torkoppel.

Dem slusser 28 brot.

Den czwen torechtigen herren 28 wisebrot.

In di herrenfirmarie io dem hern mit sime knechte 7 brot.

In das snitzhus 42 wisebrot vnd 42 torkeppel.

Schutzzen 56 torkoppelbrot vnd 28 wisebrot.

Summa 20 schog torkeppelbrot, item 5 schog wisebrot.

Dese vorgeschriben summen spiset man us alle wochen ane di do gehen essen in das rebenther vnd ane alle gesteknechte,⁵⁾ dy do komen.

Der molmeister schicket becker vnd brewer vnd lonet in och.

b) Deme dyacono vnd subdyacono gibt man alle vischtage⁶⁾ vnd alle vasteltage alle gerichte als den hern. Sust an den andern tagen gibt man in drey gerichte vnd keze vnd wisebrot vnd sitezen am ende des couentztisches; aber czu der collacien⁷⁾ sitezen si czu witingtische vnd man gibt in krude.

1) Brot, s. Einleitung. 2) Viehmutter, Großmagd. 3) Weißbrot, Weizenbrot. 4) Weinmann, zur Ordenszeit wurde bei Elbing Wein gebaut. 5) Knechte die nicht dauernd, sondern nur zur Aushilfe tätig sind. 6) verschriben für vleischtage? 7) Abendtrunk.

Des huskompthurs schriber vnd syme knechte vnd des vischmeisters schriber vnd czwen kellerknechten gibt man alle fleischtage vnd alle vasteltage us der kochen alle gerichte als den hern. Sust an den andern tagen gibt man in ouch 3 gerichte vnd wisbrot vnd sitezen am ende der jungentische bey der schenkebang vnd do sitz nymand me bey in.

Deme glockener vnd den czwen frumesschulern gibt man im rebenther czum essen iderman eyn torkoppelbrot, ouch der herren kemerer, vnd ir fleisch vnd ir stregfus¹⁾ us der kuchen. di sitezen mittene an der jungen tisch ken der zulen.²⁾

Di jungen sitezen furt uf dem ende ken dem kumpthur.

Wen gernde lewthe als pffifer etc. in das rebenther komen di setz man an das ende der jungentisch ken dem kompthur.

Man gibt dem becherer $\frac{1}{2}$ firdung vor 1 schoc becher. $\frac{1}{2}$ scot vor eyn spiseveschen, 1 sol. vor eyn legel, item vor 1 schog coventzgleser 8 scot, $\frac{1}{2}$ mark vor 1 schoc metegleser, 2 mark vor 1 schog schenkeglase, 1 mark vor 1 schog halbe gleser.

Dem botcher 8 scot vor 1 last tonnen, 6 den. vor eyne reifen vmb eyne grose stande³⁾ adir vmb eyn mertzvas czu legen.

$4\frac{1}{2}$ firdung das ior lichte czu czihen.

VIII. Also sitz das gesinde ym rebenther.

Des kompthur dyner sitezen by deme lezestule uf di linke hant, do sitz nymant bey in ober deme tische. den gibt man 3 gerichte, wen man nicht vastet; wen man vastet, so gibt man in 4 vnd gibit yn krude als den herren.

Des groskompthurs diner, des marschalks dyner vnd der andern gebitiger dyner sitezen czu witingetische vnd czu der czymmerlewthe tische nochenander als sichs gebort. den gibt man och 3 gerichte, wen man nicht vastet, vnd 4, wen man vastit.

Des huskompthurs schriber von Hollant vnd sin knecht, des waltmeisters schriber vnd sin knecht, des voythes knecht von der Visschaw sitezen czu czymmerlewthe tische. den gibt man 4 gerichte.

Dy schutzezen sitezen czu czimmerlewthe tische vnd [man] gibt in des tages eyn wisbrot vnd 2 torkoppel.

¹⁾ Streckfisch, Brutkarpfen. ²⁾ Säule. ³⁾ Stellfaß, Kufe.

Dy kemerer vnd dy freyen, di nicht czu herrentische sitzen, di sitzen czu wityngetische.

Des kompthurs witinge sitzen czu der jungen tische.

IX. Der steynhoff.

Man gibt vor 1 last veltkalkes czu brechen 4 scot. Vor 1 last gotlandisschis kalkes¹⁾ czu wegen gebit man 10 den.

X. Snitzhus.

Czwen snitzknechten iclichem 2 $\frac{1}{2}$ mark das ior, 3 firdung dem oderclopper²⁾, dem jungen 1 mark. item 1 $\frac{1}{2}$ mark vor vnslit, 12 mark vor horn, 3 mark vor slossele vnd stegereifen, 2 $\frac{1}{2}$ mark vor garn, 2 mark 8 scot vor leymleder.

Schutezen: iclichem schutezen 2 mark.

Dem snytczemeister gibt man alle ior $\frac{1}{2}$ schiffpund vnslit czu lichten, 13 schog philysen vor 1 mark, 3 $\frac{1}{2}$ sol. vor 1 schog pfile scheften dem schefter gereit czu antworten, $\frac{1}{2}$ firdung vor 10 leymleder.

XI. Czymmerhus.

Dem czymmerman 5 mark czu lone eyn ior, sime compan 3 mark, deme jungen 1 mark, deme wagenknechte 1 mark 8 scot, deme volger³⁾ 5 firdung czu lone ein ior. Item czymmerlewthen us der stat gibt man vor ostern den tag 20 den. vnd di kost, noch ostern 25 den. den tag vnd di kost.

Item vor 1 schog delen gibt man 5 firdung, wen das stucke is 24 fusze lang, vor kruseholtz⁴⁾ vnd vor wintlatten⁵⁾, wen das stucke is 24 fusze lang, io vor das stucke $\frac{1}{2}$ scot, item vor eichenholtz addir vor eichendelen io vor di ele gibt man 4 den. di lenge vnd di breite, vor 1 schog latten 10 scot.

XII. Kornhus.

Iclichem kornknechte gibt man das ior 5 firdung czu lone. deme rosknechte 5 firdung, sime compan 5 firdung.

XIII. Vihoff.

Der muter 1 $\frac{1}{2}$ mark, czwen meiden iclicher 1 mark das ior.

Dem pferdmarschalk 14 mark czu knechtelon uf den Drusen. item 12 mark minus 5 scot vor sin hew czu sloen uf dem Drusen.

¹⁾ Kalk aus Gotland. ²⁾ Hersteller von Bogensehnen. ³⁾ Begleiter, Nachfolger. ⁴⁾ wohl schwache Hölzer, Latten. ⁵⁾ schmale Bretter am Giebel der Pfannendächer.

XIV. Der knechte firmarie.

Dem gerthener 1½ mark das ior, den czwen knechten iclichem 1 mark, korptreger 1 mark, der torechtigen herren knecht 1 mark.

XV. Herrenfirmarie.

Eyme iclichen knechte gibt man di woche 1 sol., der eyns herrn wartit. item 1½ mark irem koche.

XVI. Gemeyne gesinde.

Dem bader 2 mark czu lone, seteler 4 mark, herrenkemerer 5 firdung, dem wechter 5 firdung, torwechter 1 mark, item torwechter 5 firdung, huskompthurs stalknecht 5 firdung, deme thorwechter bi der smede 5 firdung, deme lonet der karwisherre, item deme kewfer 2 mark.

XVII. Also vil gibt man vor schufelen¹⁾ etc.:

4 sol. vor 1 schog kleiner schusselen, 5 scot vor 1 schog karwensschusselen, 5 scot vor 1 schog breitholtz, 16 scot vor 1 schog kleyner mulden, 2 sol. vor 1 grose mulde, ½ mark vor 1 schog schufelen, 2 sol. vor 1 schuffe.²⁾

XVIII. Dese nochgeschreiben amptzherren geben in czwen vasten krewde.

Der kompthur gibt krude czu allen czeiten, wen sich di herren berichten.³⁾

Huskompthur czum Elbing gibt in iclicher vasten czwir krewde czum irsten vnd czum letzten vor dem kompthur.

Der vnderspitler eyns. Vischmeister eyns. Der voydt czur Visschaw. Huskompthur czu Hollant. Molmeister. Waltmeister. Garthmeister. Glogmeister. Schumeister. Scheffer von Cristburg. Scheffer von Brandenburg. Scheffer von Ragnith. Scheffer von Konigsberg. Scheffer von der Balge. Grossscheffer von Marienburg. Grossscheffer vor Konigsberg.

Iclichs scheffers junge gebit man, wen man nicht vast, alle tage 3 torkoppelbrot, wen man vast, 2 brot.

Vnd iclichem jungen us der kuchen am fleischtage 1 karwenfleisch. Sost im andren tage gibt man in us dem vischoffe herynge.

1) Schaufel. 2) Gefäß zum Schöpfen. 3) Das Sacrament empfangen.

XIX. Oppergelt.

Dese nochgeschreben herren geben oppergelt:

Kompthur. Huskomptur. Vnderspitler. Vischmeister. Huskompthur von Hollant. Molmeister. Waltmeister.

Dese nochgeschreben nemen oppergelt:

Dren cappelan iclichem 1 scot. 2 gutlewthen ¹⁾ 2 scot. Dyacono 2 sol. Subdyacono 2 sol. Glogkener $\frac{1}{2}$ scot. 2 frumessschulern 1 scot. In di trappenie 2 scot. Dem kellerknecht 1 scot. Kyndelkellerknecht $\frac{1}{2}$ scot. Kellermeisters junge $\frac{1}{2}$ scot. Wechter $\frac{1}{2}$ scot. Sthobenrouch $\frac{1}{2}$ scot. Herrenkemerer $\frac{1}{2}$ scot. In die koche 2 scot. Kochmeisters junge $\frac{1}{2}$ scot. Ins baghus 2 scot. Ins brewhus 2 scot. Kompthurs dyner iclichem 1 scot. Kompthurs cappelan 1 firdung. Huskompthurs schriber 1 scot. Syme knechte 1 scot. Syme jungen $\frac{1}{2}$ scot. In den vischoff $2\frac{1}{2}$ scot. Dem seteler 1 scot. Syme jungen $\frac{1}{2}$ scot. Ins schuhus 2 scot. In den heiligen Geist $\frac{1}{2}$ firdung. In die mole $2\frac{1}{2}$ scot. Wyman 1 scot. Schutezen 4 scot. Ins snitzhus 2 scot. In di smede 2 scot. Pferdartzte 1 scot. Syme knechte $\frac{1}{2}$ scot. Kornknechte 2 scot. Czymmerman 1 scot. Syme compan 2 sol. Syme jungen $\frac{1}{2}$ scot. 2 wagenknechten 1 scot. Schifkemerer $\frac{1}{2}$ scot. Dem schirmecher $\frac{1}{2}$ scot. 3 torwechtern 1 lot. Huskompthurs stalknecht $\frac{1}{2}$ scot. Brifjungen 2 scot. Hannus wyman 1 scot. Kompthurs stalknecht $\frac{1}{2}$ scot. Syme waynknecht $\frac{1}{2}$ scot. Fymuter 1 scot. 2 meiden 1 scot.

XX. Die Polan in dem vorburge pflegen deme karwenherren czu holeczen, der wirt 14 tage, der husgenos 6 tage, vnd mussen briffe furen in den hoff czur Visschaw, wen der tham bose ist.¶

Die Polen von Stregfus ²⁾, der wirt 6 tage, der husgenos 3 tage.

Item di Polan us dem vorburge furen den meister vnd di gebitiger, wen si hi sin, ab si czu schiffe weg varen wellen ken Marienburg, ken der Scharfaw ³⁾ adir wo si hin wellen.

Item wo si der huskompthur heist hin faren, do mussen si gereit czu sin, vnd uf die Nerynge ⁴⁾ czu ruhen ⁵⁾ vnd vor

¹⁾ vgl. mittelhochdeutsch guote liute, bussfertige Sünder, Sieche, fromme Menschen. ²⁾ am Drausensee Kr. Elbing. ³⁾ Scharpau Kr. Marienburg, Fischmeisteramt der Komturei Marienburg. ⁴⁾ Frische Nehrung. ⁵⁾ rudern.

den garnen czu stehen, wen man yaget uf di vastnacht vnd sost czu andren iaget.

Item si müssen di schiffe vnd di nassuten ¹⁾ us dem wasser czihen vnd weder in czubringen, wen man si bessert.

Item sie müssen dem karwisherrn awsten ²⁾.

XXI. Der Vischmeister gibt durch das ior in die kuchen drey gerichte vnd kese, in den czwen vasten in di kuchen czwey gerichte. Deme gesinde gibt her heringe ader stregfus vnd kesze.

XXII. Sequitur di vsspisunge bir vnd brot.

In di nedirste mole 3 schog 21 brot di woche.

In die obirte $1\frac{1}{2}$ schog 15 brot.

Wen sich die herren berichten mit gote, so gebit man yderman eyn weysbrod vnd sleet iclichem eyn torkoppelbrod abe.

Ouch spiset man dem molmeister 2 melzer us wen her irer bedarff als di andern knechte.

Ouch gebit man allen molenknechten czur herren vasnacht idirman eyn weisbrod vnd 1 eymer bir.

Ouch gebit man dem melzer spisebir uf di woche, 2 waynknechten iclichem 1 firtel spisebir die woche.

In di schefferien von Marienburg 1 schog vnd 3 torkoppel di woche.

Item der schefferien ist 5, in icliche 21 brot torkoppel di woche.

In den fischhoff di woche 42 torkoppel.

Dem buchsenschutzen 7 wisebrod vnd 14 torkoppel vnd 1 firtel spisebir di woche.

Huskompthurs stalknechte 21 torkoppel vnd 4 becher cofent.³⁾

Des gartmeisters gertener 21 torkoppel vnd des fritages 1 becher spisebir.

Der fimuter 14 torkoppel vnd 7 wisbrod vnd den tag 2 becher spisebir.

Schifkemerer 21 torkoppel.

Schirmecher im karwen 14 torkoppel vnd 7 wisbrod vnd 1 firtel spisebir di woche.

Czymmerman 2 wisbrod den tag vnd 1 torkoppel, syme jungen 21 torkoppel die woche.

¹⁾ Seefahrzeug. ²⁾ ernten. ³⁾ dünnes Bier.

Gartmeisters wyman 42 torkoppel alle 14 tage vnd $\frac{1}{2}$ tonne couent.

Item 3 schutzezen iclichem eyn wisbrot den tag vnd 2 torkoppel vnd 1 becher spisebir.

Sluser in der knechtefirmarien 4 torkoppel den tag.

Ins schuhus 5 knechten iclichem den tag 3 brot vnd des freitags iclichem 4 becher spisebir.

Ins schumeisters gerbehof 3 knechten iclichem den tag 4 brot vnd 1 jungen 3 brot vnd am fritage iclichem 1 becher spisebir.

In der smede wergmeister eyn wisbrot vnd 2 torkoppel den tag vnd 3 becher spisebir vnd 5 knechten iclichem 4 torkoppel den tag, am fritage iclichem 1 becher spisebir.

Ins snitzhus 2 knechten iclichem 3 wisbrot vnd 4 becher couent den tag, 2 jungen iclichem 3 torkoppel.

In di trappenie 5 knechten, wen her si hat, iclichem 3 torkoppel den tag vnd des fritages iclichem 1 becher spisebir.

Wen der korsner mit syme compan im gerbhoff erbeit, so gibt man iclichem 4 becher spisebir den tag.

Koche 10 torkoppel den tag vnd des fritags 1 eymer couent, deme meisterkoch 4 wisebrot den tag vnd 5 becher couent.

Brewermeister 3 wisebrot den tag vnd 2 kannen couent, wen 3 knecht sin iclichem 1 wisbrot vnd 2 torkoppel den tag, den drin 2 kannen couent, wen si brewen, den tag geboret deme wergmeister 3 kannen bir vnd drin knechten 3 kannen bir.

Item 2 frumesschuler, 1 glockener iclichem 3 torkoppel den tag.

Der herren kemerer 3 torkoppel den tag.

Dem jungen iclichem 2 brot den tag.

Seteler 3 wisbrot vnd 4 becher couent den tag.

Vischmeisters schriber 2 wisbrot den tag.

Baghus dem wergmeister vnd 3 knechten 8 wisbrot den tag, 2 kannen spisebir den tag.

Botcher wen her obene erbeit 2 weisbrot vnd 3 becher couent den tag.

Huskompthurs schriber vnd sime knechte iclichem 2 wisbrot den tag.

Des kompthurs diner vnd huskompthurs vnd gartmeisters vnd fischmeisters schriber, schulern, glockener, kellerknechten vnd

jungen, wen nicht banvaste ¹⁾ ist vnd di herren vasten, so gebt man in 3 brot den tag, wen banvaste ist, so gebt man 1.

Deme eyerkewfer 1 wisbrot, 1 torkoppel vnd 1 becher bir, wen her eyer kewft, den tag.

Bader wen man bat 3 brot den tag vor dem venster vnd wen her kompt essen, so gibt man im das virde vnd gibt im 4 becher couent.

In den karwan 6 schog karwanbrot alle woche vnd wen her hecker ²⁾ adir brechereu bedarff, so spiset man si ouch us.

Pferdemarschalks stalknechte 5 knechte iclichem 21 brot di woche.

Item eynem folknechte ufem Drusen 21 brot.

5 kornknechten iclichem 21 brot di woche.

2 rosknechten iclichem 21 brot di woche.

Den hewbindern mit den weynknechten iclichem 21 karwan. ³⁾

Brifsweykenjungen ⁴⁾ 21 karwan di woche.

2 torwertern iclichem 21 karwan die woche

Huswechter 21 karwan die woche.

Item eyne knechte des smedemeisters firmarie 21 karwan di woche.

In di knechtefirmarie czum almosen 15 schog di woche.

Des karwisherrn weiber di woche 21 torkoppel vnd 1 becher spisbir.

Item deme man karwisbrot gibt, dem gibt man iclichen 1 torkoppel wen sich di herrn berichten vnd 1 becher spisbir.

Am selbigen tage gibt man den schifknechten vnd den karwisknechten $\frac{1}{2}$ tonne couent adir 1 tonne spisbir, welchs si haben wellen.

Wen si czugesehet haben ⁵⁾, ouch also vil; wen si den aust ⁶⁾ gethon haben, ouch so vil; wen si di wintersot czugesehet haben, och so vil; an der rechten vastnacht ouch so vil.

¹⁾ gebotener Fasttag. ²⁾ Hacker. ³⁾ Karwanbrot d. h. Brot für die im Karwan beschäftigten Leute. ⁴⁾ Jungen, Diener für die Postpferde. ⁵⁾ das Säen beendet haben. ⁶⁾ Ernte.

Schlüters Karte der Waldverteilung in Altpreußen vor der Ordenszeit

von

Hans Mortensen.¹⁾

Das Schlütersche Werk²⁾ besteht aus einer Karte im Maßstab 1:500000 und einem 96 Seiten umfassenden Text, der im Wesentlichen eine Begründung des auf der Karte dargestellten Zustandes ist. Die Karte zeigt auf der Grundlage der Vogelschen Karte des Deutschen Reiches den heutigen Wald dunkelgrün, den ehemaligen Wald hellgrün. Heutiger oder erst in der Neuzeit urbar gemachter Sumpf- und Moorboden ist in dunkelbrauner, die in der Ordenszeit besiedelte Weichselniederung in hellbrauner Farbe angegeben. Altes Siedlungsland ist weiß gelassen worden. Der Text gibt in großem Druck die Erläuterung der Karte. Zitate im Einzelnen werden nicht gegeben, dafür ist jedem Abschnitt ein Abschnitt „Belege“ in kleinem Druck angehängt, in dem die benutzte Literatur genannt und diskutiert wird. Die Anordnung des Textes, die sich an die alte Landschaftseinteilung Ostpreußens anschließt, ist übersichtlich und erleichtert die Lesbarkeit der Arbeit erheblich.

Die Feststellung des alten Landschaftsbildes ist gerade für die moderne Prähistorie von besonderem Werte. Ein solcher Versuch wie der Schlütersche ist daher, wenn die nötigen Unterlagen für die Untersuchung eines Gebiets vorhanden sind, durchaus zu begrüßen. Wenn die Arbeit Schlüters das Ergebnis haben sollte, daß in allen zukünftigen siedelungsgeographischen Arbeiten die Rekonstruktion des alten Landschaftsbildes versucht

¹⁾ Referat gehalten auf der Generalversammlung der Altertumsgesellschaft Prussia am 1. XII. 1921.

²⁾ Otto Schlüter, Wald, Sumpf und Siedlungsland in Altpreußen vor der Ordenszeit. M. Niemeyer, Halle a. S. 1921. VI und 96 S. 80
1 Karte. Preis broschiert M 15.—

werden würde, so ist ihr das als ein hohes Verdienst anzurechnen. Für uns, die wir in dem Lande, das Schlüter untersucht hat, wohnen, hat eine solche Karte der Verteilung von Wald, Sumpf und Siedelungsland natürlich ganz besonderes Interesse. Sowohl in Bezug auf die Ergebnisse, auf denen man gegebenenfalls weiterzubauen hofft, als auch in Bezug auf die Methode. O. Schlüter, Professor der Geographie in Halle, ist einer der führenden deutschen Siedelungsgeographen, der für die deutsche Siedelungsgeographie bahnbrechend gewirkt hat und aus dessen Schule eine Reihe wertvollster siedelungsgeographischer Arbeiten hervorgegangen sind.

Derartige Untersuchungen wie die vorliegende sind für Mitteldeutschland bereits durchgeführt worden, und man hat dabei interessante Beziehungen zwischen Siedelungen und Bodenbeschaffenheit gefunden, insofern, als sich nämlich gezeigt hat, daß die ältesten Siedelungen meist an Lößgebiete anschließen. Gradmann hat in der Geographischen Zeitschrift 1901 bereits überzeugend nachgewiesen, daß es sich dabei um Gebiete mit ehemals steppenartigem Charakter, also von Natur offene Flächen, handelt.¹⁾ Für Norddeutschland liegen nun, wie Schlüter mit Recht hervorhebt, die Verhältnisse nicht so günstig, da es dort keine Gebiete gibt, von denen man annehmen kann, daß sie von Natur waldfrei gewesen seien. Auch die Benutzung anderer Hilfen, Altertumforschung, Siedelungsgeschichte und Ortsnamenforschung, bietet in Norddeutschland, besonders im ostelbischen Kolonialgebiet, im Allgemeinen ganz besondere Schwierigkeiten. Nur in Altpreußen sind nach Schlüter die Bedingungen für eine solche Untersuchung, wie er sie vorhat, besonders günstig. Die vorhandenen Arbeiten der Geschichtsforscher, die altpreußischen Ortsnamen und die für Ost- und Westpreußen vorhandenen wertvollen Übersichtskarten der vorgeschichtlichen Funde ermöglichen es s. E., zu einigermaßen klaren und gesicherten Vorstellungen über das alte Landschaftsbild zu kommen. Hier hofft er daher Gesetze für die Siedelung zu finden, die er in anderen weniger bekannten Gegenden des norddeutschen Flachlandes anwenden kann.

¹⁾ R. Gradmann, Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Geographische Zeitschrift. 7. Jahrg. 1901. S. 376.

Der Zustand des Landes beim ersten Eintreffen der Ritter deckt sich nach Schlüter mit dem Urzustande des Landes, da die Preußen einerseits offene Flächen zum Leben brauchten, andererseits planmäßige Rodungen nicht vorgenommen haben könnten. Dieser Schluß scheint mir nicht zwingend. Planmäßige Rodungen sind allerdings bei den Altpreußen nicht anzunehmen, doch halte ich es sehr wohl für möglich, daß ein Volk von nicht allzu geringer Kulturstufe, das viele Jahrhunderte lang denselben Boden bewohnt, allmählich den es umgebenden Wald zurückdrängen kann.¹⁾ Die Schwierigkeiten der Rodung scheinen mir doch vielleicht, auch von Gradmann, überschätzt zu werden. Gradmann, der das Brennen und Räumen des Waldes anscheinend auch niedrig stehenden Völkern zutraut, sieht die Hauptschwierigkeit beim Roden in dem Entfernen der Stubben.²⁾ Gerade an dieser Schwierigkeit kann man aber vorbeigehen, indem man auf das Ausziehen der Stubben verzichtet. Ich habe derartiges noch in diesem Herbst in Litauen gesehen, wo mancherorts die Bauern um die stehen gebliebenen Baumstümpfe herum ihren Acker bestellen.³⁾

Zur Bekräftigung seiner Voraussetzung, daß die Preußen nicht gerodet haben, führt Schlüter an, daß die Preußen auch während der Ordenszeit bei der Kolonisation „aus wilder Wurzel“ meist versagt hätten. Herr Dr. Gerullis, Privatdozent für indogermanische Sprachwissenschaft an der Universität Königsberg, hat gelegentlich seiner zu sprachlichen Zwecken betriebenen eingehenden Urkundenstudien feststellen können, daß vom Orden

¹⁾ Vgl. dazu auch „E. Wahle, Die Besiedelung Südwest-Deutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen.“ XII. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1920. Frankfurt a. M. 1921, S. 14 f. In seiner neuesten Abhandlung (Zur Geographie der Vor- und Frühgeschichte. Geogr. Zeitschr. 1922, S. 26 ff), die mir leider erst während des Druckes vorliegenden Aufsatzes zu Gesicht kommt, unterstreicht auch Gradmann ausdrücklich die bereits 1906 (Geogr. Zeitschr. 1906 S. 325) von ihm angedeutete Einschränkung seiner ursprünglichen Behauptung, daß in vorrömischer Zeit auf mitteleuropäischem Boden nicht gerodet worden sei.

²⁾ R. Gradmann, a. a. O. S. 372.

³⁾ Der Direktor des Königsberger Staatsarchivs, Herr Geheimrat Dr. Karge, hat mir ähnliche Beobachtungen für andere Gebiete von Westrußland mitgeteilt.

in großer Zahl Preußen offensichtlich erfolgreich auf Waldboden angesiedelt worden sind. Herrn Dr. Gerullis verdanke ich auch den Hinweis, daß schon in der ältesten Geschichte Litauens der Ort „Troki“, lit. „Trakai“, vorkommt. Der Name gehört zu „lit. trakās = Ort im Freien, wo Holz gebrannt ist“ und „lit. trakinė = eine zur Urbarmachung ausgebrannte Waldstrecke“. Ortsnamen mit demselben Etymon finden wir in Litauen häufiger. Sie lassen einwandfrei auf Rodung schließen.

Wir können daher bei Völkern solcher Kulturstufe, also auch den Preußen, Rodungen für durchaus möglich halten. Die Summe vieler kleiner planloser Rodungen kann im Laufe von Jahrhunderten indes das ursprüngliche Waldbild tiefgehend verändern.

Umgekehrt ist es Tatsache, daß in Ostpreußen ehemalige Siedelungsräume nachmals von Wald überzogen worden sind; das Gesetz von der Kontinuität der Siedelungen trifft für Ostpreußen nicht zu. Es ist dies eine Schwierigkeit, die von Schlüter ausdrücklich erwähnt wird. Mit ihrer Beseitigung steht und fällt seine gesamte Arbeit. Schlüter sucht sie dadurch aus dem Wege zu räumen, daß er annimmt, ein Wechsel der Siedelungsräume habe sich nur auf der Rodefläche abgespielt. Ich vermag ihm in seiner Annahme nicht zu folgen. Ich sehe keinen Grund ein, warum sich nicht auch alte Siedelungsräume mit Wald überzogen haben sollten. Es scheint mir nach den bisherigen Ergebnissen durchaus wahrscheinlich, daß in der Siedelung Ostpreußens seit der Steinzeit zeitliche Lücken vorhanden sind, und man muß bedenken, daß schon eine relativ kurze Zeit (nach historischen Feststellungen 100—150 Jahre) genügt, um aus Kulturland Wildnis werden zu lassen. Aber selbst wenn wir zeitliche Lücken in der Besiedelung Ostpreußens nicht annehmen, ist eine Kontinuität der Siedelungen durchaus nicht sicher. Während der langen Besiedelung Ostpreußens haben sich sowohl die kulturellen als auch wahrscheinlich die klimatischen Zustände stark verändert. Es ist nun denkbar, daß z. B. ein Gebiet, das in einer Trockenperiode dem Menschen relativ gute Lebensbedingungen bot, bei Feuchtwerden des Klimas nicht mehr bewohnbar war und den Menschen zum Verlassen seines

Wohnsitzes, der damit dem Walde zum Opfer fiel, zwang.¹⁾ Die kriegerischen Ereignisse, die Schlüter in seiner Arbeit als Hauptgrund für die mangelnde Kontinuität der Siedelungen angibt, können sich m. E. sehr wohl auch auf von altersher bewohnten Gebieten abgespielt haben und nicht nur auf der Rodefläche.

Ein Beispiel für den Wechsel der Siedelungsräume verdanke ich der liebenswürdigen Mitteilung des Herrn cand. phil. Saborowski, der z. Zt. eine siedelungshistorische Arbeit über den Kreis Ortelsburg abgeschlossen hat. Rummy nördl. Ortelsburg, das Schlüter auf Grund von Gräberfunden als Siedelungsland annimmt, wird urkundlich als Wald erwähnt, ebenso Kl. Jerutten. Von Kekitten, das Schlüter auf Grund von Gräberfunden der jüngeren Bronzezeit als altes Siedelungsland weiß läßt, erwähnt er selbst, daß es eine Rodungssiedelung im Walde Kekitten ist (S. 65).

Als weiteres Beispiel eines Gebiets, für welches die Schlütersche Annahme von der Kontinuität der Siedelungen nicht zutrifft, möchte ich die Kurische Nehrung anführen. Es scheint mir gerade dort aus dem Mangel an bronze- und den wenigen eisenzeitlichen Funden hervorzugehen, daß die Kurische Nehrung nach der steinzeitlichen Siedlungsperiode lange Zeit unbesiedelt gewesen ist, mit Ausnahme der Gegend bei Kunzen—Rossitten. Heß von Wichdorff hat überzeugend nachgewiesen, daß die Kurische Nehrung seit der Steinzeit ein ziemlich geschlossenes Waldkleid getragen hat (vgl. unter Bücherbesprechungen).

Ähnlich liegen die Verhältnisse in der großen Wildnis, deren nördlicher Teil von G. Heinrich bearbeitet worden ist.²⁾ Im nördlichen Teil der nachmaligen Wildnis, d. h. östlich der Deime, haben bei Beginn der Ritterzeit die Nadrauer und Schalauer gesessen. Schlüter gibt dort fast alles als Wald an und läßt nur einige ganz kleine Stellen als Siedelungsland weiß, gesteht also den Nadrauern und Schalauern fast gar keinen Wohnraum zu. Er erwähnt zwar, daß noch mehr Siedelungsräume, jedoch nur von geringem Ausmaße, dort vorhanden gewesen sein

¹⁾ Vgl. dazu auch die sehr interessante Studie A. Ernst, Kritische Bemerkungen zur Siedlungskunde des deutschen Ostens, vornehmlich Brandenburgs. Forsch. z. Brandenb.-Preußischen Gesch. Leipzig 1910 Teil III, S. 1 ff.

²⁾ G. Heinrich, Beiträge zu den Nationalitäten- und Siedelungsverhältnissen in Preußisch-Litauen. Ungedruckte Diss. Königsberg Pr. 1922.

können. Wenn es auch vielleicht nie möglich sein wird, infolge des spärlichen Materials über diese Stämme, ihre Wohnräume genau festzulegen, so müssen wir doch feststellen, daß die Schlütersche Darstellung auf jeden Fall nicht den Tatsachen entspricht und daß auch dort altes Siedelland später Wald geworden ist. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Masuren, wo der volkreiche und kriegerische Stamm der Sudauer gesessen hat, zu dessen Unterwerfung bezw. Vernichtung der Orden sieben Jahre brauchte. Auch hier hat sich zweifellos altes Kulturland mit Wald bedeckt, so daß die Schlütersche Karte das Gebiet zu dicht bewaldet zeigt.

Überall in den angezogenen Beispielen hat sich der Wechsel der Siedelungsräume nicht auf der Rodefläche abgespielt. Die Schlütersche Annahme, daß die Kontinuität der Siedelungen nur für die Rodefläche nicht gilt, widerspricht also den Tatsachen.¹⁾ Wir dürfen nach dem Gesagten aus altpreußischer Besiedelung, selbst wenn sie vorritterlich ist, nicht auf von alters her offene Flächen und aus heutigem Wald nicht auf ehemaligen Wald schließen. Die wichtigste Grundlage der Schlüterschen Arbeit stürzt damit ein.

Aus der nach dem Gesagten unrichtigen Annahme, daß sich die Landschaft unmittelbar vor Eingreifen der Deutschen mit der Urlandschaft deckt, erklärt sich auch der etwas unklare Titel des Werkes „vor der Ordenszeit“. Es ist nicht zu ersehen, für welchen genauen Zeitpunkt Schlüters Karte gelten soll. Auch aus dem Text habe ich das nicht erkennen können, da Schlüter eben „Landschaft vor der deutschen Besiedelung“ und „Urlandschaft“

¹⁾ Der Vorsitzende der Altertumsgesellschaft Prussia, Herr Professor Dr. Ebert, hob in der an meinen seinerzeitigen Vortrag sich anschließenden Debatte hervor, daß die Frage der Kontinuität der Siedelungen für Ostpreußen längst nicht spruchreif sei. Es gäbe Fälle, wo eine geradezu auffallende Kontinuität der Siedelung nachzuweisen sei, aber auch ebensogut Fälle, in denen eine jahrhundertelange Besiedelung plötzlich abreiße und entweder gar nicht oder erst nach längerer Zeit wieder einsetze. Von einer Kontinuität der Siedelung dürfe auf jeden Fall vorläufig nicht gesprochen werden. Daß man nicht öfter Fälle nachweisen kann, wo altes Siedelland noch unbesiedelt ist, liegt m. E. nur daran, daß in heute unbesiedelten Gebieten naturgemäß fast keine prähistorischen Funde gemacht werden können. Die Abhängigkeit des Aussehens einer Fundkarte von der Bewirtschaftung des Bodens ist übrigens jedem Prähistoriker vertraut.

dauernd gleichsetzt. Er projiziert alle Tatsachen vor der Ordenszeit auf einen Zeitpunkt. Hält man die Hypothese von der Kontinuität der Siedelung in Ostpreußen nicht für anwendbar, so wird das durchgeführte „Plattdrücken“ der Tatsachen unbedingt zu einem Fehler. Selbst wenn die dargestellten Tatsachen an sich für einen bestimmten Zeitpunkt unzweifelhaft richtig wären, wäre die Karte m. E. nicht verwendbar, solange man nicht weiß, für welche Zeit die einzelne Tatsache gilt. Die Karte als Ganzes hat für keinen Zeitpunkt Geltung.¹⁾

Der Weg, den Schlüter bei seiner Untersuchung im Einzelnen einschlägt, ist nun folgender: Er versucht mit allen Hilfsmitteln, die ihm zu Gebote stehen, Flächen früheren Waldes und alte Siedelungsräume festzustellen. Da die positiven Nachrichten über den früheren Waldbestand natürlich lange nicht zu einem geschlossenen Bilde ausreichen, nimmt er an, daß alles nicht besiedelte Land von Wald eingenommen war. Diese Hypothese ist von R. Gradmann 1901 aufgestellt und sehr zwingend bewiesen worden.²⁾ Ich selbst habe sie für das Samland auf Grund archivalischen Materials nachprüfen können und durchaus bestätigt gefunden. Sie ist m. E., wenn es gelingt, wirklich alle alten Siedelungsräume sicher und restlos zu erfassen, durchaus anwendbar.

Zur Feststellung der Siedelungsräume benutzt Schlüter u. a. die prähistorischen Funde. Entsprechend der von ihm vorausgesetzten Annahme von der Kontinuität der Siedelungen nimmt er auf die Zeitstellung der Funde, soweit ich feststellen konnte, keine Rücksicht. Jede Feststellung einer prähistorischen Siedelung zu irgend einer Zeit veranlaßt ihn, die betreffende Fläche weiß zu lassen. Der erwähnte Fehler, alles auf einen Zeitpunkt zu projizieren³⁾, wird dadurch besonders bemerkbar.

Der zweite Weg, den Schlüter einschlägt, um zur Feststellung der Siedelungsräume zu kommen, ist der historische

¹⁾ Gradmann betrachtet in seiner neuen Arbeit die Karte als für das 13. Jahrhundert geltend. Verfasser hatte ursprünglich ebenfalls diesen Eindruck; nachträglich kamen ihm jedoch Bedenken, ob diese Datierung in der Absicht Schlüters lag.

²⁾ R. Gradmann, a. a. O.

³⁾ Vgl. dazu auch E. Wahle, a. a. O. S. 27.

Forschung. Dazu ist zu bemerken, daß die siedelungshistorische und besonders die historisch-siedelungsgeographische Forschung in Ostpreußen sich eigentlich in den ersten Anfängen befindet. Wie Schlüter selbst darüber denkt, habe ich nicht feststellen können. Zu Beginn seiner Arbeit erwähnt er nämlich, daß, obwohl die zahllosen Handfesten meist ungedruckt sind, die „vorhandenen Arbeiten der Geschichtsforscher eine wertvolle Hilfe zur Rekonstruktion des Landschaftsbildes sind.“ In der Arbeit selbst beklagt er es häufig, daß die historischen Unterlagen so gering seien. Am Schluß der Arbeit stellt er dagegen fest, daß die „genauere Untersuchung des alten Preußenlandes, dank der zum Teil vorzüglichen Beschaffenheit des geschichtlichen Materials und seiner Verarbeitung im Allgemeinen zu befriedigenden Ergebnissen geführt habe“.

Erwähnen möchte ich hier, daß ihm wichtige Literatur entgangen ist. Ich denke dabei an die 1912 erschienene agrarhistorische Arbeit von Plümicke über das Samland¹⁾, die manches Interessante, insbesondere auch quellenmäßige Angaben über den Umfang der deutschen Kolonisation im Samland, bringt. Auch die Arbeit von Gerullis über die preußischen Ortsnamen des Samlandes²⁾ mit genauen Angaben der ersten urkundlichen Erwähnung der preußischen samländischen Orte zur Ordenszeit, die man also nicht nur sprachlich, sondern auch siedelungshistorisch mit gewissen Einschränkungen ausgezeichnet verwerten kann, ist Schlüter unbekannt geblieben. Die Unkenntnis dieser beiden Werke macht sich dadurch besonders bemerkbar, daß er an zwei Stellen seines Buches, bei der Behandlung des Samlandes und in der Schlußzusammenfassung, gerade den Mangel an Literatur für das Samland beklagt. Die Schröttersche Karte, die Schlüter bekannt ist und die schon einen erheblich geschlosseneren Waldbestand als heute zeigt, hat er augenscheinlich nicht vollständig ausgewertet.³⁾ Die von W. Ziesemer edierten Ordens-Wirtschafts-

¹⁾ R. Plümicke, Zur ländlichen Verfassung des Samlandes unter der Herrschaft des Deutschen Ordens. Leipzig 1912.

²⁾ G. Gerullis, De Prussicis Sambiensium Locorum nominibus Diss. Königsberg 1912.

³⁾ Bezeichnend ist auch, daß sie wohl im Text einmal erwähnt wird, im übrigen aber unter den Belegen, zum mindesten den „Quellen und Hilfsmitteln allgemeiner Art“, nicht angegeben ist.

bücher¹⁾, die genaue Angaben über Größe und Lage von Wäldern in der Gegend von Marienburg und auch sonstige wichtige wirtschaftshistorische Angaben enthalten, sind Schlüter auch nicht bekannt!

Wenn Schlüter auf S. 19 seines Buches sagt: „Für die vorgeschichtlichen Funde und die mannigfachen Nachrichten über das Gelände, die in den Handfesten der Dörfer und Städte, sowie in den Grenz- und Teilungsverträgen enthalten sind, muß auf die besonderen Ausführungen über die einzelnen Landschaften verwiesen werden“, so muß man dabei bedenken, daß Schlüter nicht eine ungedruckte Urkunde benutzt hat und daß die gedruckten Besitzurkunden nur einen geringen, im übrigen nach ganz anderen Gesichtspunkten ausgewählten Teil der überhaupt vorhandenen Besitzurkunden ausmachen.

Was nun die Benutzung der Ortsnamen anbetrifft, so weist Schlüter, der sich mangels anderer Hilfe sehr weitgehend auf sie stützt, darauf hin, daß altpreußische Ortsnamen an sich nur bedingt auf vorritterliche preußische Siedelungen schließen lassen, da Neuansiedelungen von Preußen zur Ordenszeit nicht nur denkbar, sondern auch nachweisbar sei. Nach den Erfahrungen im Ermland sei jedoch die Kolonisation „aus wilder Wurzel“, also auf Waldgebiet, durch Preußen fast immer gescheitert, und die Ansiedelung von Preußen hätte meist an alte Siedelungsplätze angeschlossen. Daß dies für ganz Ostpreußen nicht zutrifft, wurde bereits erwähnt (vgl. o. S. 94/95).

Im übrigen lassen altpreußische Ortsnamen überhaupt nicht immer auf preußische Besiedelung schließen. Sielkeim im Samland, das auf der Schlüterschen Karte eine beträchtliche Siedlungsinsel kennzeichnet, ist erst 1375 als deutsche Neusiedelung gegründet; Uderballen und Stempelken werden während der gesamten Ordenszeit und bis ins 17. Jahrhundert hinein überhaupt nicht erwähnt. Uderballen wird 1760 als Chatouldorf genannt, ist also etwa 1680 auf Churfürstlichem Forstgelände gegründet worden. Auch die durch diese beiden Orte bestimmte Siedlungsinsel entspricht also nicht dem tatsächlichen Zustande.

¹⁾ W. Zieseemer, Das Zinsbuch des Hauses Marienburg. Progr. Marienburg 1910. Derselbe, Das Ausgabebuch des Marienburger Hauskomturs. Derselbe, Das Marienburger Konventsbuch der Jahre 1399–1412. Danzig 1913. Derselbe, Das Marienburger Ämterbuch. Danzig 1916.

Schlüter schließt seine methodische Betrachtung über die Anwendung der Ortsnamen mit den Worten: „Im allgemeinen darf man sicherlich altpreußische Ortsbenennung als Zeichen altpreußischer Besiedelung ansehen; im einzelnen bleibt natürlich eine Prüfung immer notwendig.“ Ihm ist jedoch die Nachprüfung naturgemäß meist nicht möglich, da ihm das ungedruckte Material nicht zugänglich war, und so muß er zu falschen Resultaten kommen, die das Siedelungsbild wesentlich stören können.

Des weiteren sucht Schlüter die altpreußischen Ortsnamen auf ihre Bedeutung auszuwerten. Er sagt dazu S. 23: „In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle knüpft bei den Preußen und bei den Litauern die Benennung an örtliche Besonderheiten des Geländes an . . . Die meisten Ortsnamen bedeuten wirklich etwas, sie haben eine Beziehung zur Umwelt.“ Diese Auffassung trifft nicht zu. Aus der Arbeit von Gerullis, die Schlüter allerdings, wie bereits erwähnt, nicht bekannt ist, geht hervor, daß zum mindesten im Samland die überwiegende Mehrzahl der preußischen Ortsnamen Personennamen in sich enthält und daß die Ortsnamen, die irgend welche Schlüsse auf das Gelände gestatten, nur ganz gering an Zahl sind. Herr Dr. Gerullis, der seine Untersuchungen inzwischen auf ganz Altpreußen ausgedehnt hat¹⁾, teilt mir mit, daß diese Tatsache auch für die nicht samländischen preußischen Ortsnamen gilt. Im übrigen liegt m. E. in der Auswertung von preußischen Ortsnamen zur Feststellung von Wald häufig die Voraussetzung, daß die Preußen gerodet haben können.

Als letzte Hilfe für die Feststellung alter Siedelungsräume nimmt Schlüter die geographischen Verhältnisse des betreffenden Gebietes in Anspruch. Das ist durchaus berechtigt, soweit es sich um Feststellung von Gebieten handelt, die ihrer ganzen Natur nach unbedingt siedelungsfeindlich sind. Schlüter geht jedoch erheblich weiter. Er erwähnt des öfteren Gebiete, die s. E. so günstige Siedelungsbedingungen bieten, daß eine Besiedelung von vornherein anzunehmen sei. Bei den von Schlüter selbst hervorgehobenen geringen Erfahrungen, die man auf diesem Gebiet hat sammeln können — nur das Ermland ist

¹⁾ G. Gerullis, Die altpreussischen Ortsnamen. Berlin 1922. Der Druck der Arbeit ist soeben beendet.

eine Ausnahme¹⁾ — scheinen mir seine Ausführungen nicht zwingend, zumal ich selbst im Samland, auf Urkunden fußend, z. T. andere Zusammenhänge von Siedelung und Oberfläche nachweisen kann, als sie Schlüter in seiner Arbeit voraussetzt. Schlüter sagt, daß hügeliges Gelände meist Wald trage und nur die ebenen Geschiebelehmgebiete alte Besiedelung zeigen. Im Samland ist es genau umgekehrt: der ebene Osten zeigt relativ geringe alte Besiedelung, der hügelige Westen erheblich stärkere. Es ist hier nicht der Ort, auf den inneren Grund dieser Tatsache näher einzugehen; auf jeden Fall scheint es mir nicht gestattet, die für das Ermland gefundenen Gesetze auf ganz Ostpreußen anzuwenden. Besonders erwähnen möchte ich, daß Schlüter des öfteren ohne besonderen Beweis aus Geschiebelehm auf altpreußische Besiedelung schließt. Das an sich wahrscheinlich richtige Endresultat seiner Arbeit, daß nämlich die alten Siedelungsflächen Geschiebelehm bevorzugen, hat er damit bereits als Voraussetzung benutzt.

Ob Schlüter die durch die Orte Marxöwen, Olschienen, Wawrochen, Wallen, Farienen, Friedrichshof und Schwentainen (alle in der Gegend von Ortelsburg) bestimmten Gebiete auf Grund ihrer geographischen Beschaffenheit oder vielleicht auf Grund der Ortsnamen als Siedelungsinseln darstellt, ist aus dem Text nicht ersichtlich. Herr Saborowski hat nachgewiesen, daß alle diese Orte erst zur Ordenszeit oder noch später neu entstanden sind und sich nicht an ältere Siedelungen anschließen. Wir müssen daher dort nach der bereits erwähnten, von Schlüter übernommenen Gradmannschen Hypothese (vgl. o. S. 98), daß nicht besiedeltes Land ein Waldkleid trage, vor Beginn der Ordenszeit Wald ansetzen. Herr Saborowski teilte mir mit, daß er für den Kreis Ortelsburg fast die Hälfte der auf der Schlüterschen Karte vorhandenen Siedelungsinseln als zu Beginn der Ordenszeit nicht bestehend nachweisen könne.

Es würde im Rahmen dieses Referats zu weit führen, die Schlütersche Karte, soweit es nicht bisher schon geschehen ist, im Einzelnen richtig zu stellen. Eine derartige Nachprüfung ist

¹⁾ Für das Ermland liegen die eingehenden Untersuchungen von Röhrich vor (R. Röhrich, Die Kolonisation des Ermlandes. Zeitschrift für die Gesch. und Altertumskunde des Erml. Jahrgänge 1899, 1901, 1903, 1913, 1916, 1917).

natürlich auch für ganz Ostpreußen z. Zt. noch nicht möglich, da, wie aus dem Bisherigen hervorgehen dürfte, die Unterlagen für eine sichere Erkenntnis der Verhältnisse bei weitem nicht vorhanden sind. Es dürfte m. E. genügen, darauf hingewiesen zu haben, daß die grundlegenden Hypothesen der Schlüterschen Arbeit zum Teil unrichtig, zum Teil mindestens unbewiesen sind. Erwähnen möchte ich jedoch, daß die drei Bearbeiter ostpreussischer Gebiete (Saborowski für den Kreis Ortelsburg, G. Heinrich für Preussisch-Litauen und ich für das Samland), deren Ergebnisse Schlüter bei der Abfassung seines Werkes nicht bekannt sein konnten, zu von denen Schlüters abweichenden Resultaten gekommen sind. Auch Herr Prof. Dr. Ziesemer von der Universität Königsberg, der Herausgeber des Preussischen Wörterbuchs, teilte mir mit, daß für die ihm durch die Herausgabe von Ordens-Wirtschaftsbüchern (vergl. o. S. 100 Anm. 1) bekannte Gegend von Marienburg die Schlütersche Darstellung nicht zuverlässig sei. Schlüter selbst bemerkt in den „Zusätzen und Berichtigungen“ zu seiner Arbeit, daß Herr Dr. W. Geisler in Greifswald für das Weichseldelta anscheinend zu Ergebnissen gelangt, die von den seinigen „etwas abweichen“.

Dem gegenüber könnte man einwenden, daß es sich in allen diesen Gebieten vielleicht um Einzelheiten handle und daß in einer so umfassenden Arbeit Exaktheit im Einzelnen nicht zu verlangen sei. Die Schlütersche Karte setzt sich jedoch, wie man übrigens auch an der bis ins Einzelne gehenden Linienführung der Grenzen zwischen Wald, Sumpf und Siedlungsland erkennen kann, aus Einzelheiten zusammen. Im übrigen ergibt im Samland, das mir natürlich besonders genau bekannt ist, die Summe der Einzelheiten ein wesentlich anderes Bild der vorritterlichen Besiedelung, ein Bild, das die von Schlüter vermisse Gesetzmäßigkeit der Verteilung der Siedlungsräume für das Samland recht gut erkennen läßt.¹⁾ M. W. sind die genannten Bearbeiter ostpreussischer Gebiete die einzigen, die nach Erscheinen der Schlüterschen Karte ihre Ergebnisse abgeschlossen haben, so daß also in sämtlichen Gebieten, die überhaupt seit Abschluß der Schlüterschen Arbeit eine Be-

¹⁾ Verf. geht in einer soeben abgeschlossenen, bisher ungedruckten Arbeit über die Geographie der ländlichen Siedlungen des Samlandes auf diese Tatsachen genauer ein.

arbeitung gefunden haben, die Ergebnisse von denen Schlüters abweichen. Ob man demnach, abgesehen von den unzulänglichen Grundlagen der Arbeit, in die das übrige Ostpreußen betreffenden Ergebnisse sehr großes Vertrauen setzen darf, scheint mir fraglich. Schlüter selbst gibt ja einen sehr großen Teil der Tatsachen des Textes in einer Form, die deutlich ihre Unsicherheit erkennen läßt.

Fassen wir zum Schluß noch einmal zusammen, was Schlüter gewollt und was er erreicht hat. Schlüter wollte in einem genauer bekannten Gebiet Gesetzmäßigkeiten für die Verteilung der alten Siedelungsräume feststellen, auf Grund deren man in weniger bekannten Gebieten weiterarbeiten könne. Derartige Gesetzmäßigkeiten haben sich, wie Schlüter selbst hervorhebt, „nur bedingt“ ergeben.¹⁾ Als Wegweiser für andere Gebiete Norddeutschlands kann seine Karte demnach nicht verwertet werden. Schlüter hält infolgedessen seine Arbeit für einen Versuch, die Verhältnisse „geschichtlich-tatsächlich“ festgestellt zu haben. Infolge der Unsicherheit sowohl der Grundlagen als auch der Ergebnisse kann dieser Versuch nicht als gelungen betrachtet werden. Wenn Schlüter sagt, die Karte wäre am Arbeitstisch, also doch wohl als Grundlage weiterer Forschung, zu benutzen, so können wir uns dieser Ansicht nicht anschließen.

¹⁾ R. Gradmann (Geogr. Zeitschr. 1922, S. 28): „... und man kann mit Schlüter bedauern, daß es auch ihm nicht gelungen ist, für eine Verteilung der alten Siedlungsflächen in seinem Untersuchungsgebiet den Schlüssel zu finden“.

zu
Po
2,5
vo
ge
un
an
fu
ha
sor
ge
Da
un
au
tig
dra
te
sin
ein
Sch
ein
bu
un
dra
sein
Spi
ist.

13
buc
wie
ost
geg
cha

Die Ostdeutsche Spiralbrillenfibel

von

Wolfgang LaBaume.

1. Depotfund von Fredrichsrode.

Auf der Feldmark des Gutsbezirkes Fredrichsrode, früher zum Kreise Neustadt Westpr., jetzt zum Kreise Lauenburg in Pommern gehörig — das Gut liegt unweit von Gnewin, etwa 2,5 km vom Westrande des Zarnowitzer Sees entfernt — wurden vor einigen Jahren beim Pflügen drei Spiralbrillenfibeln aufgefunden, von denen eine gleich verloren ging. Über die Fundumstände ist nichts genaueres bekannt; außer den Fibeln sollen andere Bronzegegenstände an jener Stelle im Acker nicht gefunden worden sein, doch ist wohl nicht genaue Nachsuche gehalten worden. Die Fibeln sollen nicht in einem Tongefäß, sondern frei im Boden gelegen haben. Die beiden erhalten gebliebenen, jetzt in Privatbesitz befindlichen, jedoch dem Danziger Museum zugesicherten Fibeln zeigen gleichen Bau und unterscheiden sich nur in der Größe (Abb. 1). Zwei

aus vierkantigem Bronzedraht geformte Spiralen sind durch eine 8-förmige Schleife miteinander verbunden; Nadel

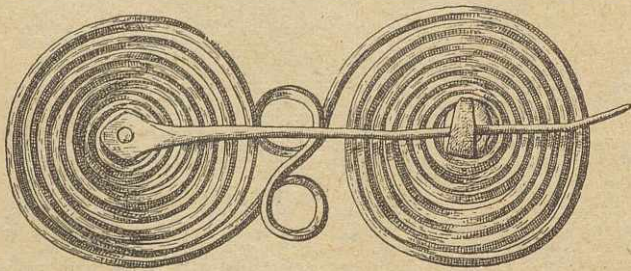


Abb. 1. $\frac{1}{3}$ nat. Größe

und Nadelhalter bestehen aus besonderen Stücken, die Fibel ist also dreigliederig. Die Spiralscheiben tragen auf der Mitte der Vorderseite je einen Tutulus, dessen Basis kegelförmig ist, während die Spitze zu einer schälchenartig vertieften kleinen Platte verbreitert ist. ¹⁾ Die Achsen der Tutuli gehen durch die Mitten der Spiral-

¹⁾ Abbildungen bei Forrer, Reallexikon Taf. 58, Nr. 13 (die Zahlen 13 und 14 müssen auf dieser Tafel vertauscht werden!); Schlemm, Wörterbuch 563, Fig. c; Berliner Photogr. Album III, Taf. 12, Nr. 89. Da hier wie in der sonstigen Literatur (vergl. unten) immer nur die Vorderseite der ostdeutschen Brillenfibel abgebildet worden ist, zeigt die oben wiedergegebene, von Frl. Millies ausgeführte Zeichnung die Rückseite mit dem charakteristischen Verschuß dieser Fibel.

scheiben hindurch; an der einen ist auf der Rückseite der Fibel die Nadel in der Weise befestigt, daß man die Basis der Nadel breitgehämmert und durchlocht und die hindurchgesteckte Tutulusachse umgenietet hat; an der anderen Tutulusachse ist auf dieselbe Art der aus Bronzeblech bestehende hakenartige Nadelhalter angebracht (vgl. die Abbildung).

Größere Fibel: Spiralen 9fach; Länge 22,5 cm; Durchmesser der Spiralscheiben 9—9,5 cm; Höhe der Tutuli 2,8 cm.

Kleinere Fibel, unvollständig (Nadel und ein Tutulus fehlen): Spirale 7fach; Länge 16,5 cm; Scheibendurchmesser 7 bis 7,5 cm; Höhe des Tutulus 2 cm. — Bei dieser Fibel ist zwischen die 8-förmige Schleife noch eine kleine, durchlochte Platte eingeschaltet, die vielleicht noch eine Verzierung getragen hat.

2. Die ostdeutsche Spiralbrillenfibel.

Die oben beschriebenen Fibeln aus Fredrichsrode stellen einen besonderen Typus vor, den man nach seiner Verbreitung (s. unten) ostdeutsche Spiralbrillenfibel nennen kann. Dieser Typ ist der sog. Hallstattfibel oder hallstättischen Brillenfibel nahe verwandt, aber doch in wesentlichen Merkmalen von ihr verschieden. Undset¹⁾ bemerkte bereits 1880, daß die Hallstattfibel im Norden mit Tutulis verziert sei, während diese den südlichen Stücken fehlen. Beltz²⁾ hat im 6. Typenkartenbericht die ostdeutsche Brillenfibel von der hallstättischen nicht als Sonderform unterschieden. Erst Kostrzewski³⁾ hat auf die Unterschiede beider Formen aufmerksam gemacht; er weist darauf hin, daß die Hallstattfibel stets aus rundem Draht besteht, aus einem Stück gefertigt ist einschließlich Nadel und Nadelhalter (vgl. Beltz a. a. O. 682, Abb. 25) und keine Tutuli besitzt, im Gegensatz zu der aus kantigem Bronzedraht hergestellten, mehrgliedrigen ostdeutschen Brillenfibel mit Tutulus-Aufsätzen. Als Verbreitungsgebiet der letztgenannten Form gibt Kostrzewski Nordostdeutschland an.

¹⁾ Undset, *Etudes sur l'âge de Bronze de la Hongrie* (1880), S. 109.

²⁾ Beltz, Sechster Bericht über die Tätigkeit der Kommission für prähistorische Typenkarten. Die bronze- und haltstattzeitlichen Fibeln. *Ztschr. f. Ethn.* 1913, 658 ff. mit Karte.

³⁾ Kostrzewski, Ein Depotfund der späten Hallstattzeit aus Schroda, *Prov. Posen.* Mannus V, 336 ff.

Im Folgenden gebe ich eine Zusammenstellung der bis jetzt bekannten Spiralbrillenfibeln vom ostdeutschen Typus:

Mark Brandenburg.

1. u. 2. Sommerfeld, Kr. Krossen. 2 St. Wohl Depotfund. Mus. f. Völkerk. Berlin, II 5336—5339. — Undset a. a. O. 109, Anm. 1. — Beltz a. a. O. 787, Nr. 29 u. 30. — Kostrzewski a. a. O. 339, Anm. 4.

3. Sorau. 1 St. (Bruchstück). Einzelfund? Mus. f. Völkerk. Berlin, II, 6588. — Beltz a. a. O. 787, Nr. 31. — Kostrzewski a. a. O. 339, Anm. 4.

4. Zilmsdorf, Kr. Sorau. 1 St. aus Depotfund, zusammen mit gedrehten Halsringen, Armbändern und einer S-förmig gebogenen Eisennadel (wohl Schwanenhalsnadel) gefunden. (Niederlaus. Mitt. II, 21, Anm. 2). Mus. f. Völkerk. Berlin, II 6799. — Undset a. a. O. 109, Anm. 1¹⁾. — Jentsch, Niederlaus. Mitt. II, 386, Taf. 9, Fig. 2. — Beltz a. a. 787, Nr. 32 (Mus. Berlin, nicht Sorau, wie es dort heißt). — Jentsch bemerkt dazu: „Eine Nadel ist nicht vorhanden, die Art ihrer Befestigung wird aber an den Exemplaren von Hallstatt . . . ersichtlich: der eine Spiraldraht lief auf der Rückseite in den Dorn (gemeint ist die Nadel), der andere in einen zu seiner Aufnahme bestimmten Haken aus.“ Diese Auffassung ist offenbar irrig. Der Verlust der Nadel und des Nadelhalters spricht dafür, daß diese nicht aus den Enden des Spiraldrahtes gebildet waren, sondern aus besonderen Stücken bestanden, die durch Lockerung der Nietung (s. Abbildung!) sich von der Fibel abgelöst hatten. Eine eingliedrige Fibel vom Hallstatttypus hätte an den Stellen, wo Nadelbasis und Nadelhalter saßen, Bruchstellen zeigen müssen, die Jentsch wohl nicht entgangen wären. Daß die Brillenfibeln von Zilmsdorf zum ostdeutschen Typus gehört, beweisen außerdem die bei ihr vorhandenen Tutuli (vgl. Abb. bei Jentsch a. a. O.).

¹⁾ Undset führt a. a. O. noch eine Spiralfibel aus der Lausitz (Mus. Görlitz) und aus Kalbe a. S. (Mus. Berlin) an. Bei der im Görlitzer Museum befindlichen Fibel handelt es sich nach freundlicher Mitteilung von Herrn Professor Feyerabend um eine Spiralbrillenfibeln mit Kreuzbalkennadelkopf aus Forst in der Niederlausitz (Beltz a. a. O. 733, Nr. 210). Mit der Fibel aus Kalbe ist wohl die von Beltz a. a. O. 769, unter Nr. 37 angeführte gewölbte Plattenfibeln gemeint.

Pommern.

5. Gollenberg bei Köslin. 1 St., 17,5 cm lang. Museum Stettin, J. B. III, 21. — 6 m tief im Torfmoor am Gollenberge gefunden. Einzelfund? — Kat. d. Berliner Ausstellung 1880, 323, Nr. 88; Berliner Photogr. Album III, Taf. 12, Nr. 88 („Cöslin“). — Lindenschmit, *Altert. uns. heidn. Vorzeit* B. I, H. III, Taf. VI, 5. — Undset a. a. O. 109, Taf. X, 2. — Lissauer, *Prähist. Denkm. d. Prov. Westpr.* 114, Taf. III, Fig. 6. — Beltz a. a. O. 787, Nr. 37. — Kostrzewski a. a. O. 339, Anm. 5.

Beltz erwähnt a. a. O. 787 unter Nr. 36 außer der Fibel vom Gollenberge eine solche aus Cöslin. Da die oben angeführten Literaturangaben sich alle auf die Fibel vom Gollenberge beziehen, kam ich auf die Vermutung, daß Beltz durch die ungenaue Fundortsangabe „Cöslin“ auf Taf. 12, Teil III des Berl. Photogr. Albums zu der Annahme verleitet worden sei, es gäbe außer der Fibel vom Gollenberge eine solche aus Cöslin selbst. Auf eine an Herrn Konservator Stubenrauch in Stettin gerichteten Anfrage teilte mir dieser freundlichst mit, daß meine Vermutung richtig sei und eine Fibel aus Cöslin nicht existiere.

Westpreußen.

6. u. 7. Friedrichsrode, Kr. Neustadt Wpr. (jetzt zu Pommern gehörig). 2 St. aus Depotfund (s. oben).

8. Karthaus-Abbau (jetzt zu Polen gehörig). 1 St., zerbrochen (es fehlen 1 Spiralscheibe und 1 Tutulus). Aus einem Depotfund, der außerdem mehrere Armspiralen und Armringe sowie einen Halsring und eine Spiralscheibenkopfnadel enthielt. — Westpr. Prov.-Museum Danzig, V. S. 2709 — 2711. — Länge der Nadel 22 cm, Durchm. der erhaltenen Spiralscheibe etwa 11 cm, Höhe des Tutulus 4 cm. — *Ber. d. Westpr. Prov.-Mus.* f. 1892, 18.

9. Schönwiese, Kr. Marienburg. 1 St. Westpr. Prov.-Mus. Danzig V. S. 6868. Aus Depotfund (1 m tief in einem inselartig aus der Niederung aufragenden Sandrücken gefunden), außer der Fibel enthaltend: 2 Ringhalskragen, 2 Armspiralen, 14 Armringe, 1 Beschlagstück. Länge der Fibel 22,8 cm; Scheibendurchmesser 9,5 cm; Höhe der Tutuli 4 cm. — *Ber. d.*

W. P.-M. f. 1899, 39—40, Abb. 18. — Conwentz, Das Westpr. Prov.-Mus. 1880—1905, Taf. 51, 3. — Kostrzewski a. a. O. 339, Anm. 6 — La Baume, Vorgesch. von Westpr. 1920, Taf. 7, 2.

Posen.

10. Schroda, Prov. Posen (jetzt zu Polen gehörig). 1 St. aus Depotfund, zusammen mit einem Hohlwulst und mehreren Bronzeringen in einem Tongefäß gefunden. — In Privatbesitz. — Kostrzewski a. a. O. 336—339, Textabb. 4 und Taf. XXXII, Nr. 2. — Beltz a. a. O. 787, Nr. 40. — Diese Brillenfibel ist dadurch bemerkenswert, daß sie ursprünglich eine eiserne Nadel besaß (vgl. Kostrzewski). Länge der Fibel 13 cm, Breite (= Scheibendurchmesser) 5,8 cm.

Von den angeführten, bis jetzt bekannten (oder jedenfalls veröffentlichten) 10 Spiralbrillenfibeln vom ostdeutschen Typus stammen somit 8 aus Depotfunden; 2 Funde sind Einzelfunde, davon einer (Gollenberg) ein Moorfund. In Gräbern sind diese Fibeln also bisher nicht gefunden worden. Aus den Funden von Zilmsdorf, Gollenberg, Karthaus, Schönwiese und Schroda ergibt sich übereinstimmend als Zeitstellung für die ostdeutsche Spiralbrillenfibel die frühe Eisenzeit (jüngere Hallstattzeit). Es handelt sich bei diesem Typus offenbar um eine Form, die in Anlehnung an den älteren Typus der hallstädtischen Brillenfibel in Ostdeutschland selbständig entstanden ist, wie daraus hervorgeht, daß sie außerhalb dieses Gebietes nicht vorkommt. Hienach sind die beiden in Rede stehenden Fibelformen folgendermaßen zu kennzeichnen:

Hallstädtische Spiralbrillenfibel. Eingliedrige Brillenfibel aus rundem, zu zwei Spiralscheiben aufgerolltem Bronzedraht, die meist durch 8-förmige Schleife verbunden sind. Verbreitung: Mitteleuropa. Zeit: Ältere Hallstattzeit; nordische Bronzezeit Per. V n. Mont.; jüngerer Abschnitt von Periode IV der ungarischen Bronzezeit (Beltz).

Ostdeutsche Spiralbrillenfibel. Dreigliedrige Brillenfibel aus kantigem, zu zwei Spiralen aufgerollten Bronzedraht, die durch 8-förmige Schleife miteinander verbunden sind. Jede Spiralscheibe trägt auf der Vorderseite einen Tutulus. Verbreitung: Nordostdeutschland. Zeit: Jüngere Hallstattzeit; nordische Bronzezeit Per. VI n. Mont.; frühe Eisenzeit.

Die Zeichnung einer Harpune mit blattförmigem Schaftende im Kulturgebiet der arktischen Steinzeit

von

Wilh. Gaerte.

In seinem Buche: Den arktiske stenalder i Norge, Christiania 1909 veröffentlicht A. W. Brøgger auf Seite 104 in Abb. 156 ein südlich Trondhjem gefundenes Schiefermesser. Unsere Abb. 1 bringt eine Seite dieses Gerätes zur Anschauung. Von Interesse ist die auf beiden Seiten befindliche Zeichnung. Brøgger sagt darüber: „Auf beiden Seiten sind fischähnliche Figuren abgebildet, die ein mehr ornamentales Aussehen haben. In die Konturen beider Fische ist ein Fischgrätenornament eingezeichnet, das mit einer viereckigen Figur schließt, dessen Bedeutung schwer zu verstehen ist.“ Es sei hier versucht, dem Sinne dieser rätselhaften Innenfigur näher zu kommen.

Daß die Umrißlinien der Hauptzeichnung einen wirklichen

Fisch wiedergeben, daran dürfte kaum gezweifelt werden. Sogar die Andeutung der Flossen fehlt nicht. Schwieriger

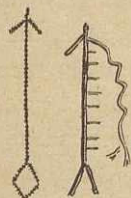


Abb. 2 a, b

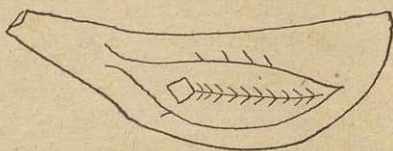


Abb. 1

ist gewiß das Verständnis der Innenfigur. Als Mittelgräte des Fisches kann sie nicht gedeutet werden, da die Führung der beiderseits mit schräg abwärts gerichteten Strichen versehenen Linie nicht bis zum Schwanz verläuft, sondern durch das Viereck vor ihm abgeschlossen wird.

Zur Deutung können uns meines Erachtens zwei ähnliche Darstellungen verhelfen, die sich auf Gerätschaften der frühneolithischen Zeit Dänemarks vorfinden (hier in Abb. 2 a—b wiedergegeben.¹⁾ Abb. 2a entstammt einem Handgriff aus Knochen mit Loch im unteren Ende zum Einsetzen einer Schneide (gef. in Refsvindinge, Kr. Vindinge), Fig. 2b einem Fischspeer

¹⁾ nach S. Müller, *Oltidens Kunst i Danmark* 1918, S. 6, Fig. 27—28.

mit Flintschneiden von der Küste bei Kopenhagen. S. Müller erklärt beide Bilder für Darstellungen von Wurfaffen. Diese Deutung dürfte im ganzen das Richtige treffen. Wir können aber noch einen Schritt weitergehen und Harpunen in den Abbildungen sehen. Für diese Erklärung spricht einmal die Zickzacklinie der Figur 2b, die schon Müller richtig als Leine gedeutet hat¹⁾, ferner das viereckige Endstück der Abb. 2a, das an das Schaftblatt der Harpunen aus der Havelgegend Brandenburgs erinnert²⁾. Bei der Elchhornspitze von Gortz³⁾ (Havelland) befindet sich gleich oberhalb des Schaftblattes ein kleiner seitlicher Zapfen, der wohl die Harpunenschnur festhielt.

Nichts anderes als Harpunen des soeben erwähnten Typus aus der Havelgegend dürften wohl auch die Zeichnungen des eingangs angeführten Schiefermessers darstellen. Wir kennen zwar aus der arktischen Schieferkultur, so viel ich weiß, derartige Formen noch nicht; doch dürfte dieser Mangel der hier ausgesprochenen Deutung kaum hinderlich sein. Daß diese Harpunen gerade auf Fischbildern sich vorfinden, steht in gutem Einklang zu dem Zweck dieser Geräte. Ideell entspricht das norwegische Gruppenbild einer paläolithischen Malerei aus der Höhle von Niaux⁴⁾, wo einem Bison Speerspitzen auf den Körper gesetzt sind, gleichsam um anzudeuten, wie dieses Tier erlegt wurde.

Aber nicht nur Fisch- und Harpunenzeichnung auf dem norwegischen Schiefermesser stehen in innerster Beziehung zueinander, sondern auch das ganze Gruppenbild scheint mit dem Geräte selber eine engste Ideenverbindung zu repräsentieren. Oft nämlich tritt in der vorgeschichtlichen Kunst die Erscheinung

¹⁾ Zu den gegabelten Enden vgl. man die Magdalénien-Harpune Frankreichs, Obermaier, *Der Mensch der Vorzeit I* S. 202, Abb. 122 g.

²⁾ Schlemm, *Wörterbuch z. Vorgeschichte* 1908, S. 556, Fig. i; W. Krause, *Vorgeschichtl. Fischereigeräte* 1904, S. 34, Fig. 42 und 43; Kupka, *Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark* 1919, S. 274; letzterer weist diesen Typus der Rentierzeit Brandenburgs zu. Als Vorstufe des Harpumentypus mit blattförmigen Schaftende könnte man gewisse Formen des Magdaléniens Frankreichs mit zapfenförmigen Ausbuchtungen oberhalb des spitzen Schaftendes ansprechen, vgl. die Abb. bei Obermaier a. a. O. S. 202, Fig. 102 c, d, e.

³⁾ Voß-Stimming, *Vorgeschichtl. Altertümer aus der Mark Brandenburg I*. Abt. Taf. 4, Abb. 8; Schlemm a. a. O. Fig. i.

⁴⁾ Obermaier a. a. O. S. 249, Abb. 164.

zu Tage, daß Gerät und darauf befindliche Darstellung ein und demselben Kreise des menschlichen Treibens und Denkens entnommen sind¹⁾. Es kommt auch vor, daß das Ornament nur eine Wiederholung des Gegenstandes darstellt, auf dem es angebracht ist²⁾. Auf Grund dieses öfters zu beobachtenden Konnexes zwischen Bild und Gerät³⁾ darf angenommen werden, daß auch das norwegische Schiefermesser seinem Gebrauch nach eng mit der Fischerei verbunden war⁴⁾, d. h. ein Fischmesser repräsentiert. Diese Art der Benutzung hat denn auch schon Krause⁵⁾ und O. Nordgaard⁶⁾ vermutungsweise angedeutet.

Neben dieser Feststellung einer inneren Beziehung zwischen Gerät und Zeichnung, die bei dem norwegischen Messer nicht von der Hand zu weisen sein dürfte, erhebt sich die Frage, ob nicht das Gruppenbild noch eine besondere Bedeutung gehabt hat. Es scheint mir dies tatsächlich der Fall gewesen zu sein. Von welcher Seite die Erklärung für die innerliche Bedeutung der Zeichnung herzuholen ist, ergibt sich m. E. aus einem Vergleich mit den figuralen Darstellungen der Rentierzeit Frankreichs. Sehr oft finden sich hier, besonders im Magdalénien, Zeichnungen und Malereien, die inhaltlich dem norwegischen Bilde an die Seite zu stellen sind, wenn z. B. der Körper des Bisons mit Pfeilen⁷⁾ oder mit einem doppelspitzigen Dolchstab⁸⁾ besteckt ist, wenn ferner vor und hinter ihm Schlagwaffen erscheinen⁹⁾

1) Einige Nachweise bei Gaerte, *Mannus* Bd. VI (1914) S. 259 f.; 261 f.

2) vergl. M. Ebert, *Jahreshefte des österr. archäol. Instit.* XI (1908) S. 569 und Forrer, *Reallexikon s. v. Axt*, S. 64, Fig. 45 (n. freundl. Hinweis von Herrn Prof. M. Ebert).

3) Hierher gehört auch das Flachbeil aus Stein, gef. in Schmida, Niederösterreich (Much, *Kunsthistorischer Atlas* Taf. IX 11), dessen eine Seite die Darstellung eines vierfüßigen Hornviehes mit darüber schwebender Axt bietet, während die andere Seite das Bild einer langgewandeten Gestalt zeigt, wahrscheinlich eine Gottheit, der das Beil geweiht war.

4) Auf einem Netzsenker der arktischen Kultur (Brögger a. a. O. S. 86, Fig. 135) nimmt man eine netzförmige Strichzeichnung wahr, die den Gebrauch des Gerätes verdeutlicht.

5) *Vorgeschichtliche Fischereigeräte* 1904 S. 136.

6) nach Brögger a. a. O. S. 104.

7) Vgl. oben S. 111 Anm. 4

8) Font de Gaume. — Da mir die französischen Hauptwerke nicht zur Hand sind, zitiere ich nach S. Reinach, *Répertoire de l'art quaternaire*. 1913, S. 69.

9) Pindal: Reinach a. a. O. S. 165.

oder einem Wildpferd ein Lasso um den Hals geschlungen ist¹⁾. Alle diese Beizeichen deuten natürlich in erster Linie auf die verschiedenen Jagdwaffen hin, deren sich der Eiszeitmensch bediente. Auch das Fischbild zusammen mit Harpune²⁾ oder Angel³⁾ ist ein der Kunstübung jener Zeiten geläufiges Motiv.

Mit Beziehung auf sämtliche Tierdarstellungen aus der Eiszeit Frankreichs hat nun schon S. Reinach⁴⁾ die Vermutung ausgesprochen, daß ihnen ein gewisser Zauberakt zu Grunde liege. Durch Verbildlichung bestimmter Tiere, besonders des nutzbaren Jagdviehes, wollte sich der primitive Jäger jener entlegenen Zeit schon vor dem Aufbruch zur Jagd den Erfolg sichern; die Darstellung bedeutete für ihn die „invocatio“ und gleichzeitig die Besitznahme der erwünschten Beute. Durch Hinzufügung der Jagdwaffen wurde die Sicherheit des Erfolges noch erhöht⁵⁾. Derselbe Ideenkreis dürfte auch dem norwegischen Gruppenbilde zu Grunde liegen. Die Zeichnung von Fisch und Harpune bildeten wohl für den Besitzer des Schiefermessers erst die volle Garantie für glückliche Ausübung der Jagd nach dem gewünschten Objekt.

Noch ein weiteres kann aus der hier behandelten Zeichnung geschlossen werden. Es konnte oben festgestellt werden, daß für die Harpune mit blattförmigem Schaftende gewisse Magdalénienformen die Prototypen darstellen dürften. Unter den eiszeitlichen Funden des Keßlerlochs⁶⁾ (Schweiz) findet sich dieser Typus bereits mit weiter entwickeltem, schon stark zur blattförmigen Gestaltung neigendem unterem Ende vor. Die oben erwähnten Stücke aus Brandenburg, Dänemark und Nor-

¹⁾ Langerie Basse: Reinach a. a. O. S. 111.

²⁾ Durchbohrter Bärenzahn aus der Grotte Duruthy: S. Reinach a. a. O. S. 179.

³⁾ Fragmentiertes Renknochengerät aus Fontarnaud: S. Reinach a. a. O. S. 81.

⁴⁾ L'Art et la magie, L'Anthropologie 1903. S. 257 ff.

⁵⁾ „Die Zuñi-Indianer tragen als Amulette Naturspiele aus Stein, denen mit einiger Nachhilfe die Gestalt des Berglöwen, des Wolfes u. s. w. gegeben ist. Dadurch wird die Kraft der Jagdtiere gelähmt und diese leichter zur Strecke gebracht.“ Nach Hoernes, Urgeschichte der bild. Kunst, 1915, S. 246 Anm. 57.

⁶⁾ K. Merk, Der Höhlenfund im Keßlerloch bei Thayngen, 1875, Taf. VI 94; Taf. V 54.

wegen bilden die voll entwickelten letzten Glieder der Typenreihe dieses Gerätes. Formell läßt sich also die Harpune des norwegischen Schiefermessers auf ähnliche Geräte der Eiszeit Westeuropas zurückführen.

An diese Periode der Entwicklungsgeschichte des Menschen kann man aber auch das ganze Gruppenbild seiner inneren Bedeutung nach anknüpfen. Ganz abgesehen davon nämlich, daß in der arktischen Kultur figurale Ausschmückung von Gerätschaften wie in Westeuropa zur Eiszeit auftritt, knüpft sich ein enges Band zwischen beiden Kulturperioden, wenn man den oben dargelegten gleichartigen Ideenkreis ins Auge faßt, aus dem die Darstellungen hier wie dort herausgewachsen sein dürften. Alle diese Überlegungen formeller wie inhaltlicher Natur führen zu dem Schluß, daß wir in der Kunstübung der arktischen Kultur, die durch die Zeichnung auf dem norwegischen Schiefermesser repräsentiert wird, ein Nachleben alter Traditionen aus der Eiszeit Westeuropas zu erblicken haben.

D
vo
lu
P
R
au
K
be
nu
B
ku
G
se
ök
da
di
im
Z
m
an
ve
Si
Ze
de
di
nat
W
in
N.
tor
189

II. Fundberichte.

Das neolithische Dorf bei Wieck-Luisental (Kr. Elbing)
am Frischen Haff

von

Bruno Ehrlich.

Die Haffküste zwischen Elbing und Tolkemit und östlich von Tolkemit ist schon seit Jahrzehnten als ein neolithisches Siedlungsgebiet bekannt. Im Sommer 1873 entdeckte der Geologe Prof. G. Behrendt etwa 2 km östlich von Tolkemit am oberen Rande des stellenweise über 20 m ansteigenden Haffufers eine ausgedehnte etwa 1 m starke neolithische Kulturschicht, die Küchenabfälle enthielt. Diese Entdeckung war deshalb von besonderer Bedeutung, weil es die erste derartige Stelle nicht nur in der Provinz, sondern überhaupt in Deutschland war.¹⁾ Berendt machte über seine Entdeckung zum ersten Male eine kurze Mitteilung in der Sitzung der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft am 6. März 1874 und gab eine genaue Beschreibung seines wichtigen Fundes in den Schriften der Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft XVI, 2 (S. 117—126). Später haben dann Fischer, Fröling, Conwentz, Anger, Dorr, Kumm u. a diese Gegend wiederholt besucht und abgesucht, und Dorr hat im Jahre 1898, als die Haffuferbahn gebaut und zu diesem Zwecke durch den Abhang ein Einschnitt gelegt wurde, eine mehrtägige planmäßige Nachgrabung ausgeführt, zumal auch da an dieser Stelle mehrere Skelette gefunden waren, deren Lagerungsverhältnisse leider nicht so weit geklärt waren, daß man sie mit Sicherheit als neolithische bezeichnen konnte.²⁾ In jüngster Zeit haben schließlich mit mir auch andere Vorstandsmitglieder der Elbinger Altertumsgesellschaft immer wieder die Umgegend dieser interessanten Stelle abgesucht und an einer Wegböschung

¹⁾ Conwentz im XV. Amtlichen Bericht über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreussischen Provinzialmuseums für das Jahr 1894. S. 21.

²⁾ Dorr, Bericht über die Tätigkeit der Elbinger Altertumsgesellschaft in den Vereinsjahren 1894—1899 in Schriften der Naturf. Ges. zu Danzig N. F. Bd X, Heft 1, S. 96 f. Vergl. auch Dorr, Übersicht über die prähistorischen Funde im Stadt- und Landkreise Elbing. Progr. Elb. Realgymn 1893. S. 8 ff.

bei Telegraphenstange 330 der Haffuferbahn gleichfalls Spuren einer neolithischen Siedelung gefunden.¹⁾ So ist mit der Zeit von dieser Fundgegend ein reiches Material an Scherben, Geräten aus Feuerstein und anderem Gestein u. a. gesammelt worden, das besonders im Westpreußischen Provinzialmuseum zu Danzig und im Städtischen Museum zu Elbing untergebracht ist. Nachdem erst einmal diese Siedelung bei Tolkemit — man nennt die Gegend das Schweinelager — bekannt geworden war, gelang es dem unermüdlichen Eifer des langjährigen Vorsitzenden der Elbinger Altertumsgesellschaft Robert Dorr († am 12. Febr. 1919) im Laufe der Zeit noch eine größere Zahl von Siedlungen der jüngeren Steinzeit am Höhenrande zwischen Elbing und Tolkemit zu entdecken.²⁾

Die Gegend östlich vom Schweinelager bei Tolkemit war bisher noch unerforscht geblieben. Im Jahre 1919 entdeckten wir nun etwa 3,5 km nordöstlich von Tolkemit nicht weit vor der Haltestelle Forsthaus Wieck eine neue neolithische Kulturschicht, die zutage getreten war, als daselbst von den dicht an das Haff herantretenden Höhen Sand und Kies zum Chausseebau abgetragen wurde. Über die ersten Untersuchungen daselbst habe ich im Jahresberichte über die Tätigkeit der Elbinger Altertumsgesellschaft in den Vereinsjahren 1915/16 bis 1918/19 (Elbinger Jahrbuch, Heft 1. 1919/20 S. 163 f.) berichtet. In den Jahren 1920 und 1921 habe ich diese Stelle wiederholt besichtigt, auch kleinere Ausgrabungen vorgenommen. Dabei wurde die Beobachtung gemacht, daß die Kulturschichten den Inhalt von muldenförmigen Vertiefungen von 2—3 m Durchmesser bildeten, die in den Kies eingeschnitten waren und wohl als Wohn- oder Abfallgruben anzusehen sind. Offenbar hat hier eine neolithische Siedlung bestanden. Wie weit dieselbe

¹⁾ Dorr, Bericht 1913/14 in Schriften der Naturf. Ges. zu Danzig N. F. Bd. XIV, Heft 1. S. 74 und Ehrlich, Elbinger Jahrbuch, H. 1, 1920 S. 163.

²⁾ Vgl. Dorr, Übersicht u. s. w. Ferner Dorr, Berichte 1887/88, 1888/89 (unter Schmergrube) 1889/90, 1891/93 und 1894/99. S. auch Rob. Dorr, Verzierungen auf neolithischen Scherben der Elbinger Umgegend (Mitt. des Copernicus-Vereins für Wissenschaft und Kunst zu Thorn. Heft 15, S. 2 ff. Thorn 1907.) Vgl. daselbst Anm. 2 die Zusammenstellung der Literatur über die neolithischen Funde bei Tolkemit. Ferner Ernst Wahle, Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit, Mann. Bibl. No. 15. 1918 S. 172 ff.

sich ausgedehnt hat, hat bisher noch nicht festgestellt werden können. Wohl aber ergibt sich aus den gefundenen Scherben, daß sie als gleichzeitig mit dem Küchenabfallhaufen bei Tolkemit anzusetzen ist. Der Herbst des Jahres 1920 brachte nun auch noch die Entdeckung eines neolithischen Dorfes bei Wieck-Luisental, nicht ganz 2 km östlich von der zuletzt besprochenen Siedlungsstelle.

Das neolithische Dorf bei Wieck-Luisenthal.

Fundbericht:

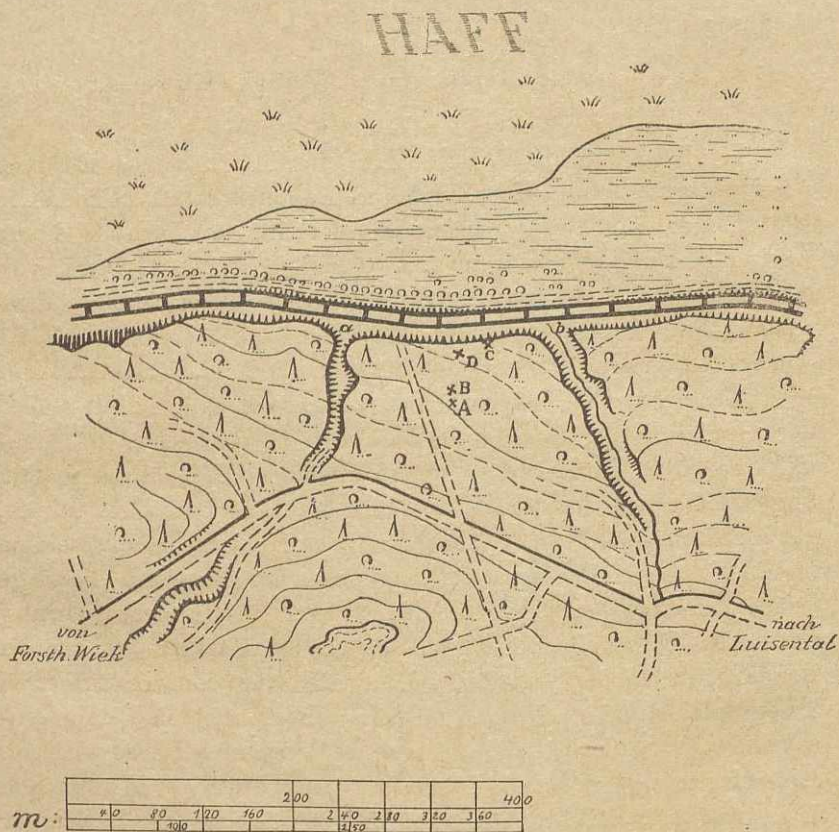
Im November 1920 teilte mir das Mitglied der Elbinger Altertumsgesellschaft, Herr Kaufmann Eugen Putzrath in Tolkemit, ein eifriger Sammler, dem die Museen in Danzig und Elbing wertvolle Fundgegenstände aus der Tolkemiter Gegend verdanken, mit, daß der Arbeiter Gande in der Wieck beim Stubbenroden zahlreiche Scherben, auch Töpfe mit Asche gefunden habe. Am 28. November besuchte ich mit Gande diese Fundstelle (Abb. 1).

Sie liegt ziemlich in der Mitte zwischen den Haltestellen der Haffuferbahn Forsthaus Wieck und Wieck-Luisental, unmittelbar am Rande der steilabfallenden Uferböschung, im Jagen 193. 1,5 km östlich des Haltepunktes Forsthaus Wieck, etwa 850 m östlich vom sogenannten „Heiligen Stein“, einem im Haffe liegenden erraticen Blocke, an den sich die Sage knüpft, daß er einst von einem auf der Frischen Nehrung hausenden Riesen im Zorn gegen seinen am Haffufer wohnenden Bruder geschleudert worden sei, zweigt sich vom Haffufer bei Telegraphenstange 425 in südlicher Richtung eine tief einschneidende Schlucht (Abb. 1 bei a) ab, durch die der sogenannte „Jungfernsteig“ auf den Höhenweg von Forsthaus Wieck nach Luisental hinaufführt. Etwa 180 m östlich zieht sich in südöstlicher Richtung bei Telegraphenstange 428 eine zweite Schlucht (Abb. 1 bei b) gleichfalls vom Haffufer, an dem hier die Haffuferbahn unmittelbar entlang fährt, zu demselben Höhenweg hinauf. Innerhalb der (durch diese drei Wege und durch das Haffufer selbst gebildeten trapezförmigen Umgrenzung) liegt die Siedlung, die sich von einer Schlucht bis zur andern ausdehnt, während die südliche Ausdehnung noch nicht festgestellt ist.

Über den geologischen Aufbau des Geländes berichtet Herr Prof. Dr. Traugott Müller in Elbing, der mich wie Herr

Lehrer Pahnke in Elbing bei den Ausgrabungen freundlichst unterstützt hat, folgendes:

Das in Frage kommende Gelände bildet einen Teil des Nordrandes des unter dem Namen Elbinger Höhe bekannten Gebietes des Preußischen Höhenrückens. Zwischen Tolckemitz und



gez. C. Reich, Elbing.

Abb. 1.

Luisental tritt der Diluvialrücken fast unmittelbar an das Frische Haff heran und bildet in der Nähe des Gasthauses „Wiecker Berg“ einen deutlich hervortretenden Steilabhang, der an dieser Stelle den „Oberen Diluvialmergel“ deutlich erkennen läßt. In den durch die Kiesgewinnung für die Beschüttung des Dammes der Haffuferbahn geschaffenen Aufschlüssen treten die „Spat-Sande und Grande“ zum Teil mit großen erratischen

Blöcken erfüllt zu Tage. (Vgl. Sekt. 13, Frauenburg, d. Geol. Karte d. Prov. Preußen von Jentzsch.)

„Das Gebiet, auf dem die Funde gemacht wurden, stellt eine schmale Dünenbildung dar, die auf der eben angeführten Karte nicht verzeichnet ist, die jedoch auf dem Meßtischblatt Tolckemitz deutlich erkennbar ist und etwa eine Höhenlage von durchschnittlich 10 m über N. N. besitzt. Das Material der Schicht, in der die Überreste der neolithischen Ansiedlung gebettet sind, stellt einen lichtgelb gefärbten mittelkörnigen Sand dar, der wie die Bestimmung des spez. Gew. mittels des Pyknometers zu 2,77 nur wenig die sonst angegebenen Werte (vgl. Vageler: Bodenkunde S. 62) übersteigt. Die Abweichung um 0,02 von dem dort angegebenen Werte erklärt sich durch den nachweisbaren Gehalt an Eisenverbindungen. Ob wir es hier mit einer „Stufendüne“ oder „Gehängedüne“ im Sinne von Jentzsch zu tun haben (vgl. Sonntag: Geologie von Westpreußen, Gebr. Bornträger, Berlin 1919 S. 289), mag unentschieden bleiben. Sicher ist jedoch, daß hier die Anhäufung des Sandes durch den Wind stattgefunden hat.

Es darf die Frage aufgeworfen werden, ob die Niederlassung in der neolithischen Zeit die Schichten, wie sie uns heute entgegentreten, vorfand, oder ob umgekehrt die Ansiedler sich auf der vielleicht nur mit einer geringen Sandlage bedeckten diluvialen Unterlage ihre Heimstätten gründeten. M. E. kommt aller Wahrscheinlichkeit der letztere Fall in Frage. Auch an anderer Stelle des Abhanges der Elbinger Höhe in der Nähe von Fricks Ziegelei und Oehmkenhof sind noch heute Flugsandstellen in Bewegung, die je nach der Stärke und Richtung des Windes mannigfache Veränderungen der Oberfläche herbeiführen, bald kleinere und größere Flächenabschnitte freilegen und das mitgeführte Material besonders nach „Eichwald“ zu anhäufen, bald auch dauernd einzelne Geländestücke von jedem Pflanzenwuchse freihalten und die weitergewehten Sandkörner über die anliegenden Ackerfelder verteilen. So ähnlich dürfte etwa das Landschaftsbild gewesen sein, als auf dem Gebiete der Siedlung der Neolithiker der Wiecker Düne lebte.“ —

Bei der ersten Untersuchung am 28. November 1920 ließ ich mir von dem Arbeiter Gande zunächst die Stellen, wo er gerodet hatte, und die damals gefundenen Scherben zeigen.

Leider konnte er eine Anzahl von Henkeln, deren einige durch Schnurornament verziert gewesen sein sollen, nicht mehr finden. Das frisch gefallene Herbstlaub hatte sie verschüttet. An drei Stellen, wo ich mit der Stahlsonde Scherben fühlte, ließ ich nachgraben und stieß überall in $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ m Tiefe auf eine Kulturschicht von vermodertem Aussehen, in der ich verzierte und unverzierte Scherben fand. Diese vermoderte Erde hatte Gande als Asche angesehen. Urnen mit Resten von Leichenbrand wurden nicht gefunden, wohl aber außer den Scherben noch einige kleinere Tierknochen. Diese erste Untersuchung bewies, daß hier eine neolithische Siedlung vorlag.

Im Sommer 1921, am 18., 19. und 24. Juli, führte die Elbinger Altertumsgesellschaft mit Genehmigung des Herrn Regierungspräsidenten von Marienwerder die erste systematische Ausgrabung aus. Von einer der Stellen ausgehend, wo ich am 28. November 1920 mit Gande die Kulturschicht mit Scherben gefunden hatte, zog ich in der Richtung von Osten nach Westen einen meterbreiten Graben. In $\frac{1}{2}$ m Tiefe wurde die Kulturschicht erreicht. Zahlreiche Scherben, darunter viele mit reichhaltigen Mustern in Tiefstich- und Schnurornamentik verzierte, kamen zum Vorschein, auch etwas Kohle, Bernstein und ein kleiner Feuersteinschaber. $\frac{1}{2}$ m südlich davon tauchte eine größere Grube auf, in der einige kleinere Granitsteine, teilweise zermürbt, sichtbar wurden. Die Steine waren teilweise geschwärzt, das Erdreich grau bis grauschwarz mit Spuren von Holzkohle. Anscheinend war es eine Herdgrube. Wir fanden darin Scherben und einige Feuersteinsplitter. Die Grube hatte von N. nach S. eine Ausdehnung von 1,25 m, von O. nach W. eine solche von 2 m; sie war 0,25 bis 0,30 m stark. Beim Ausheben derselben wurde ein vollständiger Herd (A) freigelegt (Taf. 1a). Derselbe bestand aus einem elliptischen Steinkranz von 18 Steinen, die zum großen Teil auf die Kante gestellt waren. An den folgenden Tagen wurde dann um den Herd herum eine Fläche von 5—6 m Länge und 4 m Breite bis auf den gewachsenen Boden freigelegt, vor allem um nach Spuren eines Wohnhauses zu suchen, als dessen Mittelpunkt der Herd anzusehen war. Zwar wurden Pfostenlöcher nicht gefunden, doch zeigten sich 2 m südwestlich und 1,75 m südöstlich vom Herde A kleinere Steinpflaster (Abb. 2 bei 1 und 2) und rings um den Herd und

diese Steinpflaster lagen viele Scherben, südwestlich vom Herde fanden sich auch Reste von Holzkohle. Nach Untersuchung dieser Fläche wurde die Ausgrabung zunächst abgebrochen.

Am 24. September besichtigte Herr Prof. Dr. Ebert, den ich von meinem Funde benachrichtigt hatte, mit mir das Aus-

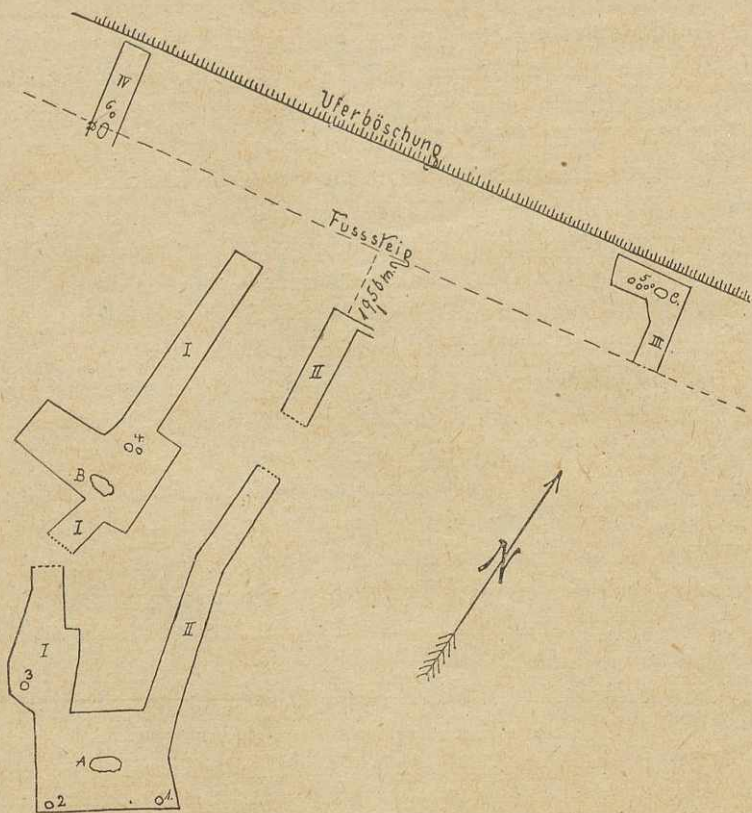


Abb. 2.

Neolithisches Dorf bei Wieck-Luisental. Die Schnitte I—IV.
Maßstab 1 : 300

grabungsfeld. Da die Elbinger Altertumsgesellschaft für 1921 größere Mittel nicht mehr zur Verfügung hatte, so stellte mir Herr Prof. Ebert in liebenswürdiger Weise eine Beihilfe der Prussia zu weiteren Ausgrabungen noch im Herbst in Aussicht. Da auch das Städtische Museum in Elbing und die Elbinger Altertumsgesellschaft noch eine entsprechende Summe beisteuerten, so konnten die Ausgrabungen vom 3.—8. Oktober 1921

fortgesetzt werden. Vom 5.—7. Oktober beteiligte sich auch Herr Prof. Ebert an denselben.

Im Anschlusse an die im Juli 1921 untersuchte Fläche zogen wir mehrere Versuchsgräben, zwei größere von der Nordwest- bzw. Nordostecke jener ausgehend in nördlicher bzw. nordöstlicher Richtung, zwei kleinere unmittelbar an der Böschung des Haffufers in der Richtung von N. nach S. verlaufend (Abb. 2). Im Graben I fanden wir zunächst 4,60 m nordwestlich von Herd A ein kleineres rundliches Steinpflaster, 0,65 m unter der Oberfläche (Abb. 2 bei 3). Ein Herd konnte in seiner Nähe nicht ermittelt werden, doch fanden sich reichlich Scherben; weiter nördlich wurden dieselben seltener, bis sie auf 6 m Entfernung vom Ausgangspunkte des Grabens ganz aufhörten. Nach kurzer, durch die Bodenverhältnisse bedingter Unterbrechung wurde der Graben in nordnordöstlicher Richtung noch 14 m fortgeführt. Die Scherbenfunde mehrten sich wieder, und bald wurde ein zweiter Herd (B) aufgedeckt (Taf. 1 b rechts hinten), der ähnlich wie Herd A aus einem elliptischen Steinkranze bestand; der einen ausgesparten Raum umschloß. Der Breitseite des Herdes nördlich vorgelagert wurde in 2 m Entfernung eine kleinere Steinpackung (4 auf Abb. 2) festgestellt, die aus einem größeren Stein und einem sich westlich anschließenden fast kreisrunden Pflaster aus faustgroßen Steinen bestand (Taf. 1 b links vorn). Um den Herd B und die Steinpackung 4 herum wurde wieder eine größere Fläche (4×6 m) freigelegt. Aber auch hier wurden wohl reichlich Scherben, auch mehrere Schleifsteinstücke aus rötlichem Sandstein und ein unfertiges Steinbeil, aber keine Pfostenspuren gefunden. Weiter nach Norden hin wurden die Scherbenfunde spärlicher. Die letzten 4 m des Grabens I enthielten auf der Sohle eine dunkelgraue etwa 0,25 m starke Kulturschicht, die aber nur wenige Scherben zutage treten ließ.

Der Graben II enthielt in seinem südlichen Teile reichlich Scherben, dieselben wurden dann seltener gefunden und etwa 6 m vom Ausgangspunkte hörten die Funde, wie im Graben I fast ganz auf. Auch in ihm waren die letzten 7 m durch die dunkelgraue Kulturschicht bemerkenswert, wie sie sich auch im Graben I in seinem nördlichsten Teile gezeigt hatte, nur war diese im Graben II noch etwas stärker als im Graben I. Wir fanden an dieser Stelle wieder mehr Scherben, und in einer

östlichen Ausbuchtung, die am Ende zur Feststellung der Ausdehnung der dunkelgrauen Kulturschicht etwa 2 m weit gegraben wurde, traten ein kleines halbkugelförmiges unverziertes Tongefäß und ein größeres Bruchstück eines Schleifsteins aus rötlichem Sandstein zutage. Die Länge des Grabens II betrug 18,30 m. An einer Stelle wurde er unterbrochen, da hier ausgerodete Stubbenlöcher lagen.

Der Graben III wurde unmittelbar vom äußersten Rande des Haffufers, das an dieser Stelle sich etwa 10 m hoch erhebt, südlich bis an den Fußsteig bzw. die Feuerbahn herangeführt, die sich dicht am Nordrande der Haffhöhe hinzieht. Er liegt 43 m westlich vom Westrande der Schlucht, die das ganze Gelände im Osten begrenzt. Seine Länge betrug 3,75 m, seine Breite, wie die der übrigen, etwa 1 m. Dicht am Abhänge wurde ein dritter Herd (C) gefunden, an den sich westlich unmittelbar ein längliches Steinpflaster (5) anschloß. Zur Freilegung dieser Anlage wurde vom Nordende des Grabens III ein Seitengraben von etwa 3 m Länge nach Westen hin ausgehoben. In der Umgebung vom Herde C wurden außer verzierten und unverzierten Scherben wieder ein Schleifstein und ein zweites unfertiges Steinbeil gefunden.

Der Graben IV wurde, ebenfalls von der Böschung des Haffufers ausgehend, in südlicher Richtung parallel zum Graben III in 4 m Länge über die Feuerbahn am Uferrande hinweg bis an die dort stehende Eiche herangeführt. Er liegt 23 m westlich vom Graben III und 66 m westlich vom Westrande der östlichen Schlucht, die bei Telegraphenstange 428 der Haffuferbahn sich südwärts in die Uferhöhe hineinzieht. Unmittelbar westlich unterhalb der Eiche fanden wir den Herd D. 0,60 m nördlich vom Herde lag ein fast kreisrundes Steinpflaster. Die Freilegung dieses Herdes gestaltete sich ziemlich schwierig, da er zum Teil zwischen den Wurzeln der Eiche lag, durch die die Steine des Herdkranzes an der Ostseite zum Teil verschoben und gesprengt waren. Außer verzierten und unverzierten Scherben wurde bei diesem Herde nichts gefunden.

Fundbeschreibung.

I. Die Steinherde.

Die vier bisher gefundenen Steinherde zeigen eine durchaus einheitliche Anlage. Sie bestehen alle aus einem elliptischen

Steinkranze, innerhalb dessen die Feuerung angelegt wurde. Die Steine sind zum Teil behauen und auf die Kante gestellt. Die Zwischenräume zwischen den größeren Steinen sind durch kleinere ausgefüllt. Die Steinkränze lagen teils auf dem gewachsenen Boden (Geschiebelehm), teils etwas über demselben auf einer Unterlage von Sand. Die Steine zeigten vielfach die Spuren der Einwirkung des Feuers, indem sie zerplatzt oder geschwärzt waren. Die Herde A, B und C waren mit der Längsachse etwa von O. nach W., der Herd D von N. nach S. gerichtet. In der Nähe der Herde befanden sich kleinere Steinsetzungen (1—6 des Plans Abb. 2), die zum Teil aus je einem größeren, auf der Oberfläche flachen Steine und einem sich an diesen anlehenden, bisweilen kreisförmigen Pflaster aus kleineren Steinen bestanden.

Herd A (Taf. 1 a). Der elliptische Steinkranz besteht aus 18 Steinen. Die Länge des Herdes beträgt 1,22 m, seine Breite in der Mitte 0,60 m. Die Längsachse ist von O. N. O. nach W. S. W. gerichtet. An der Südseite ist der Kranz etwas nach innen gedrückt, offenbar durch die Last des darüber lagernden Erdreichs. Die Kulturschicht innerhalb des Steinkranzes war reichlich mit Asche vermischt. In ihr fanden sich einige Scherben, in der Nähe des Herdes Scherben von Gefäßen, auch von kleinen Tonwannen (Lampen), Feuersteinsplitter, einige Reibsteine und etwas Bernstein. 1 m nordwestlich vom Herde wurde eine Brandgrube mit Spuren von verbrannten Ästen in zwei übereinander lagernden Schichten festgestellt, $\frac{1}{2}$ m westlich von demselben eine noch größere Grube mit Brandresten. Rings um den Herd hoben sich im Sande größere und kleinere dunkle Stellen ab, die anfänglich den Eindruck von Pfosten- oder Pfahlöchern machten. Es handelt sich aber wohl nur um Reste von vermoderten Wurzeln oder Ästen. Eine von diesen Stellen zeigte einen fast rechteckigen Umriß von 33×19 cm Seitenlänge. Unter dieser dunklen Schicht lagen ein Scherben und etwas rotgebrannter Lehm. Ein Pfosten war aber auch hier nicht festzustellen. 1,75 m südöstlich vom Herde lagen ein Bruchstück eines Mahlsteines und ein kleinerer Stein, wohl die Reste eines kleinen Steinpflasters (1 auf Abb. 2). 2 m südwestlich vom Herde fanden wir ein ähnliches Steinpflaster (2), bei dem Scherben, etwas Holzkohle und 2 Zähne vom Rind zutage traten. Beide Stein-

packungen lagen etwas höher als der Herd selbst, neben beiden befanden sich kleinere Gruben mit dunkler, vermoderter Kulturschicht. Während diese beiden Steinpackungen, deren Bedeutung zunächst noch nicht geklärt ist, offenbar zu der Herdanlage A gehören, scheint die Steinpackung 3, die 4,60 m nordwestlich von dieser schon in dem Graben I lag, zu einem andern Herde zu gehören, der aber noch nicht ermittelt werden konnte. An der Böschung der um den Herd A ausgehobenen Grube zeigten die Schichten folgende Lagerungsverhältnisse: a) Humusschicht 24 cm, b) Kulturschicht 36 cm, c) Sand 15 cm, d) der gewachsene Boden (Geschiebelehm). Der Herd lag auf dem gewachsenen Boden auf, also etwa 75 cm unter der Oberfläche. Er scheint vertieft auf dem Boden einer flachen, muldenförmigen Grube angelegt gewesen zu sein, 47 m südlich vom Böschungsrande des Haffufers, 70 m östlich vom Ostrande der Schlucht, durch die der Jungfernstieg führt. Von der Kulturschicht wurde eine Probe entnommen und von Prof. Dr. Müller untersucht. Er berichtet darüber: „Die deutlich dunkler gefärbte Kulturschicht forderte geradezu zu dem Versuch heraus, festzustellen, ob in derselben im Wasser lösliche organische Substanzen nachweisbar wären. Von der bei 100° getrockneten Substanz wurden 35 g mit 100 ccm Wasser gekocht, das Filtrat wurde eingedampft, und der Rückstand, bei 100° getrocknet, ergab 0,053 g. d. h. 0,15% lösliche Bestandteile. Beim Glühen betrug der Verlust 73,42%, so daß also an organischen Stoffen rund 11% enthalten waren.“

Herd B (Taf. 1b). Er wurde bei Aushebung des Grabens I gefunden, etwa 11 m nwestl. vom Herde A. Der elliptische Steinkranz enthielt noch 13 Steine, an der Westseite fehlen offenbar einige Steine. Er zeigt eine Länge von 1,25 m, eine Breite von 0,58 m. Die Längsachse ist von O. nach W. gerichtet. 1,25 m nordöstlich von der Nordseite lag eine sehr gut erhaltene Steinpackung (auf Taf. 1b im Vordergrund), die aus einem größeren, flachen Steine von 33×33 cm Durchmesser und einen sich unmittelbar westlich anschließenden kreisförmigen Pflaster von 0,45 m Durchmesser bestand. Dieser Herd lag nicht auf dem gewachsenen Boden, sondern etwas oberhalb desselben in der Sandschicht und in gleicher Höhe wie die Steinpackung 4. Spuren von Pfosten um den Herd oder Gruben in der Nähe

desselben, wie sie bei dem Herde A ermittelt wurden, waren nicht vorhanden. Bemerkenswert sind die Funde eines unfertigen Steinbeils und eines Schleifsteins südlich vom Herde und die mehrerer Schleifsteine etwa 1,5 m westlich von demselben.

Herd C. Er liegt im Graben III 43 m westlich vom Westrande der Schlucht b, die bei der Telegraphenstange 428 abbiegt, hart an der Uferböschung. Der elliptische Steinkranz besteht aus 18 Steinen und hat eine Länge von 1,00 m, eine Breite von 0,60 m. Die Längsachse ist von Osten nach Westen gerichtet. Unmittelbar westlich schließt sich ein längliches Steinpflaster (5) an, das eine Länge von 0,90 m, eine Breite von 0,45 m zeigt, von dem aber nur noch 6 Steine erhalten waren, deren einer, der oben flach und an den Kanten behauen ist, die andern durch seine Größe überragte. Auch bei dieser Herdstelle, und zwar an der Böschung, wurden ein unfertiges Steinbeil und ein Schleifstein gefunden, außerdem Reste eines großen terrinenförmigen verzierten Gefäßes und viele anderen Scherben.

Herd D. Er wurde im Graben IV etwa 3 m südlich vom Böschungsrande der Haffhöhe gefunden und liegt etwa 32 m nordnordöstlich vom Herde B, 23,50 m westlich vom Herde C und 66 m westlich vom Westrande der Schlucht b, die das Gelände östlich begrenzt. Er hat eine Länge von 0,95 m, eine Breite von 0,45 m und besteht aus einem elliptischen Steinkranz von 23 Steinen. Die Längsachse ist von N. nach S. gerichtet, an der Ost- und Südseite sind die Steine zum Teil durch die Wurzeln einer sich unmittelbar östlich über ihm erhebenden Eiche verschoben. 0,60 m nördlich von diesem Herde liegt wieder eine Steinpackung von fast kreisrundem Pflaster mit 0,25 m Durchmesser (6 des Planes). Außer verzierten und unverzierten Scherben, die hier wie bei allen Herden reichlich zutage traten, wurde nichts Bemerkenswertes gefunden.

II. Geräte aus Stein.

1. Die Steinbeile.

Die in der Nähe der Herde B und C gefundenen beiden Steinbeile sind unfertig, sie sind aber schon so weit zum Schleifen vorbereitet, daß man ihre Form als dicknackig bezeichnen kann. Bei dem einen von ihnen hat der Schliff an der einen Seitenbahn jedenfalls schon begonnen. Dasselbe besteht aus granitischem

Gneis. Es hat eine Länge von 8,5 cm, die Breite beträgt am Nacken 3,5, an der geschweiften Schneide 6 cm. Das andere Beil besteht aus Glimmerschiefer. Seine Länge beträgt 9 cm, die Breite am Nacken 3 cm, an der gleichfalls geschweiften Schneide nur 4 cm.

2. Die Schleifsteine.

Im Graben II und bei den Herden B und C wurden im ganzen 7 Bruchstücke von Schleifsteinen gefunden. Das Material ist ein rötlich grauer, bald gröberer, bald feinerer, bei einem ein quarzitischer Sandstein. Die Bruchstücke sind von verschiedener Dicke; sie haben zum Teil zu regelmäßig behauenen Platten gehört, die an den Ecken abgerundet waren. Alle haben mehr oder weniger tiefe Benutzungsspuren, die sogar erkennen lassen, ob Beile, Lanzenspitzen oder Messer auf den Steinen geschliffen sind. Ein besonders gut erhaltenes größeres Stück zeigt die Schleifspuren auf der oberen und unteren Fläche des Schleifsteines.

III. Die Keramik.

Wie auch sonst die Wohnstätten, so hat auch Wieck-Luisental fast nur Scherben geliefert. Nur ein ganzes Gefäß wurde im Graben II gefunden. Es ist ein kleines kugelförmiges Gefäß, eine Art Kumpf, wie deren in der schlesischen Keramik von Nosswitz viele gefunden sind.¹⁾ Das Gefäß von Wieck-Luisental hat eine nur wenig ausgeprägte Standfläche, und es ist offenbar auch in der Weise hergestellt, daß ein runder Tonklumpen ausgehöhlt und durch Abschaben von innen und außen zu einem Topf ausgearbeitet worden ist, was Seger als die einfachste Art der Töpferei ansieht.²⁾ Es ist unverziert, seine Höhe beträgt 5 cm, der Durchmesser der Mündung 6 cm. Die Färbung ist gelblichgrau.

Das Scherbenmaterial ist sehr reichhaltig. Leider ist es aber nicht möglich gewesen, aus den Scherben ganze Gefäße zusammenzusetzen oder wenigstens so wesentliche Bestandteile

¹⁾ H. Seger, die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. N. F. VII, S. 14. Auch die neolithische Siedlungstätte Zedmar G. hat Töpfchen von ähnlicher Art geliefert.

²⁾ H. Seger, a. a. S. 10.

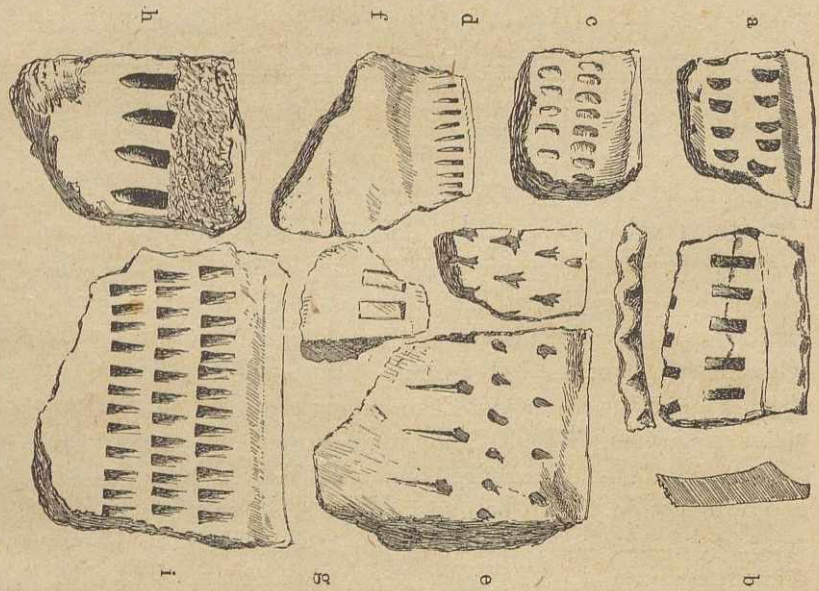


Abb. 3. Neolithische Scherben von Wlasek-Luisenthal.

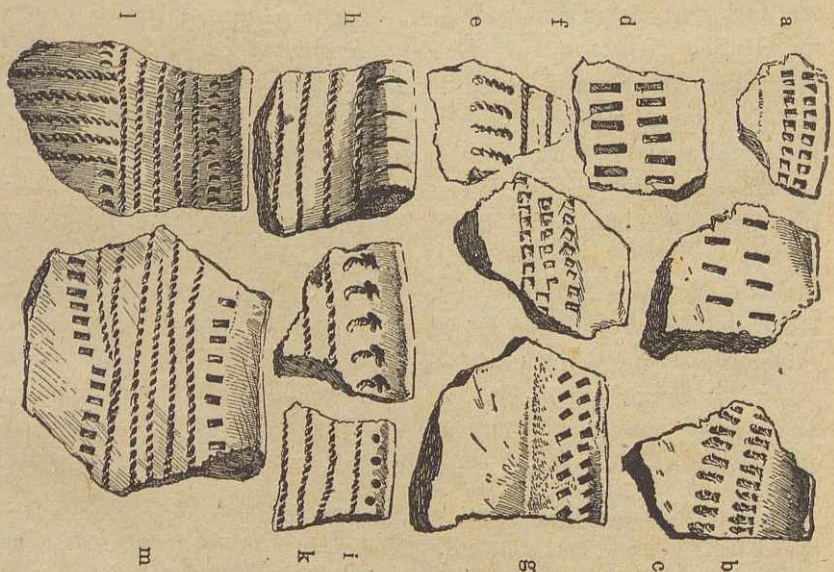


Abb. 4. gez. C. Reich, Elbing.

daß die Wiederherstellung oder eine unzweifelhafte Ergänzung möglich wäre. So ist über die Gefäßformen nichts Bestimmtes zu sagen. Doch scheint es, daß im großen Ganzen die Gefäßformen vorliegen, die auch sonst aus der neolithischen Keramik in Ost- und Westpreußen bekannt sind. Wir können besonders die Form des leicht geschweiften Bechers annehmen, wie sie von La Baume¹⁾ in seiner Vorgeschichte von Westpreußen auf Abb. 16 abgebildet ist, und die eines weitmündigen über kleiner Standfläche mächtig ausladenden Gefäßes, wie es von Conwentz, das Westpreußische Provinzialmuseum 1880—1905²⁾ auf Taf. 41, Abb. 1 dargestellt ist und wie sie auch in den neolithischen Siedlungen im Zedmarbruch³⁾ gefunden sind. Außerdem können wir die Form einer Amphorenart sowie einer flachen Schale auf scharf abgesetzter Standfläche voraussetzen, und schließlich sind zahlreiche Teile von wannenförmigen flachen Tonschalen gefunden worden, die als Lampen gedeutet werden und die auch in den Küchenabfallhaufen von Tolckemitz und Rutzau, Kr. Putzig häufiger zutage traten.⁴⁾

Die Topfböden sind sehr dick und bilden eine häufig durch eine Hohlkehle ausgezeichnete Standfläche. Der Durchmesser der erhaltenen Böden beträgt zwischen 6,5 und 11 cm. Viele von den Gefäßen haben an der Mündung einen gewaltigen Umfang gehabt. Derselbe konnte bei einem aus 5 größeren Randstücken zusammengesetzten Randteile eines mit 5 Schnurlinien und darunter sich hinziehendem Schnurzickzackband verzierten Gefäße auf 1,10 m errechnet werden, bei andern ist er offenbar noch größer. Die Ränder steigen meist in gerader Linie an, zuweilen sind sie an der Kante leicht nach außen oder innen umgebogen, ganz selten zeigen sie nicht weit unterhalb der Kante eine gratartig aufsteigende Schwellung (vergl. Abb. 3 b 1-3). Als Griffe zum Tragen der Gefäße dienten halbkreisförmige Henkel oder Ösen, die vielleicht auch zum Durchziehen von

¹⁾ W. La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen, Danzig 1920. Kommissionsverlag von R. Friedländer & Sohn Berlin N. W.

²⁾ H. Conwentz, Das Westpreußische Provinzialmuseum 1880—1905. Danzig 1905.

³⁾ K. Stadie, Die Steinzeitdörfer der Zedmar. Festschrift für Adalbert Bezenberger. Vandenhoeck und Ruprecht. Göttingen 1921, Vgl. Taf. X, 1 und 3.

⁴⁾ Vgl. Conwentz a. a. O. Taf. 41, Abb. 7.

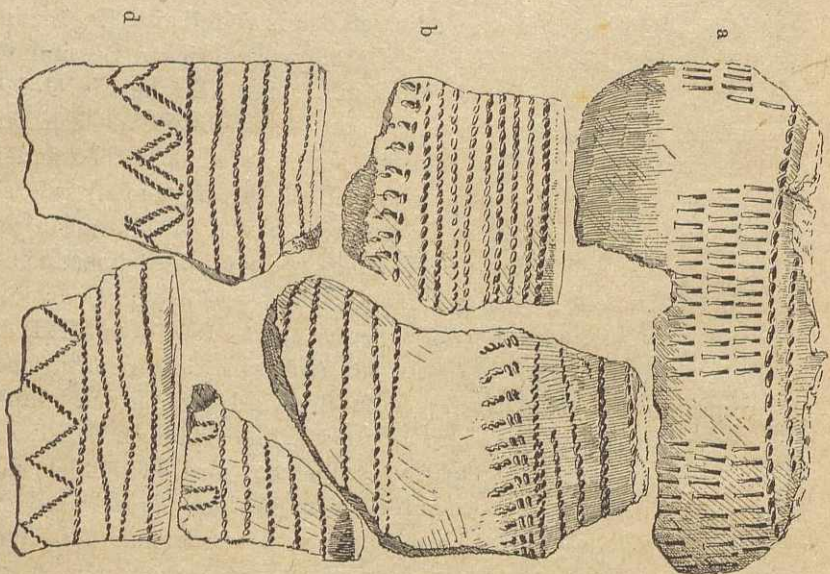


Abb. 5. Neolithische Scherben von Wiesek-Luisental.

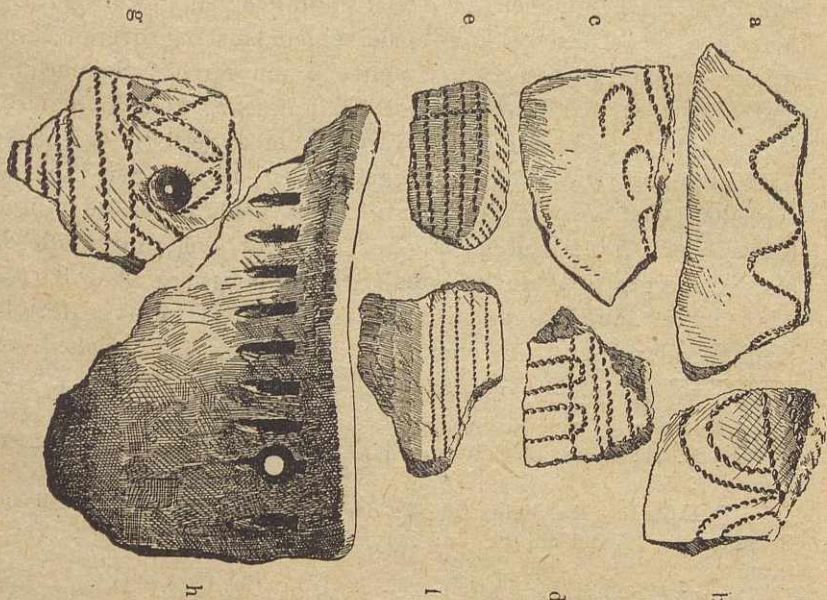


Abb. 6.

gez. C. Reich, Eibling.

Tragschnüren dienten und die an manchen Gefäßen paarweise¹⁾ angebracht waren (Vgl. Abb. 7 f u. g Abb. 7 a), auch horizontal gerichtete Henkel mit vertikal laufender Öffnung, wie sie noch heute an unsern Suppenterrinen üblich sind. Demselben Zwecke dienten Griffzapfen (Abb. 8 b—d), die durch Zapfen in die Gefäßwand eingelassen wurden (Abb. 8 d¹ u. d²; (die beiden Stücke wurden an verschiedenen Stellen bei Herd A gefunden und passen ineinander.) Solche Einzapfung von Henkeln in die Gefäßwand hat auch Seger²⁾ an Gefäßen vom Jordansmühler Typus beobachtet. Andere Gefäße hatten zum Durchziehen von Tragschnüren kreisförmige konische Durchbohrungen unterhalb des Gefäßrandes (Abb. 6 g u. h, Abb. 7. a c u. e). Solche Löcher sind offenbar in das schon fertig gebrannte Gefäß mit einem Bohrer aus Feuerstein oder einem spitzen Scherben eingebohrt worden was durch die glatte Beschaffenheit der Ränder und Wände der Bohrlöcher und durch die Durchbohrung von Ornamenten bewiesen wird (Abb. 6 g u. h Abb. 7, e).

Das Material, aus dem die Gefäße hergestellt waren, ist teils ein gröberer Ton mit Beimischung von Sand, Glimmerschiefer und Quarzkörnern, teils ein feiner geschlemmter Ton ohne solche Beimischung. Jener ist zur Anfertigung der Koch- und Wirtschaftsgefäße verwendet worden, dieser mehr zur Herstellung von Gefäßen, die nicht ins Feuer gestellt wurden, besonders Schalen und Lampen. Die Scherben zeigen zum größten Teil eine gelblich-rote Färbung, seltener sind sie grau, so besonders die Bruchstücke der Tonlampen. Die Herstellung ist durchweg ohne Anwendung der Drehscheibe erfolgt. Die Eindrücke von Fingernägeln als Verzierung verrät zuweilen die Verfertigung durch Frauen- oder Kinderhand.

Die Gefäße sind teils unverziert, teils verziert. Die Verzierungen finden sich hauptsächlich am Halse unterhalb des Randes, doch nicht ausnahmslos, wie es z. B. Hollack für die auf der Kurischen Nehrung am Grabschter Hacken bei Nidden gefundenen Gefäßreste betont³⁾. So zeigt der Scherben Abb. 5, c auch unterhalb der reichen Randverzierung auf der Gefäßwand noch eine weitere Verzierung durch fünf horizontale Schnüre, das

¹⁾ Vgl. Conwentz, Das Westpr. Prov. Mus. Taf. 41, 1.

²⁾ H. Seger, Die Keramischen Stilarten usw. S. 8.

³⁾ E. Hollack, Sitz. Ber. der Prussia, Heft 19, 1895, S. 157.

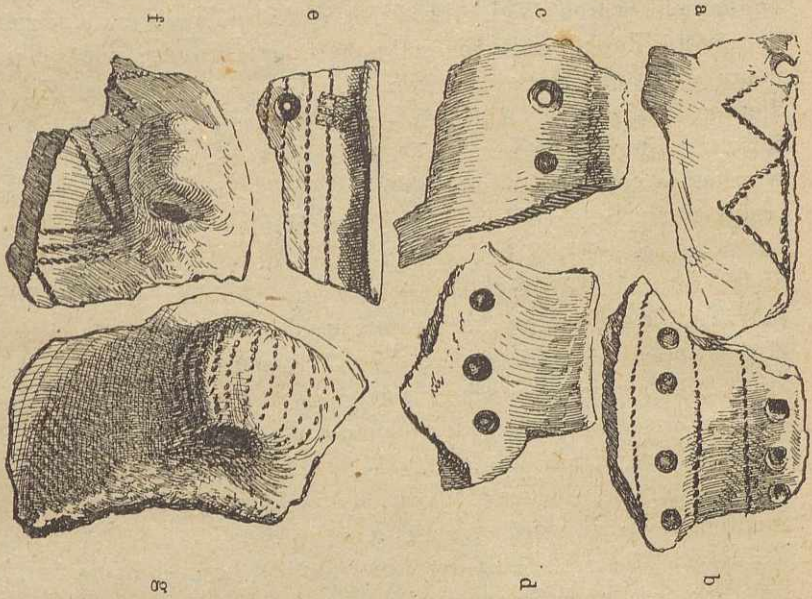


Abb. 7.

Neolithische Scherben von Wieck-Luisental.

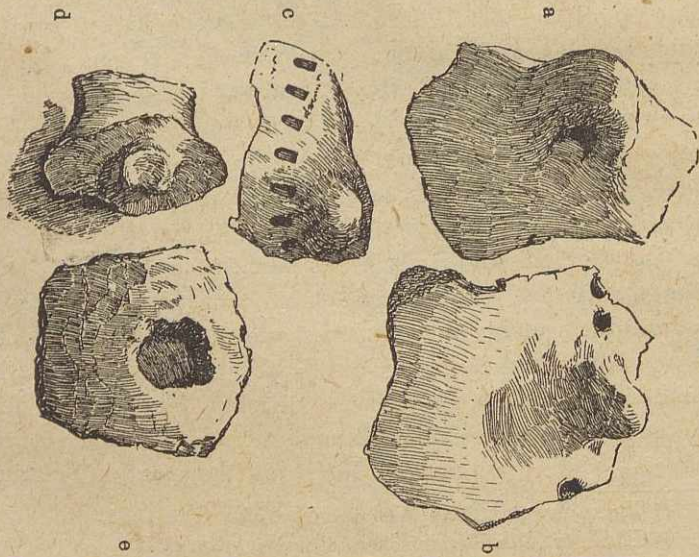


Abb. 8.

gez. C. Reich, Eibing.

Bodenstück einer Schale aus fein geschlemmten Ton ist am Boden und am untersten Teile der Wandung mit Schnurmustern reich verziert (Abb. 6 e), und ein weiteres Gefäßbruchstück hat unmittelbar oberhalb der Bodenfläche an der Gefäßwand eine Verzierung durch Nageleindrücke.

Der Charakter der Ornamentik von Wieck-Luisental ist im allgemeinen derselbe wie bei den keramischen Funden von Tolkemit, Rutzau und den Fundplätzen der Kurischen Nehrung und anderer ostpreussischer Fundplätze. Es ist eine Kombination der schon von Tischler, Dorr und Hollack¹⁾ unterschiedenen Muster der Strich- (Tiefstich-) Verzierung, der Schnurverzierung, der Verzierung durch Finger- bzw. Fingernageleindrücke und schließlich der durch Kreise bzw. Kreissegmente. Alle diese Muster finden sich auf den Scherben teils für sich allein, teils in Verbindung mit andern.

Die Tiefstichverzierung (Abb. 3, 4 a, b, d, f, g, Abb. 6 h) besteht aus einer oder auch mehreren Reihen oder Zonen von vertikalen Gruben oder von Strichen, Pfeilen, Pfiemen, Keilen, auch Halbmonden. Statt der vertikalen Richtung zeigen manche dieser Ornamente auch Schrägestellung. Zur Herstellung dieser Verzierungen bediente man sich wohl hölzerner Stäbchen oder Stempel. Eine oft recht bemerkbare Ungleichheit von offenbar durch dasselbe Instrument hergestellten Verzierungsteilen ist darauf zurückzuführen, daß das Stäbchen oder der Stempel nicht immer in gleicher Richtung, auch nicht mit gleicher Kraft in den Ton gedrückt wurde, so daß dieser bald mehr, bald weniger an den Rändern der Vertiefungen verdrängt wurde oder überquoll. Die von dem Zeichenlehrer am Elbinger Gymnasium Herrn Reich hergestellten, sehr sorgfältigen und genauen Zeichnungen lassen diese Ungleichheiten oft recht deutlich hervortreten.

Die Schnurverzierungen sind durch große Mannigfaltigkeit der Muster ausgezeichnet. Sie sind teils durch gröbere, teils aber auch (vergl. besonders Abb. 6 f) durch recht feine Schnüre hergestellt, die in parallelen Horizontalen, bis zu 10 untereinander, um das Gefäß herumgeführt sind. An manchen Scherben kann man genau beobachten, wo die Schnurenden einander

¹⁾ Dorr, Übersicht, S. 9, Hollack, Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte von Ostpreußen 1908, S. XVII und Anm. 2.

begegnen (Abb. 4 m und 5 c). Die Führung der Schnüre mit der Hand läßt die Horizontalen bzw. Spiralen zuweilen recht unregelmäßig verlaufen. Mit diesen horizontalen Schnüren vereinigt zeigen sich Zickzack- oder Wellenlinien aus Schnüren, jene teils in einfacher, teils in doppelter Linie geführt, letzteres auch an ein und demselben Gefäße wechselnd, diese nur in einfacher Linie (Abb. 6 a). Ferner laufen unterhalb der Schnurreihen auch Zonen von aneinander gereihten, oben offenen Doppelhalbkreisen (Abb. 6 b) oder von elliptischen, an einer Seite offenen Schnurschlingen, die horizontal, vertikal oder auch schräge gestellt sind und die horizontalen Schnurreihen zum Teil auch überschneiden (Abb. 5 d u. e, Abb. 6 c, d u. g) Auf andern Scherben kreuzen sich die Schnurreihen senkrecht (Abb. 6 e) oder an die horizontalen Reihen hängen sich fransenartig Reihen oder Gruppen von kürzeren oder längeren Schnüren (Abb. 4 e u. l, Abb. 5 b u. c). So entstehen überaus reizvolle Flechtmuster, die den Eindruck eines Hals- oder Schulterschmuckes machen und die uns ahnen lassen, was jene Steinzeitmenschen, die solche Gefäße schufen, schon auf dem Gebiete der Flecht- und Webekunst geleistet haben mögen, aus der sie solche Motive übernommen haben.

Noch reichhaltiger wirkt solche Schnurverzierung, wenn sie sich in Verbindung mit den Tiefstichornamenten zeigt, wie auf den Scherben Abb. 4 k, l u. m, Abb. 5 a. Sind die Schnurmuster der Flechtkunst entlehnt, so kann man die Tiefstichornamente auf eine Kerbschnittkunst zurückführen, die wohl bei der Herstellung von Holzgefäßen, von denen leider nichts erhalten ist, in Anwendung kam. Gefäße, wie Abb. 4 l und Abb. 5 a zeigen eine höchst geschmackvolle Vereinigung von Motiven dieser beiden verschiedenen Techniken auf Tongefäßen.

Fingernageleindrücke finden sich verhältnismäßig selten. Sie zeigen sich auf der Oberfläche des Randes (Abb. 3 b), am Halse (Abb. 4 h) und am untersten Teile der Gefäßwand, wo diese den Boden berührt. Sie kommen als einzige Verzierung, auch in Verbindung mit Tiefstich- und Schnurornamenten vor.

Schließlich sind noch die Kreiseindrücke als Verzierungsmotive zu besprechen. Sie laufen in horizontalen Reihen um den Hals des Gefäßes (Abb. 7 b, c, d). Die Eindrücke sind

wahrscheinlich durch einen hohlen Knochen hergestellt,¹⁾ worauf die kleinen Tonzapfen schließen lassen, die am Boden einiger Kreislöcher stehen geblieben sind. Die meisten sind bis unmittelbar an die innere Wand des Gefäßes durchgeführt, und die Ausbuchtung des Tons an diesen Stellen beweist, daß sie in den noch weichen und nachgiebigen Ton eingedrückt sind. Einige Stellen sind auch ganz durchbohrt, vielleicht absichtlich, um Tragschnüre hindurchzuziehen, vielleicht auch aus Ungeschicklichkeit. Auch diese Verzierung tritt in Verbindung mit dem Schnurornament auf (Abb. 7 b).

Ergebnisse.

Steinzeitliche Siedlungen sind in Ost- und Westpreußen in größerer Zahl nachgewiesen worden.²⁾ Sie treten uns teils als Scherbenplätze, teils als Küchenabfallhaufen, teils als Pfahlbau- und andere Siedlungen entgegen. Am häufigsten finden sich dieselben an den Uferhöhen des Meeres, wo besonders die wegen ihrer geschützten Lage zu Siedlungen geeigneten Buchten und die Hafte bevorzugt wurden, aber auch im Inland auf den Höhenrändern der Flußbetten und auf Anhöhen, die an Seen lagen oder von Brüchen umgeben waren. Dieselbe Erscheinung zeigt sich auch in andern an der Ostsee gelegenen Ländern, so in Finnland.³⁾ Sie läßt darauf schließen, daß die neolithische Bevölkerung in diesen Gegenden sich ihre Nahrung in erster Linie durch Fischfang zu verschaffen bedacht war, was auch durch den Inhalt der Küchenabfallhaufen bestätigt wird, wenngleich derselbe zugleich lehrt, daß sie auch der Jagd oblag und schon Haustiere hielt und Ackerbau betrieb. Über die Art der Wohnungen dieser Bevölkerung war bisher, abgesehen von den Pfahlbauten, die aber auch nur über die Fundamente Auskunft gaben, so gut

¹⁾ Vgl. Seger, a. a. O. S. 39. Über die Ausführung der Ornamente im allgemeinen vgl. auch Rob. Beltz, Die vorgeschichtlichen Altertümer des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin, Schwerin 1910, S. 86. f.

²⁾ Vgl. Hollack, Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte von Ostpreußen 1908. S. XI ff. und S. 197. Conwentz in den amtlichen Berichten des Westpreussischen Provinzial-Museums. Dorr in den Berichten der Elb. Altertumsgesellschaft (Schr. der Naturf.-Ges. zu Danzig).

³⁾ Vgl. Julius Ailio, Die steinzeitlichen Wohnplätze in Finnland, Helsingfors 1909, S. 1 ff.

wie nichts bekannt geworden.¹⁾ So ist die Aufdeckung von vier steinzeitlichen Herden bei Wieck-Luisental ein ganz besonders bemerkenswertes Ergebnis. In Ost- und Westpreußen sind neolithische Herde bisher nicht gefunden worden. Der Herd, den ich im Jahre 1919 bei Tolckemit auffand,²⁾ war nicht vollständig erhalten, so daß seine ursprüngliche Form nicht mehr festgestellt werden konnte. So sind die Herde von Wieck-Luisental als eine für Ostpreußen ganz neue Erscheinung zu werten. Ihrer Form nach bedeuten sie aber auch für ganz Ostdeutschland etwas Neues. Die Herde, die z. B. in Schlesien in neolithischen Siedlungen aufgeckt sind, zeigen einen ganz andern Bau als die elliptischen Steinkränze von Wieck-Luisental.³⁾ Es sind Steinpackungen der üblichen Art. So war ich eine Zeitlang im Zweifel, ob diese Steinkränze wirklich als Herde zu bezeichnen seien, und auch Seger äußerte in einem Briefe an mich Bedenken, zumal ihm die Anlage als Herd unzweckmäßig erschien. Aber es spricht doch alles für eine solche Annahme. Die Steine der elliptischen Steinkränze zeigten deutliche Spuren einer Verbrennung, da sie zum Teil zermürbt und zerplatzt, auch geschwärzt waren. Die Kulturschicht innerhalb der Steinkränze enthielt noch erhebliche Reste von Asche, wie auch in der Nähe von Herd A noch mehrere Gruben mit Brandresten ermittelt wurden. Bemerkenswert war auch der Umstand, daß gerade um die Steinkränze herum große Mengen von Scherben, auch Steingeräte gefunden wurden, was doch für eine Ansiedlung sprach. Schließlich ist doch auch der Umstand von Bedeutung, daß auf verhältnismäßig kleinem Raum vier Anlagen der gleichen Art gefunden wurden; so schied auch die Möglichkeit aus, daß wir vielleicht eine Stätte von kultischer Bedeutung, etwa eine Art Bannkreis gefunden haben könnten, woran ich wohl eine Zeitlang dachte. Auffallend war wohl noch das Fehlen von Küchenabfallhaufen, also Knochen,⁴⁾ Fischgräten, Fischschuppen

1) S. La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen. Danzig 1920, S. 19.

2) B. Ehrlich, Ber. über die Tätigkeit der Elbinger Altertumsgesellschaft 1915/19. Elbinger Jahrbuch, Heft 1 1920, S. 163. (Kommissions-Verlag Ferd. Beyers Buchhandlung, [Thomas & Oppermann] Königsberg).

3) Vgl. z. B. Seger, a. a. O. S. 13, Abb. 29, S. 28, Abb. 88, u. S. 49, Abb. 200.

4) Nur zwei Mahlzähne des rechten Oberkiefers vom Rind (*Bos taurus* L.) wurden gefunden, die sich nach freundlicher Bestimmung von Prof Dr. T. Müller in ihrer Grösse und Ausbildung von solchen des Hausrindes nicht

u. dergl. Aber gerade die durch ihre Keramik als völlig gleichzeitig erwiesenen Kulturen von Tolkemit und Rutzau (Kr. Putzig) beweisen durch ihre Küchenabfallhaufen, daß die damalige Bevölkerung ihre Speiseabfälle an besonderen Stellen ablagerte, sodaß es nicht ausgeschlossen erscheint, daß auch bei Wieck-Luisental weitere Grabungen noch zur Aufdeckung von solchen Abfallhaufen führen. Interessant ist es übrigens, daß G. Berendt in seinem Berichte über „Altpreußische Küchenabfälle am frischen Haff“¹⁾ auf S. 119 auf die „hochmodernen Küchenabfälle bezw. Müllhaufen des gegenüber (von Tolkemit) gelegenen Seebades Kahlberg“ hinweist. „Hier ist es leider zur üblen, nur durch die frische See- und Haffluft, sowie durch die weitläufige Lage des Ortes den Geruchsorganen weniger bemerkbar werdenden Gewohnheit geworden, daß jedes der villenartig auf den bewaldeten Dünenhügeln und Kämmen isoliert erbauten Häuser nach Art jener Urvorfahren bei Tolkemit sämtliche Küchenabgänge statt in eine Müllgrube einfach auf einer Stelle des Dünenabhanges, diesen hinab verstürzt.“

Nun ist aber auch die Form dieser Herde, wengleich sie in Ostdeutschland jedenfalls bisher noch unbekannt ist, für den nordischen Kulturkreis, dem auch die steinzeitliche Bevölkerung von Ost- und Westpreußen zugehört, nachzuweisen. Fr. Knorr²⁾ hat in den neolithischen Häusern bei Kl. Meinsdorf (Ksp. Plön, Schleswig-Holstein) ähnliche, von Steinen umfaßte Herdplätze gefunden, die teils vor dem Hause, teils innerhalb desselben lagen. Knorr erwähnt, daß die Steine eines solchen Herdplatzes „anscheinend im Kreise aufgesetzt waren“ (a. a. O. S. 5). Zwar gehören diese Häuser, die aus Lehm und geschlagenem Flint festgestampfte Wände hatten, noch der Ganggräberzeit an, also

unterscheiden. Sonst wurde von tierischen Resten nur das Gehäuse einer von Prof. Müller als Weinbergschnecke (*Helix pomatia*) bestimmten Schnecke beobachtet, die seiner Ansicht nach sicher der Jetztzeit angehört und bekanntlich den Winter über in der Erde überdauert.

1) Mir nur als Sonderdruck bekannt.

2) Fr. Knorr, Hausreste neolithischer Zeit bei Klein-Meinsdorf. Mitt. des Anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein. Heft 18, Kiel 1907. S. 3 ff. Vgl. auch Schulz-Minden, Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit. Mannus-Bibl. Nr. 11. S. 79 ff.

der Altstufe des Neolithikums.¹⁾ Aber immerhin sind doch solche von Steinen umfaßte Herdplätze im nordischen Kulturgebiet bekannt gewesen, und die Form kann sich durch Tradition erhalten haben, zumal die Megalithkultur auch in Westpreußen in den kujawischen Gräbern und in den Steinkreisen, auch in der Keramik erhebliche Spuren hinterlassen hat, wie auch die Keramik von Wieck-Luisental in vielen Scherben noch die Verzierungsmuster der Megalithkultur zeigt.

Auch in Finnland sind ähnliche steinzeitliche Herdstellen aufgedeckt worden. Ailio erwähnt von einer Siedlung in Uotinmäki, Ksp. Kiukainen, neben zwei Herden der üblichen Art (Herdgeröllhaufen) eine von Steinen umsäumte Feuerstelle, die etwa 1 qm hielt (a. a. O. II, S. 78) und auch bei Pihtipudas, in der Gegend des Sees Wuhtojärwi eine ähnliche Feuerstelle von locker in einem Kreise gestellten verbrannten Steinen (a. a. O. II, S. 147 und Abb. 66)

So sind die elliptischen Steinkränze von Wieck-Luisental jedenfalls auch als Herdstellen zu bezeichnen.

Rätselhaft sind zunächst noch die bald in geringerer, bald in größerer Entfernung von den Herdsteinkränzen gefundenen Steinsetzungen. Zur engeren Herdanlage selbst gehören sie wohl nicht, da ihre Lage zu den Herden verschieden ist. Aber die Regelmäßigkeit ihres Vorkommens beweist doch einen festen Brauch. Sie müssen zu irgend welchen wirtschaftlichen Vorrichtungen gedient haben. Vielleicht waren sie Fundamente von Handmühlen, woran Oberbaurat B. Schmid in Marienburg dachte.

Ob die Herde in einem Hause oder vor demselben gelegen waren, welcher Art diese Häuser, wie die Anlage des ganzen Dorfes war — alles das sind noch ungelöste Fragen. Ja, wir wissen nicht einmal, ob wir überhaupt richtige Häuser voraussetzen dürfen. Spuren von Pfosten haben sich noch nicht nachweisen lassen, obgleich sehr sorgfältig danach gesucht wurde, höchstens hier und da Spuren von kleineren Pfählen. Doch ist in dieser Beziehung zunächst noch Zurückhaltung geboten, bis weitere Beobachtungen vorliegen. Vielleicht erhoben sich über

¹⁾ Vgl. Georg Girke, Zeitvergleichende Tabelle für Mittel- und Nord-europa. Tabelle der Kulturstufen von der Urzeit bis zum Ende des Mittelalters. (H. Hahne, 25 Jahre Siedlungsarchäologie. Mannus-Bibl. Nr. 22, 1922, S. 157).

den Herden nur ganz leichte Oberbauten, die keinerlei Spuren hinterlassen haben, vielleicht auch waren nur Windschutzwände bei den Herden errichtet.

Sind die Herde als etwas ganz Neues anzusehen, für das es in Ostdeutschland jedenfalls bisher keine Vergleicherscheinungen gibt, so mutet dagegen die Keramik durchaus bekannt an und läßt sichere Schlüsse über die Zugehörigkeit der hier einst ansässigen Bevölkerung und über die Zeitstellung der Siedlung zu. Die Keramik ist aufs engste verwandt mit der von Tolke mit und gehört wie diese der ostdeutschen oder Oderschnurkeramik an, die der Thüringer Schnurkeramik zwar verwandt ist, aber doch in etwas abweichender Form erscheint. Sie gliedert sich also in den großen nordischen Kulturkreis ein, als dessen Träger wir auch in der neolithischen Periode wohl schon die Germanen anzusehen haben, zum mindestens die Vorfahren der späteren Germanen. Da uns in dem ganzen Elbinger Gebiete nur dicknackige Beile oder Steinäxte der jüngsten neolithischen Periode begegnen, so müssen wir auch die Siedlung Wieck-Luisental, so weit die beiden bisher gefundenen unfertigen Steinbeile einen Schluß schon gestatten, der jüngsten Stufe der jüngeren Steinzeit eingliedern, wozu die Ornamentik der keramischen Erzeugnisse der steinzeitlichen Bevölkerung von Tolke mit und Wieck-Luisenthal allein nicht berechtigt, da viele der Scherben noch die Gefäßformen und die Verzierungsmuster des Megalithstils in reiner Ausführung zeigen, die Schnurornamentik dagegen, wie Seger richtig erkannt hat,¹⁾ kein Stil ist, der für sich allein innerhalb der jüngeren Steinzeit eine bestimmtere Zeitzuweisung gestattet. Diese nämlich zeigt sich ebensogut schon in der Megalith-Keramik, ja schon zur Zeit der älteren Muschelhaufen,²⁾ wie sie auch noch in der ältesten Bronzezeit erscheint. Sie gehört, wie Seger, wenn auch mit einer etwas anachronistischen Wendung, sagt, zum eisernen Rüstzeug der neolithischen Töpferkunst, dessen Beliebtheit nach Ort und Zeit mehr als einmal gewechselt hat. Die Blütezeit der Schnurverzierung freilich ist auch nach Segers gründlichen Untersuchungen erst in die jüngste Periode des Neolithikums zu setzen, als der nordische Stil seinen

¹⁾ Seger, a. a. O. S. 55.

²⁾ Kossinna, Die Indogermanen. Mannus- Bibl. Nr. 26. 1921, S. 29 und Abb. 45.

Höhepunkt schon überschritten hatte. Auffallend ist, daß die Schnurkeramik in ihrer reichsten Entfaltung in Schlesien hauptsächlich in Grabfunden auftritt, und daß auch in Thüringen und Süddeutschland, ebenso aber in Südrußland¹⁾ schnurkeramische Gefäße fast nur in Gräbern gefunden werden, wogegen in Altpreußen die Schnurkeramik fast nur an Siedlungsstätten erscheint, was auch im südwestlichen Finnland der Fall ist.²⁾

Die Kultur der Schnurkeramik ist, wie wir gesehen haben, zeitlich und räumlich weit ausgedehnt. Zeitlich ist sie von der Litorinaperiode bis zum Beginn der Bronzezeit nachzuweisen. Räumlich haben wir die beiden bedeutenden Kulturzentren der Elb-Saale- und der Oder-Schnurkeramik. Von diesen gehen aber weite Ausstrahlungen aus. Wir finden Spuren der Schnurkeramik in Dänemark schon zur Zeit der großen Ganggräber, sodaß Kossinna neuerdings sogar hier den Ausgangspunkt dieses Ornaments sieht. Wir finden sie in Schweden³⁾ und Bornholm⁴⁾, wir finden sie auch in Finnland, in den Gouvernements Nowgorod und Archangelsk, in der Ukraine, in Podolien, Wolhynien, in Galizien, in Polen, in Böhmen, in Süddeutschland, am Rhein und auch westlich von diesem noch.⁵⁾ Dieser Kreis wird sich bei genauerer Kenntnis der Literatur, als sie mir in der Provinz möglich ist, sicherlich noch erweitern lassen. Inmitten dieses gewaltigen Kreises bildet die Schnurkeramik Altpreußens, wie sie sich in den Küstensiedlungen vom Putziger Wieck bis zur Kurischen Nehrung zeigt, eine besondere, geschlossene Gruppe. Ihre Verwandtschaft mit der Oderschnurkeramik ist unverkennbar.

¹⁾ M. Ebert, Südrußland im Altertum, Kurt Schroeder, Bonn und Leipzig 1921, S. 45 f. — Für Süddeutschland versucht Schliz eine Deutung dieser Erscheinung. S. Schuchhardt, Alteuropa in seiner Kultur- und Stilentwicklung 1919, S. 111.

²⁾ J. Ailio, a. a. O. II, S. 93. Über die jüngst zu Tage gekommenen finnländischen Grabfunde mit Schnurkeramik vgl. A. Europaeus, Finska Fornm. Tidskrift 32 (1922) S. 124 ff.

³⁾ Vgl. Bror Schnittger, Förhistorika flintgrufvor och kulturlager vid Kvarnby och Sallerup i Skåne (Antikvarisk Tidskrift för Sverige von Emil Ekhoff. Nitonde Deler, Stockholm 1911. S. 21, Fig. 16) und O. Frödin Tanums härads fasta Fornlämningar, Göteborg 1912, S. 407, Fig. 80.

⁴⁾ Kossinna, Die Indogermanen S. 31, Abb. 48 und 49.

⁵⁾ S. Kossinna, Mannus II, S. 83 ff. und Schumacher im VIII. Bericht der Röm.-germ. Kommission 1917, S. 53 f.

Eine genaue Vergleichung mit dieser wäre eine lohnende und lockende Aufgabe. Der beschränkte mir zur Verfügung stehende Raum zwingt jedoch, nur die wichtigsten Vergleichungspunkte hervorzuheben. Ich beschränke mich dabei im wesentlichen auf Hinweise auf Segers vortreffliche Darstellung der keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens (a. a. O.).

Wie in Schlesien erscheint auch hier die Schnurverzierung in Verbindung mit den neolithischen Tiefstichverzierungen des nordischen Stils. Ja, so weit ich das Material zu prüfen in der Lage war, scheint in der Keramik von Rutzau und der von den Scherbenplätzen der Kurischen Nehrung sogar die Tiefstichverzierung die herrschende zu sein, während Tolkemit und Wieck-Luisental ein Überwiegen der Schnurverzierungen und eine größere Mannigfaltigkeit der Schnurmuster verrät. Um gleich eine weitere Verschiedenheit zwischen den Fundplätzen bei Rutzau und auf der Kurischen Nehrung einerseits und denen bei Elbing andererseits hervorzuheben, so zeigt sich dort sehr häufig als Halsverzierung eine einfache oder auch doppelte, durch Fingereindrücke gewellte Kragenleiste, die sich dicht unter dem meist gleichfalls durch Fingereindrücke oder durch Strichkerben verzierten Halse hinzieht. Ferner tritt dort häufiger ein aus schräge gegen einander gestellten Kerbenreihen gebildetes Tannenzweigmuster, in Rutzau allein auch ein aus schraffierten Dreiecken gebildetes Zonenmuster in Erscheinung, auch sind in Rutzau die Böden häufiger durch eine Zone schräge gestellter Striche verziert. Alle diese Muster fehlen in der Elbinger Gegend, nur ein Topfboden von Wieck-Luisental ist durch Fingernageleindrücke am Rand verziert. Sonst aber ist die Verwandtschaft der Keramik der verschiedenen Siedlungsplätze im ost- und westpreußischen Küstengebiet unverkennbar, läßt also auf die gleiche Bevölkerung schließen.

Die Verwandtschaft der Keramik von Wieck-Luisental mit der schlesischen erhellt aus folgenden Vergleichungen. Die Tiefstichmuster W.-L. auf Abb. 7 b, c u. d; Abb. 3 f; Abb. 3 e finden sich ähnlich bei Seger (a. a. O.) Abb. 171, b, d und e (Nosswitz). Die Schnurornamente W.-L. Abb. 5 f und Abb. 6 a sind zu vergleichen mit Seger Abb. 170 und 171, a (Nosswitz). Den Schnurschleifen W.-L. Abb. 5 e und Abb. 6 c und d ent-

spricht Seger, Abb. 211 (Milzig).¹⁾ Eine Zone von Schnur-ellipsen zeigt Seger, Abb. 231 (Köben). Die häufig vorkommenden parallelen Schnurreihen haben ihre entsprechende Erscheinung in Seger Abb. 229 (Alt-Gladau) und Abb. 258 (Marschwitz).

Die Bevölkerung, deren Kulturreste wir in den Küstenstationen von West- und Ostpreußen finden, ist in den III Zug Kossinnas einzureihen. Derselbe verläuft von Brandenburg über Vor- und Hinterpommern nach West- und Ostpreußen und weiter nach Posen, Schlesien, Westgalizien, Polen, Ostgalizien, nach der Bukowina, Wolhynien, Podolien und endet in der Ukraine.²⁾ Aber auch der I. und II. Zug Kossinnas haben nach West- und Ostpreußen ausgestrahlt, und ihre äußersten Vorposten sind auch im Weichsel-Nogat-Delta nachweisbar.³⁾ Hier sind besonders die Fundplätze von Weissenberg (Kr. Stuhm), Katznase (Kr. Marienburg; Kossinna sagt irrtümlich Kr. Elbing) und Reimannsfelde (Kr. Elbing) zu erwähnen. Die Scherben, die von diesen Siedlungsplätzen im Elbinger Museum aufbewahrt werden, zeigen einen ganz anderen Charakter als die von den Küstenstationen an den Steilabhängen des Ostsee- oder Haffufers.⁴⁾ Die Bevölkerung, zu deren Kultur diese Keramik gehört, ist ein Teil jener Neolithiker gewesen, deren Siedlungen und Gräber sich mehr im südlichen Teil der ehemaligen Provinz Westpreußen, besonders an den Weichselufern nachweisen lassen.

Die sehr befriedigenden Ergebnisse der ersten planmäßigen Ausgrabungen bei Wieck-Luisental lassen erwarten, daß weitere Untersuchungen, die die Elbinger Altertumsgesellschaft schon in diesem Sommer vornehmen wird, uns noch Genaueres über die bisher fast gänzlich unbekanntes Siedlungsweise der neolithischen schnurkeramischen Bevölkerung in dem ost- und westpreußischen Küstengebiet verraten werden.

¹⁾ Dasselbe Ornament zeigt auch ein Gefäß von Kvarnby (Schweden). Vgl. Bror Schnittger, a. a. O. S. 21, Fig. 16. Bei dieser Schnuramphore nimmt Schnittger fremden Einfluß an. Vgl. auch Frödin, a. a. O. S. 407, Fig. 80.

²⁾ G. Kossinna, Mannus II, S. 96 ff.

³⁾ Kossinna, a. a. O. S. 83 f. und S. 89 f.

⁴⁾ Vgl. die Abbildungen bei Dorr, Verzierungen auf neolith. Scherben der Elbinger Umgegend (Mitt. des Copp. Vereins Heft 15).

Auffindung des ältesten litauischen Gesangbuchs
von
Georg Gerullis.

Der älteste litauische Text „Catechismusa prasty szadei“,¹⁾ aus dem Jahre 1547 stammt von dem Litauer Mosvid. Auch die Übersetzung des „Te deum laudamus“²⁾ von 1549 verdanken wir ihm. Der nächstälteste Text die „Forma chrikstima“¹⁾ von 1559 konnte man bis jetzt keiner bestimmten Persönlichkeit zuweisen. Nun fand ich kurz vor Weihnachten im hiesigen Staatsarchiv ein bisher unbekanntes litauisches Gesangbuch. Der Band, Format klein Oktav, ist recht gut erhalten, in rote Seide gebunden, mit aufgepreßten Silberornamenten, Goldschnitt mit Blattmustern. Es ist offenbar kein gewöhnliches Exemplar, wie es im Buchhandel zu haben war. Der Inhalt besteht aus zwei Teilen, wobei der erste hinter dem zweiten eingebunden ist: 1) Gesmes Chriksczoniskas gedomas Bašniczosu per Aduenta ir Kaledas ik Gramniczu, Ichspaustas Karalauczui nūg Jona Daubmana Metu Diewa, 1566; 2) Gesmes Chriksczoniskas gedomas bašniczosu per Welikas ir Sekminias ik Aduenta . . . 1570. Der Autor nennt sich in der Vorrede: Reverendis pastoribvs et ministris ecclesiarvm Litvanicarvm, Martinvs Mosvid.

Wir haben also ein litauisches Gesangbuch aus den Händen des Mosvid vor uns. Er ist allerdings vor der Drucklegung seiner größten Arbeit gestorben (1562). Wer den Druck überwacht hat, wissen wir nicht. Ich vermute Bartholomaeus Willent, sein Vetter, der um jene Zeit Pfarrer an der litauischen Kirche in Königsberg war.

In dem Mosvidschen Gesangbuch werden alle Lieder, die nicht von Mosvid selbst übersetzt sind, — es handelt sich in der Hauptsache um Übersetzungen aus dem Deutschen, Lateinischen und Polnischen — als solche besonders bezeichnet. So finden wir einige Lieder von dem genannten Willent, dann einige von den

1) A. Bezenberger, Litauische und Lettische Drucke des 16. Jahrhunderts I und III.

2) Z. Celichowski, M. Mosswida Waitkuna Te Deum laudamus.

ersten Professoren der 1544 gegründeten Albertus-Universität Stanislaus Rapagelanus, Abraham Culvensis u. a. Aber mehrfach findet sich auch die Notiz „Sena bet pataisita gesme“, d. h. es gab alte litauische Gesänge, deren Verfasser oder eher Übersetzer Mosvid nicht bekannt waren.

Das der „Forma chrikstima“ angehängte Lied „Christus Jordanop ateiha“ ist ohne jede Anmerkung abgedruckt. Es ist also Eigentum Mosvids und damit auch höchstwahrscheinlich die „Forma chrikstima“ selbst. Auch der Catechismus findet sich in unserem Gesangbuch wieder, allerdings in verkürzter Form. Wir können also behaupten, alle litauischen Texte von 1547 bis 1570 verdanken wir Mosvid und — was hervorgehoben zu werden verdient — dem unermüdlichen Eifer seines Landesherrn, des Herzogs Albrecht.

Über den sprachlichen Wert unseres Fundes zu sprechen ist hier nicht der Ort. Er ist aber nicht gering, und ein Abdruck des ältesten litauischen Gesangbuchs würde sich für die Wissenschaft lohnen.

III. Mitteilungen.

Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft in den Jahren 1909—1922.

Das letzte Heft dieser Zeitschrift (23. II. Teil) erschien im Jahre 1919. Durch eine Beihilfe des Herrn Landeshauptmanns v. Brünneck, für die auch hier gedankt sei, kann ein neues Heft ausgegeben werden. Es unterscheidet sich durch geringeren Umfang und bescheidenere Ausstattung von seinen Vorgängern. Wir mussten darauf verzichten, in chronistischer Form ein treues Bild von dem inneren Leben der Gesellschaft zu geben, wie es früher geschah, wir können auch nicht mehr das umfängliche Verzeichnis unserer Mitglieder abdrucken. Dafür haben wir uns bemüht, den Inhalt mannigfaltiger zu gestalten, vor allem diejenigen von unseren Mitgliedern, welche keine grössere Bibliothek zur Hand haben, über wichtige Neuerscheinungen zu unterrichten. Der letzte Bericht über die von der Gesellschaft geleistete wissenschaftliche Arbeit reicht bis zum Ende des Jahres 1908. Sie ist von 1909 bis zum Juli 1914 in den alten bewährten Bahnen und mit grösstem Erfolge weitergeführt worden. Der Bestand der Sammlungen wurde durch umfangreiche Ausgrabungen, namentlich in Masuren, bereichert. Die Kriegsfurie, die im August 1914 über Ostpreussen hereinbrach und bis zum März 1915 das Land verheerte, bedrohte einen Augenblick auch Königsberg und die Sammlungen der Prussia unmittelbar.

Schon im Jahre 1915 wurde die Tätigkeit der Gesellschaft wieder aufgenommen, musste freilich durch Einberufungen der jüngeren Vorstandsmitglieder und des Personals zum Heeresdienst eine beschränkte bleiben. Im Jahre 1917 starb unser langjähriger, den Besuchern des Prussiamuseums wohlbekannter, verdienter Kastellan A. Kretschmann.

Geheimrat Bezenberger, der seit dem Tode Bujacks im Jahre 1891 25 Jahre lang den Vorsitz innegehabt und in dessen markanter Persönlichkeit die besten Traditionen der Gesellschaft personifiziert sind, legte im Jahre 1916 sein Amt nieder. Er wurde in dankbarer Würdigung der hohen Verdienste, die er sich um die Gesellschaft erworben, zum Ehrenvorsitzenden ernannt.

An seine Stelle trat Professor F. E. Peiser. Im November 1919 konnte die Gesellschaft ihr 75jähriges Stifungsfest in Gegenwart von Vertretern der staatlichen und städtischen Behörden, der Universität und einer Reihe von wissenschaftlichen Vereinen durch einen Festakt im Vortragssaale der Kunstgewerbeschule begehen. Den Festvortrag hielt Professor Ebert über „Ostpreussen und die skandinavischen Länder in der Wikingerzeit“. Aus diesem Anlass wurden zu Ehrenmitgliedern der Gesellschaft ernannt: Professor Dr. Alm-

gren-Upsala, Professor Dr. Beltz-Schwerin, Oberpräsident a. D. Exzellenz von Berg-Markiehnen, Dr. A. Hackmann-Helsingfors, Geheimrat Professor Dr. von Luschan-Berlin, Professor Dr. O. Olshausen-Berlin, Professor Dr. P. Reinecke-München, Dr. G. Sarauw-Gothenburg, Professor Dr. Schnippel-Berlin. Zu korrespondierenden Mitgliedern wurden ernannt: Dr. N. Aberg-Upsala, Professor Dr. Ehrlich-Elbing, Dr. T. J. Arne-Stockholm, Professor Dr. H. Shetelig-Bergen, Professor Dr. K. Schumacher-Mainz. Im Jahre 1921 sind weiter zu korrespondierenden Mitgliedern ernannt worden: Geheimrat Professor Dr. Schuchhardt-Berlin und Professor Dr. Koepf-Frankfurt a. M.

An die Festsitzung schloss sich ein geselliges Beisammensein im „Deutschen Hause“ bei einem Glase Bier.

Die schweren wirtschaftlichen Nöte, die seit 1918 immer niederdrückender auf uns lasten, zwangen, im Februar und März 1920 aus Kohlenmangel auch die Büro- und Arbeitsräume zeitweilig zu schliessen. Im ganzen Jahre 1920 konnte keine Grabung durchgeführt werden, im Jahre 1921 nur eine kleinere bei Tolkemit, zusammen mit Elbing, worüber Professor Ehrlich oben berichtet hat. Dagegen ist durch die Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in Berlin die Fortführung der steinzeitlichen Untersuchungen im Zedmarbruch hoffentlich im nächsten Jahr möglich.

Am 17. April 1921 beging Geheimrat Bezenberger seinen 70. Geburtstag. Professor Peiser brachte an der Spitze des Vorstandes die Glückwünsche der Gesellschaft dar und überreichte als äusseres Zeichen dankbarer Verehrung eine goldene Nadel. Zehn Tage später am 24. April erlag Peiser plötzlich einem langjährigen Herzleiden, an dessen Ernst der allzeit Hoffnungsfreudige und Fröhliche nicht recht hatte glauben wollen. Nachrufe, die sein Wirken für die ostpreussische Vorgeschichte würdigen, sind in den führenden deutschen Fachzeitschriften, in der Prähistorischen Zeitschrift 1922 (M. Ebert) und im Mannus 1921 (H. Kemke) erschienen. Die Prussia gedenkt seiner als eines warmherzigen, uneigennütigen Menschen, erfolgreichen Forschers und bewährten Freundes der Gesellschaft. Das von seiner Witwe, Frau Professor Toni Peiser, geschenkte Bild nach Heinrich Wolffs trefflicher Radierung schmückt neben den Bildern Tischlers und Bezenbergers fortan unser Bibliothekzimmer.

Zum Vorsitzenden der Gesellschaft wurde am 26. April 1921 Professor Dr. M. Ebert gewählt. Der Vorstand besteht zur Zeit aus den Herren André, Bork (Schriftführer), Dethlefsen (stellvertr. Vorsitzender), Ebert (Vorsitzender), Kemke (Kustos der Sammlungen), Malten, Meyer (Bücherwart), Stadie und Werner (Kassenwart). Zum Münzward wurde an Stelle des verstorbenen Rechtsanwalts Schrader Herr Dr. Knapke-Königsberg gewählt. Die Gesellschaft zählt z. Zt. 25 Ehrenmitglieder, 30 korrespondierende Mitglieder und 687 ordent-

liche Mitglieder. Aus der Zahl der Ehrenmitglieder haben wir drei durch den Tod verloren: Oberlandesgerichtspräsident a. D. Dr. von Plehwe, Exzellenz, Königsberg, Reichsantiquar von Schweden a. D. Professor Dr. O. Montelius-Stockholm und Professor Dr. O. Ols-hausen-Berlin.

Der Besuch des Museums in den Sommermonaten hat sich in erfreulicher Weise wieder gehoben und war im Jahre 1921, namentlich von seiten der städtischen und auswärtigen Schulen, sehr stark. Ende März 1921 fand in Königsberg ein heimatkundlicher Kursus für die Lehrerschaft Ost- und Westpreussens statt, an dem etwa 600 Herren und Damen teilnahmen. Der Vorsitzende hielt einen durch Lichtbilder erläuterten Vortrag über die Vor- und Frühgeschichte Ost- und Westpreussens und machte dann die Kursusteilnehmer durch Führungen im Museum mit den Funden der Provinz näher bekannt. Weitere Vorträge über vorgeschichtliche Fragen hielt er im Laufe des Jahres 1921 in Königsberg, Danzig, Elbing und Memel. Im Januar 1922 wurde in den Räumen der Prussia ein einwöchentlicher Kursus über die Vorgeschichte Ostpreussens für die Lehrer des Landkreises Königsberg abgehalten. An ihm nahmen zehn Herren teil. Die Anregung dazu kam aus den Kreisen der Lehrerschaft selbst und vereinigte sich mit unserem Wunsche, den Erziehern unserer Jugend die Grundlagen zu geben, die sie brauchen, um dem empfindlichen Mangel an vorgeschichtlicher Ausbildung, an dem unser ganzes Schulwesen leidet, abzuhelfen. Weitere Lehrgänge dieser Art werden folgen.

Durch Erlass des Herrn Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung wurde auf Grund der §§ 3 und 4 und den Ausführungsbestimmungen vom 30. Juli 1920 zum Ausgrabungsgesetz vom 26. März 1914 zum Vertrauensmann des Oberpräsidenten für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer im Bereiche der gesamten Provinz Ostpreussen der Vorsitzende der Gesellschaft, Professor Dr. Ebert, berufen, zu seinen Vertretern: für den Bereich der alten Provinz Ostpreussen Kustos H. Kemke, für den Bereich der ehemaligen westpreussischen Gebiete Studienrat Professor Dr. Ehrlich-Elbing.

Ein engerer Zusammenschluss der sechs Königsberger wissenschaftlichen Gesellschaften ist insofern Tatsache geworden, als die Gesellschaften seit dem Winter 1920/21 jedes Jahr einmal sich zu einer gemeinsamen Sitzung vereinen. Der Vortrag wird von einem Redner der jeweilig präsidierenden Gesellschaft gehalten. Im Februar 1921 sprach Professor Dr. M. Friedrichsen über „Die geographische Landschaft“ (erschieden im Geographischen Anzeiger 22. Heft 7/8 und 10/11), im Februar 1922 Geheimrat Joachim über „Den Kulturzustand des Ordenslandes Preussen am Vorabend der Reformation“.

Die Hoffnung, dass durch Zusammenwirken von Staat, Stadt und Provinz ein von Beamten einheitlich verwaltetes Ostpreussisches Landesmuseum zustande käme und unserer Gesellschaft die schweren

Sorgen um die Leitung ihrer Sammlungen abgenommen würden, hat sich leider nicht verwirklicht. Dagegen sind Räume im Schloss und allerdings vollkommen unzureichende Mittel zu ihrer Herrichtung und zum Umzuge bereit gestellt. Die Gemäldegalerie des Kunstvereins hat ihr neues Quartier bereits bezogen. Die Sammlungen der Prussia und des Kunstgewerbevereins sollen folgen. Unter solchen Umständen ist an eine würdige Aufstellung der Sammlungen vorläufig gar nicht zu denken, ja, es bleibt zweifelhaft, ob die Gesellschaft ihre Tätigkeit bis zum Ende des Jahres aufrecht erhalten kann. Schnelle wirksame Hilfe ist nötig!

Mit den auswärtigen Gesellschaften, Vereinen und Museen fand ein reger Schriftenaustausch statt, der nach mehreren Richtungen hin erweitert wurde. Er ist auch mit dem feindlichen Auslande z. T. wieder aufgenommen. Auf der in Hildesheim Anfang August 1921 stattfindenden Tagung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft, der ersten nach dem Kriege, die sich erfreulicherweise eines sehr starken Besuches erfreute, war die Gesellschaft durch den Vorsitzenden vertreten. Der vorgeschichtlichen Sektion präsiidierte Professor R. Beltz-Schwerin.

Endlich möchten wir unsere Mitglieder darauf hinweisen, dass Pflingsten 1921 in Giessen ein „Bund für Heimische Altertumsforschung“ begründet ist, dem unsere Gesellschaft corporativ beiträt. Er hat den Zweck, „bestehenden Anstalten und Vereinen Geldmittel für Ausgrabungen und Veröffentlichungen zur Verfügung zu stellen und den Zusammenschluss aller auf seinem Gebiet tätigen Kräfte zu sichern“. Der Jahresbeitrag für Einzelpersonen beträgt mindestens 20 Mark. Dafür erhalten sie das Organ des Bundes, die Zeitschrift „Germania“ zu einem Vorzugspreis. Erster Vorsitzender ist Staatssekretär Dr. Lewald-Berlin, dem geschäftsführenden Vorstand gehören der Direktor der Römisch-Germanischen Kommission des Archäologischen Institut in Frankfurt a. M. Professor Dr. F. Koepf, der Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz Professor Dr. K. Schumacher und Privatdozent Dr. F. Drexel an. In dem Verwaltungsrat ist auch der derzeitige Vorsitzende der Prussia. Als erste Aufgabe hat sich der Bund die Förderung eines dem Nachlass der germanischen Stämme in der Zeit ihrer Berührung mit den Römern gewidmeten Denkmälerwerkes und eines Bilderatlasses der römisch-germanischen Forschung gestellt.

15. Mai 1922.

M. Ebert.

Neuerwerbungen des Prussia-Museums.

Die wirtschaftlichen Nöte der Gesellschaft erheben die Zusammenfassung aller vorhandenen Kräfte und Mittel für ihre besonderen Aufgaben zum zwingenden Gebot. Das Prussia-Museum ist im Laufe der letzten Jahrzehnte immer mehr zum Museum und Forschungsinstitut für die ostpreussische Vorgeschichte geworden. Hier hat es Erfolge errungen, die seinen Namen übre Deutschland hinaus bekannt gemacht haben, auf diesem Wege liegt seine weitere Zukunft. Die Gesellschaft beschränkt deshalb ihre Arbeit im wesentlichen auf die ostpreussische Vorgeschichte und die mittelalterliche Kulturgeschichte und wird daneben die ihr anvertrauten kunstgeschichtlichen und ethnographischen Bestände nach besten Kräften pflegen. In diesem Sinne sind seit dem Mai 1921 die Sammlungen geleitet worden.

Aus dem Zuwachs der letzten Jahre seien die folgenden Erwerbungen hervorgehoben.

I. Mittlere Steinzeit.

1. Zwei Harpunen aus Knochen mit eingesetzten Feuersteinschneiden von Menturren, Kreis Darkehmen, die eine Abb. 1. Ankauf.



Abb. 1. Harpune. Menturren, Kr. Darkehmen. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

2. Spitze aus Horn von Cranz, Kreis Fischhausen. Geschenk des Herrn Lehrers Singer, Cranz (Abb. 2).

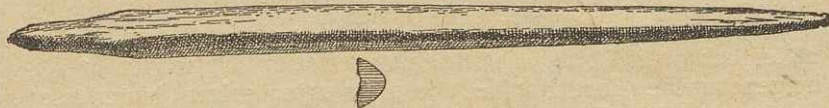


Abb. 2. Spitze. Cranz, Kr. Fischhausen. $\frac{2}{5}$ nat. Gr.

II. Jüngere Steinzeit.

Funde von Wieck-Luisental, Kreis Elbing. Ausgrabung des Museums. Vergl. S. 115.

Scherben von Nidden auf der Kurischen Nehrung. Geschenk des Herrn Prof. André, Königsberg.

Bootförmige Schaftlochaxt von Gustavshöh, Kreis Goldap (Abb. 3). Geschenk des Herrn Rittergutsbesizers Niemann, Scharfenort.

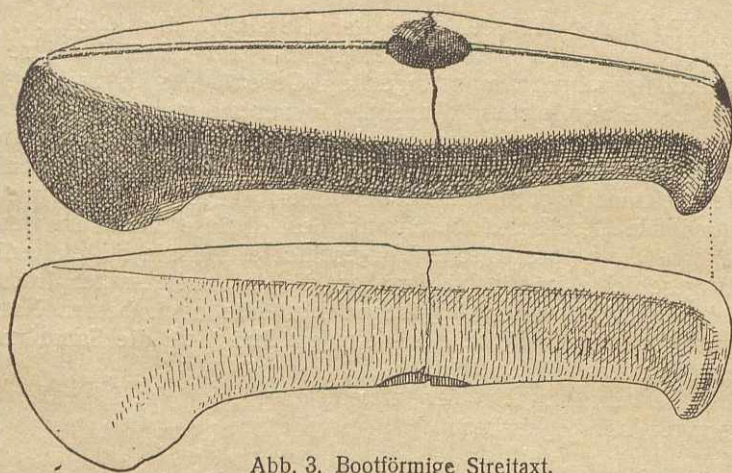


Abb. 3. Bootförmige Streitaxt.
Gustavshöh, Kr. Goldap. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Auf einen wichtigen steinzeitlichen Fund, der etwa im Jahre 1910 gemacht wurde, sei hier hingewiesen. Beim Kiesbaggern stiess man in einem Hügel nahe *Stooszenen*, Kreis Marggrabowa, in etwa 2 Meter Tiefe auf ein wohlerhaltenes Skelett, bei dem sich drei Steininstrumente fanden, eine einfache Schaftlochaxt (Abb. 5), eine Axt

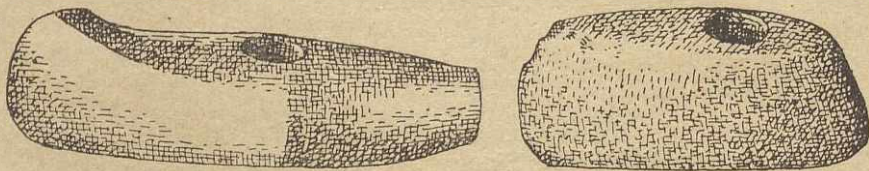


Abb. 4. Steinäxte. Stooszenen, Kr. Marggrabowa. Abb. 5.

von bootförmigem Typus (Abb. 4) und eine Feuersteinaxt von nicht näher bekannter Form. Durch eine von † Prof. Peiser im Juni 1913 aufgenommene Photographie, die sich unter seinen hinterlassenen Papieren fand und die beiden hier abgebildeten Gegenstände wiedergibt, mit einer Bleistiftnotiz darauf über den Fundort und den Besitzer der Stücke, konnte ausser diesem festgestellt werden, dass das Skelett von dem Bagger zerstört wurde, der in Privatbesitz genommene wohlerhaltene Schädel aber bei dem Russeneinfall im Jahre 1914 zugrunde ging. Die kleine Zahl ostpreussischer Steinzeitgräber

wird hiermit um ein Bootaxtgrab, mindestens das zweite uns bekannte, vermehrt.¹⁾

III. Bronzezeit.

Bronzene Randaxt von Woplauken, Kreis Rastenburg.
In einer Kiesgrube gefunden. Ankauf.

Bronzene Lanzen spitze von Weskeim, Kreis Pr.-Eylau
(Abb. 6). Geschenk des Herrn Generallandschaftsrats Borbstaedt.

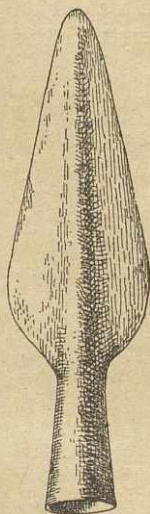


Abb. 6. Bronzene Lanzen spitze. Weskeim, Kr. Pr.-Eylau. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Depotfund der jüngeren Bronzezeit von Gr.-Schönau, Kreis Gerdauen. Ankauf. Es gehören dazu das Fragment einer Tüllenaxt, zwei sog. Stöpselringe, eine gebuckelte Bronzescheibe (beschädigt) und ein goldener Eidring. Zweifellos ist aber nur ein Teil des Fundes eingeliefert.

Die Bronzescheibe hat ihre Gegenstücke im Depotfunde von Kl.-Drebna, Kreis Fischhausen.²⁾ Die beiden Stöpselringe sind gusstechnisch interessant.³⁾ Der goldene Eidring (Taf. 2), der erste seiner Art in Ostpreussen und überhaupt der erste Goldfund der Bronzezeit in unserer Provinz, ist sicher Importstück aus dem

¹⁾ Die in der jüngsten Zeit viel behandelte Frage nach der Herkunft und Ausbreitung der baltischen Bootaxtkultur zuletzt erörtert von A. Europaeus, Fornfynd fran Kyrkslätt och Esbo socknar in Zeitschrift der finnischen Altertumsgesellschaft 32:1 (1922) S. 103 ff. Hier auch über das Verhältnis der ostpreussischen zur finnischen Schnurkeramik S. 137 ff. Doch kommt E. zu keinem festen Ergebnis (vgl. S. 138, Anm. 5).

²⁾ A. Bezenberger, Monteliusfestschrift 1913, S. 144.

³⁾ Über die ostpreussischen Stöpselringe vgl. A. Bezenberger, Analysen S. 60 ff.

nordisch-germanischen Gebiete. Gr.-Schönau ist jetzt der östlichste Fundort dieser Ringart, der nächstwestliche liegt bei Konradshammer nahe Oliva.¹⁾ Das Depot von Gr.-Schönau bestätigt die Datierung der goldenen Eidringe in die fünfte Periode der Bronzezeit (d. h. etwa 1000 bis 800 v. Chr.) vollauf.²⁾

IV. Vorrömische Eisenzeit.

Bronzener Kronenhalsring von Piasutten, Kreis Ortelsburg (Abb. 7). Das erste Stück dieses Typus in Altpreussen,

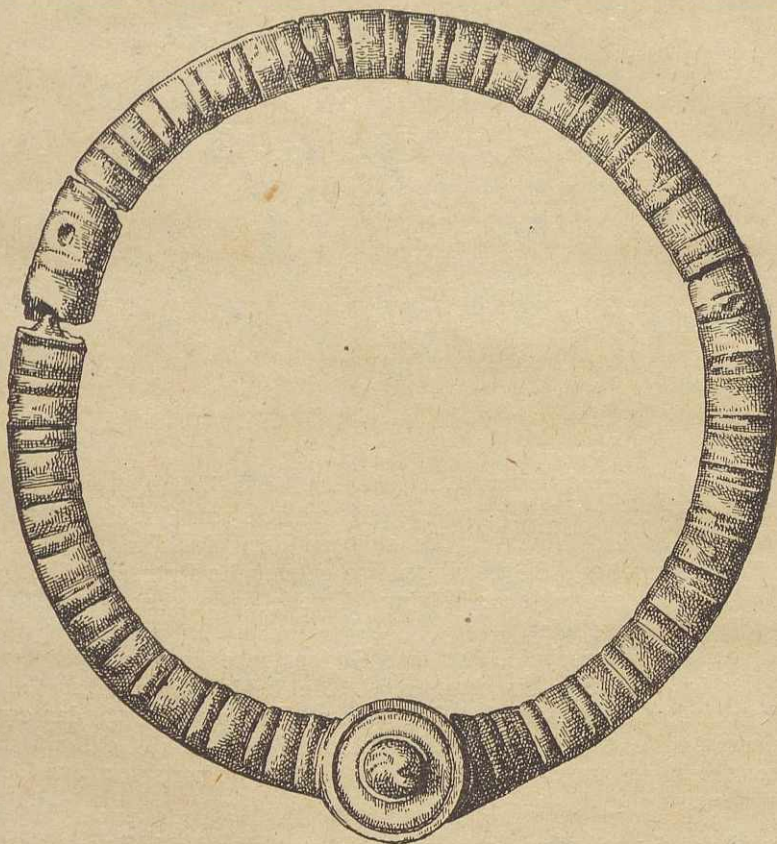


Abb. 7. Kronenhalsring. Piasutten, Kr. Ortelsburg. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

¹⁾ W. La Baume, Die vorgeschichtliche Besiedelung der Gegend von Danzig in Zeitschr. des Westpr. Geschichtsvereins Heft 62 (1922) S. 5.

²⁾ Über die goldenen Eidringe vgl. O. Olshausen, Zeitschrift für Ethnologie, Verh. 1890, S. 294 ff.; O. Montelius, Fornvännen 1916, S. 32, 43; Kossinna, Mannus 8 (1917) S. 1 ff.

ein Vorläufer des Scharnier-Zackenhalsringes aus der Gegend von Lochstädt, Kreis Fischhausen.¹⁾

Er dürfte in die Mittlere La-Tènezeit (3.—2. Jahrht. v. Chr.) zu setzen sein.²⁾

V. Römische Kaiserzeit.

Tierkopfförmiger Armring aus Bronze. Abbau Thierberg, Kreis Osterode (2.—3. Jahrhundert n. Chr.)³⁾.

Funde aus einem Gräberfelde des 3. Jahrhunderts n. Chr. von Gneist, Kreis Lötzen. Streufunde und Ausgrabung des Museums. Die Streufunde Geschenke von Herrn B. Sass-Rastenburg.

Die Gräber, an der Ostseite einer Kuppe, südlich der Kleinbahnhaltestelle Gneist, bestanden entweder aus Urnengräbern mit Leichenbrand oder niedergelegten Häufchen von verbrannten Knochen mit Beigaben, im ganzen 66.

Zu dem Grabinventar gehören eiserne und bronzene Armbrustfibeln der älteren Art, mehrere bronzene und eine silberne Armbrustfibel mit Ringgarnitur, eine späte Hakenfibel mit hohem Nadelhalter aus Bronze (Abb. 8), eine Sprossenfibel wie Hollack-

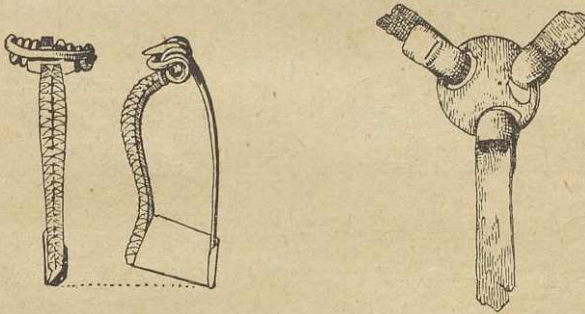


Abb. 8—9. Bronzene Fibel und Schlaufe. Gneist, Kr. Lötzen. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

Peiser, Moythienen S. 24, Abb. 21, das Bruchstück eines bronzenen Halsringes wie Tischler-Kemke, Ostpr. Altertümer, Taf. XIV¹⁾, Nadeln wie Moythienen S. 26, Abb. 27 und ähnlich S. 27, Abb. 29. Perlen aus Glas, Email und Bernstein, eine dreigliedrige Bronzeschlaufe (Abb. 9), und eine Anzahl z. t. gut erhaltener Eisensachen: 1 Schildbuckel, 2 Speereisen, mehrere Messer, eines mit eingepunzten Ornamenten auf dem Oberteil der Klinge (Abb. 10), eine Trense (Abb. 11), eine Schnalle mit Beschlagstück (Abb. 12).

¹⁾ A. Bezenberger, Analysen vorgeschichtlicher Bronzen Ostpreussens 1904, S. 60.

²⁾ R. Beltz, Vorgeschichtliche Altertümer von Mecklenburg-Schwerin 1910, S. 288; J. Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spät-La Tènezeit 1919, S. 76 ff.

³⁾ E. Blume, Die germanischen Stämme 1912, I 64 ff. Typus II.

VI. Völkerwanderungszeit.

Ostpreussen, das Land des „Samländischen Goldes“, ist während seiner ganzen vor- und frühgeschichtlichen Epoche arm an Arbeiten aus Gold. Es will deshalb schon etwas bedeuten, wenn einmal an einer Stelle eine ganze Reihe von schönen Goldschmiedearbeiten aus dem Boden kommt. Der Fundort ist die Flur des östlich von Braunsberg gelegenen Dörfchens Hammersdorf. Die Funde gelangten im Jahre 1917 teils in die Sammlung der Prussia-Königsberg, teils in die vorgeschichtliche Abteilung der Berliner Staatsmuseen. Einen vorläufigen Bericht darüber gab F. E. Peiser im *Mannus* 10 (1918) S. 92 ff. N. Aberg widmet in seinem Buche



Abb. 10. Eisernes Messer. Gneist, Kr. Lötzen. ca. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

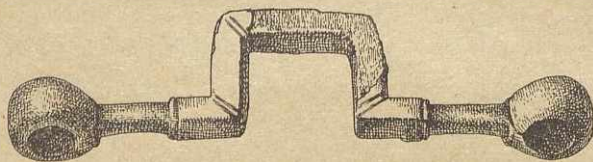


Abb. 11. Eiserne Trensenstange Gneist, Kr. Lötzen. $\frac{1}{3}$ nat. Gr.



Abb. 12. Eiserne Schnalle mit Beschlag. Gneist, Kr. Lötzen. ca. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

„Ostpreussen in der Völkerwanderungszeit 1918, S. 67 f., ihnen einen kurzen Abschnitt. Die von Berlin erworbenen Ringe besprach ich in „Amtliche Berichte aus den Preuss. Kunstsammlungen“ 40 (1919), S. 243 ff., wobei ich mich nur auf die von Peiser im *Mannus* gegebenen Funddaten stützen konnte.

Peiser hatte die Absicht, eine ausführliche Bearbeitung des „Goldfundes von Hammersdorf“ in Angriff zu nehmen. Krankheit und sein vorzeitiger Tod haben es gehindert. Aufzeichnungen, die über das hinausgehen, was er *Mannus* Bd. 10 veröffentlicht, liegen von seiner Hand nicht vor, ausgenommen einige Bleistiftnotizen in das von F. Behn aufgenommene Fundprotokoll vom 22. bis 24. November 1917. F. Behn, der als Heeresangehöriger in Ostpreussen weilte, hat damals im Auftrage der Prussia alles das, was sich über

die Fundumstände der einzelnen Stücke noch ermitteln liess, gesammelt und eine Fundkarte, die Abb. 13 wiedergegeben ist, entworfen. Wir sprechen dafür dem Mainzer Kollegen auch an dieser Stelle unseren wärmsten Dank aus.

Das, was Peiser als Goldfund von Hammersdorf zusammenfasste, besteht aus elf Stücken:

1. Einer goldenen Fibel (Taf. 5),
2. dem Bruchstück einer goldenen Kette (Taf. 6),
3. einem Goldmedaillon des Konstantius II. (Taf. 6 und 7 a),
- 4.—6. drei eimerförmigen Anhängern aus Gold, von denen der eine verloren ist. Er scheint den erhaltenen in Grösse und Form gleich oder sehr ähnlich gewesen zu sein (Taf. 6).
7. zwei Bruchstücken einer grossen starkwandigen Silberschale (Taf. 7 b und 8),
8. Bruchstücken einer kleineren Silberschale.

Die Stücke 1—5, 7 und 8 befinden sich im Besitz des Prussiamuseums.

9. Ein grösserer goldener Halsring (Taf. 3),
10. ein kleinerer goldener Halsring (Taf. 4).

Die Ringe 9 und 10 liegen in der vorgeschichtlichen Abteilung der Berliner Museen.

11. Ein bereits bei der Auffindung verloren gegangenes Tongefäss.
„Zu beiden Seiten der Königsberger Chaussee, unmittelbar am Nordausgange von Hammersdorf, zwischen den Kilometersteinen 56,3 und 56,2 erhebt sich eine Kuppe als höchste Erhebung in ziemlich weitem Umkreise (Abb. 13). Die Chaussee (früher die alte Heerstrasse nach Königsberg) ist mit steilen Böschungen eingeschnitten.“ Sie wurde in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts angelegt. „Von der auf der Nordseite gelegenen Spitze des Hügels liess der Besitzer des Gutes Hammersdorf, Herr Rittergutsbesitzer Schulz, seit 1913 Erdreich abgraben, um das nördlich davon gelegene Wasserloch aufzufüllen und die benachbarten Ackerstücke zu verbessern. Nach den Angaben des Herrn Schulz lag einen Spatenstich unter der alten Erdoberfläche bereits Lehm in einer Mächtigkeit von 2—3 Fuss, darauf folgte eine etwa 1—2 Fuss starke Zwischenschicht Sand und unter dieser als gewachsener Boden ein zäher, rotgelber Lehm. Auf dieser Höhe wurden laut übereinstimmender Angabe des Gutsbesitzers und mehrerer Arbeiter die Fundamente eines etwa 3 mal 3 Meter grossen Bauwerkes gefunden und ausgebrochen, die bis in die untere Lehmschicht hinabreichten. Die roten Ziegel liegen in grosser Zahl auf dem Acker verstreut und sind zweifellos neuzeitlich. Von dem Hügel ist im ganzen ein Stück von etwa 3 Meter Höhe abgetragen, der Abraum ist verstreut auf eine Fläche von etwa 100 mal 200 Meter, ein bedeutender Teil ist verwendet zur Füllung des etwa 3 Meter tiefen Wasserloches.“ Ein etwa faustgrosses Stück Branderde, das nicht mehr in ursprünglicher Lage war, fand sich auf der Höhe des Hügels. Auf diesem Hügel wurde die Urne (nro. 10) von

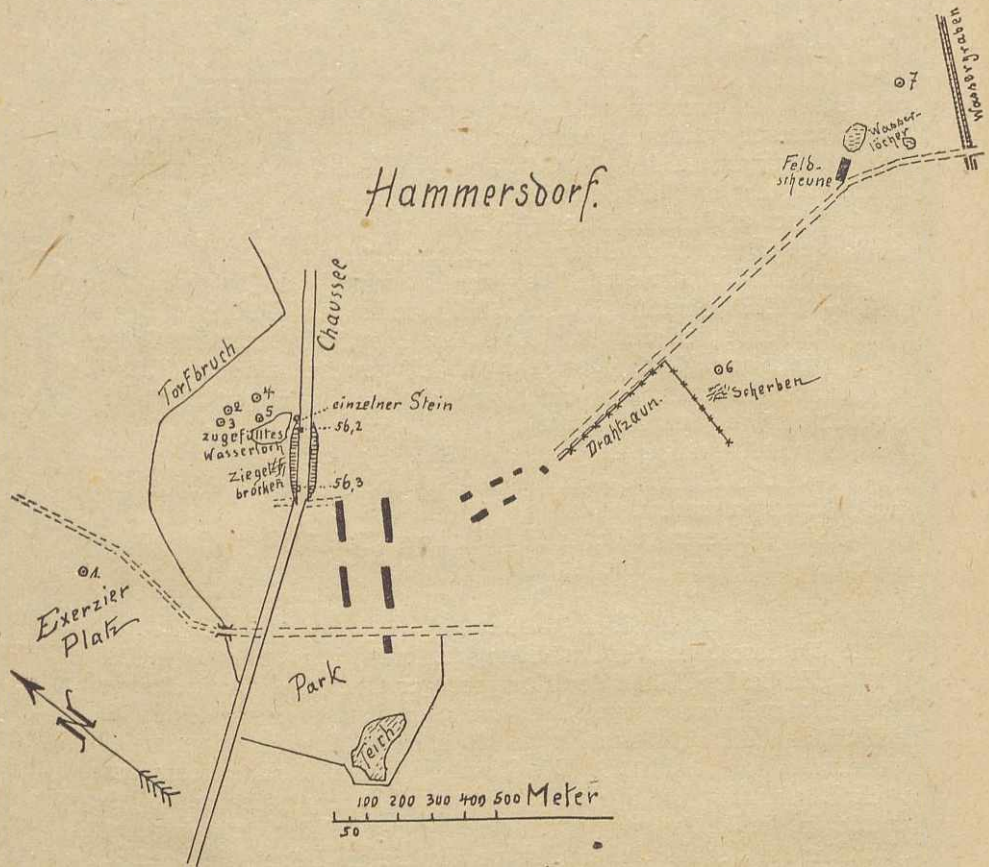


Abb. 13. Nach Aufnahme von F. Behn. Angebliche Fundstellen: 1. Münzfund (neuzeitlicher), 2. Erhaltenes Berlock, 3. Eingeschmolzenes Berlock, 4. Halsringe, 5. Fibel, 6. Schalenfragmente, 7. Goldmedaillon.

dem Freiarbeiter Kuhn, angeblich im Jahre 1915, gefunden. Sie zerbrach bei der Berührung. „Die Scherben wurden nicht gesammelt. Als Inhalt wird Asche und Knochen angegeben, sonst nichts. Ueber Farbe und Form des Gefässes war keine Angabe zu erhalten.“ Die Fibel (Nro. 1) war in den Händen des Gutskammerers Klang. „Klang will die Fibel beim Hacken ganz nahe der Oberfläche [des Hügels] gefunden haben. Er hatte sie angeblich bereits seit Juni 1913 im Besitz, ohne Bedeutung und Wert zu kennen.“ „Als Fundstelle gibt er einen Punkt an, wo ein Abflussgräbchen von dem zugeschütteten Wasserloch herabkam, so dass die Fibel von weiter oben herabgeschwemmt sein könnte.“

Die Fundumstände der Halsringe No. 8 und 9, die ebenfalls auf dem Hügel gefunden wurden, „sind völlig klar; es handelt sich um zweifellose Verschleppung mit dem abgegrabenen Erdreich.

Die Ringe wurden durch den Gutsbesitzer Herrn Schulz im Mai 1917 selbst gefunden, als sie sich beide zugleich auf den gleichen Zahn einer Egge aufgeschoben hatten. Dieser Umstand spricht vielleicht dafür, dass sie noch an ihrem ursprünglichen Platze lagen, als sie von der Egge erfasst wurden. Doch ist nicht mehr festzustellen, wo dies geschehen und wie weit etwa die Ringe verschleppt sind.“

Die Fundstellen der Anfang bis Mitte November auf der Kuppe gefundenen Eimer-Berlocks (Nro. 4 und 6) sind annähernd gesichert. „Das eine Stück wurde durch ein Mädchen gefunden, die als Kartoffel-Nachleserin auf dem Acker arbeitete und den Fund dem Gutsherrn ablieferte. Das zweite Exemplar wurde durch den Finder unterschlagen und an einen Juwelier in Braunsberg verkauft, der das Berlock einschmolz.“ Der Juwelier war noch in der Lage, es aus dem Gedächtnis zu beschreiben und zu zeichnen. „Es ergab sich, dass das eingeschmolzene Stück das völlige Gegenstück zu dem erhaltenen gewesen sein muss.“ Ueber den Fundort des dritten nachträglich erworbenen Eimer-Berlocks Nro. 5 hat sich nichts Sicheres ermitteln lassen. Indes ist anzunehmen, dass es mit den beiden andern zusammengehört.

Das Goldmedaillon wurde im Oktober 1917 gefunden. „Als Fundstelle gibt der Finder, ein polnischer Hütejunge, einen Punkt an auf der Höhe der flachen Kuppe, etwa $1\frac{1}{2}$ Kilometer östlich des Dorfes. Das Medaillon soll nach seinen Aussagen senkrecht in der Erde gesteckt haben, zu etwa $\frac{1}{3}$ ausserhalb und mit der Oese nach oben gerichtet.“ Weitere Nachsuchungen an der Stelle waren erfolglos.

Die Bruchstücke der beiden silbernen Schalen Nro. 7 und 8 kamen bereits im Jahre 1873 in den Besitz der Prussia, bis auf das kleinere Fragment von No. 7 (Taf. 7 b), das erst im Jahre 1906 aus privater Hand erworben wurde. Der damalige Besitzer von Hammersdorf gab an, die Fragmente seien ganz nahe östlich vom Dorf beim Pflügen auf etwas ansteigendem Terrain ohne weitere Umhüllung im Herbst 1873 gefunden. Nach den Aussagen des 70jährigen Instmannes Hesske im November 1917 liegt die Fundstelle „nahe an dem das Dorf in Ostrichtung verlassenden Feldweg, etwa halbwegs zwischen dem Dorfausgang und der Feldscheune auf der westlichen Abdachung einer sehr breiten und flachen Kuppe. Beim Pflügen warf der Vater des Hesske die beiden Schalenfragmente auf und nahm sie mit sich nach Hause. Die Frau zerbrach das eine Stück in mehrere Teile und gab sie den Kindern zum Spielen. Sie erhielt dafür gerichtlich einen Tag Haft.“ In nächster Umgebung der von Hesske bezeichneten Fundstelle fanden sich auf dem ganzen Acker verstreut zahlreiche Scherben.

Aus diesen Daten, über deren Wert gleich zu sprechen sein wird, zog Peiser die folgenden Schlüsse. „Aus den Angaben . . . ergibt sich, dass es sich um eine Bestattung handeln wird, welche

auf dem in seinem höchsten Teil jetzt abgetragenen Hügel angelegt worden war. Dieser Hügel . . . war . . . beim Chausseebau in den dreissiger Jahren durchschnitten worden. Die Angaben der Arbeiter lassen schliessen, dass sich in dem oberen Teil des Hügels verbrannte Knochen und ein von den Arbeitern zerschlagenes Beigefäss befunden haben. In der Nähe der Stelle steht noch ein grösserer Stein, der dort oben herabgerollt sein kann. Danach vermute ich, dass es sich um ein Knochenhäufchen handelte, auf welchem und um welches Beigefäss lagen, während die ganze Bestattung mit Steinen umstellt war, eine Anlage, welche für Zeit und Gegend typisch ist.

Diese Bestattung wurde nun wahrscheinlich bei dem Chausseebau zur Hälfte abgeschnitten. In diesem Teil fanden bei dem Bau beschäftigte Arbeiter nach meiner Vermutung die Silberschalen, während der Rest der Bestattung, von der wohl nur einige verbrannte Knochen zu sehen waren, während die andern Gegenstände in der unberührten Erde nicht zum Vorschein kamen, ungestört liegen blieb. Die Schalen sind dann augenscheinlich durch Zerschneiden verteilt worden; die andern Anteile werden wohl eingeschmolzen oder sonst verwertet worden sein; nur die noch vorhandenen Reste [der Schalen] sind von ihrem neuen Eigentümer einige hundert Meter von der Fundstelle entfernt in der Erde verborgen worden. Dort blieben sie, bis sie in den siebziger Jahren wieder aufgepflügt worden sind.

Nach den vorstehenden Ausführungen wird es also als möglich angenommen werden dürfen, dass 1—6 [d. h. alle hier unter Nro. 1—10 aufgezählten Gegenstände] zu einer geschlossenen Bestattung gehören. Unter dieser Voraussetzung sehe ich in dem Gesamtfund die Habe einer fürstlichen Frau.“

Leider steht diese Zusammenfassung aller in Hammersdorf gefundenen Stücke zu einer Grabaussteuer auf recht unsicherem Boden. Die Annahme, dass es sich um ein Grab handele, beruht einzig und allein auf der Aussage des Freiarbeiters Kuhn, der auf der Kuppe des Hügels zwischen den Kilometersteinen 56,3 und 56,2 eine Urne mit Asche und Knochen gefunden haben will. Die Aussagen sämtlicher Zeugen über die im Jahre 1917 der Oeffentlichkeit bekannt gewordenen Funde sind, ausgenommen die des Rittergutsbesitzers Schulz selbst, verdächtig, da bei der Auffindung der Stücke auf dem Hügel in dem Jahre 1917 und vielleicht früher, Verheimlichungen und Unterschlagungen vorgekommen sind. Das beweist das an den Braunsberger Juwelier verkaufte Eimerberlock. Schon deshalb ist auf die Angabe, dass in der Urne „nur“ Asche und Knochen waren, nicht viel zu geben. F. Behn hat denn auch viel mehr daran gedacht, dass diese Urne es war, aus dem einige der Goldsachen stammen. „Es scheint mir nach allem nicht ausgeschlossen,“ sagt er, „dass die Leute den Goldinhalt der Urne unter sich geteilt und die Urne dann zerschlagen haben.“ Sie müssen dann freilich sehr hastig und unachtsam gewesen sein, dass ihnen die beiden schweren goldenen Halsringe, die von der Egge verschleppt wurden, entgangen sind.

Noch schwächer gestützt ist der Versuch, auch die silbernen Schalenfragmente mit den Beigaben des hypothetischen Grabes zusammenzubringen. Wir haben keine Nachricht, dass bei dem Chausseebau in den 30 er Jahren des 19. Jahrhunderts irgend welche Funde von Bedeutung gemacht sind. Eine solche muss man zu mindestens verlangen, wenn die Verschleppungsthese einen Grund haben soll. So ist einfach zu erklären, dass wir nicht wissen, wann und wie die Schalenfragmente in die Erde kamen.

Peiser liess sich offenbar von der Vorstellung leiten, es sei unmöglich, dass diese sich zeitlich relativ nahestehenden ausgezeichneten Stücke von mehr als einer Fundstelle bei Hammersdorf stammen könnten.

Es gibt jedoch gerade aus der Epoche, der die Stücke von Hammersdorf angehören, der spätrömischen und älteren Völkerwanderungsstufe, mehrere recht bekannte Plätze, an denen zwei sich nach ihrer Zusammensetzung nahestehende Funde an verschiedenen Zeitpunkten ans Tageslicht gekommen sind. So die beiden Funde von Osztropataka (Comitat Saros) aus den Jahren 1790 und 1865¹⁾, die 1797 und 1889 gehobenen Schätze von Szilágysomlo in Siebenbürgen²⁾ und die 1715 und 1851 bei Velp, jetzt einem Vorort von Arnheim, in Holland gefundenen Golddepots³⁾.

Alles, was wir über die Fundumstände wissen, bietet nicht den geringsten Anhalt dafür, dass alle oben genannten elf Stücke einem geschlossenen Funde entstammen. Wir wollen sehen, was sich aus der Betrachtung der einzelnen Stücke über ihre Zusammengehörigkeit ergibt.

Sämtliche Stücke sind fremder Arbeit, nach Ostpreussen eingeführt und zeigen ein doppeltes Gesicht. Das eine weist nach Norden, das andere nach Süden und Südosten. Nordischer Herkunft sind die beiden goldenen Halsringe (Nro. 9 und 10). Beide sind verbogen. Der kleinere Ring (Taf. 4) zeigt an mehreren Stellen recente Schnittspuren. Er ist an den Enden mit umlaufenden Querrippen und Flechtbändern verziert, den Abschluss bildet oben auf beiden Seiten ein spitzwinkliges, von Perlstäben eingefasstes Dreieck, das eingeschlagene Kreise, Dreiecke und Halbmonde füllen (Abb. 14 a). Dreiecke und Halbmonde zeigen am Boden erhöhte Gittermuster (Abb. 14 b, c). (Durchmesser: 13 cm, Gewicht 549,4 g). Der grössere Ring (Taf. 3) hat am Abschluss dieselben horizontalen Rippen. Sie fassen zwei Zonen ein, die mit einfachen Bogen- und Kreismustern gefüllt sind. Die untere Zone trägt auf der Aussenseite beider Ringenden eine vertikale Perlschnur. Bogen und Kreise bedecken wie Schuppen auch aufwärts Teile des Ringstabes, und zwar werden die

¹⁾ J. H a m p e l, Der Goldfund von Nagy-Szent-Miklos 1886, S. 152.

²⁾ J. H a m p e l, Altertümer des frühen Mittelalters II (1905) S. 15 ff.

³⁾ J. F. J a n s s e n, Bijdragen voor Vaterlandsche Geschiednis en Oudheidkunde VIII 3, S. 169 ff.

Bogenmuster in ungleichen Abständen von zusammenhängend das Rund des Ringes umziehenden Kreismustern abgelöst. Eine Feldgliederung, wenn beabsichtigt, wird dadurch nicht erreicht, da die Kreise nur bei genauerem Zusehen erkennbar sind. Auch die Kanten des Ringabschlusses (Abb. 14 d) sind auf beiden Seiten mit Bogenmustern umsäumt. In die runden Endflächen ist eine Vertiefung eingegossen und auf deren Boden ebenfalls ein Kreisornament eingeschlagen. Vertiefung und Ornament haben wohl denselben Zweck wie die schalenförmigen Dellen an den Enden der goldenen Zahlringe. Für die bogenförmigen Verzierungen (Abb. 14 e) sind mehrere Punzen, mindestens zwei, eine kleinere und eine grössere, diese unten, verwendet. (Durchmesser: 15 cm; Gewicht 991,5 g.)

Beide Ringe waren lange im Gebrauch. Das geht aus den Abnutzungsspuren auf beiden Seiten der aufliegenden Enden hervor.

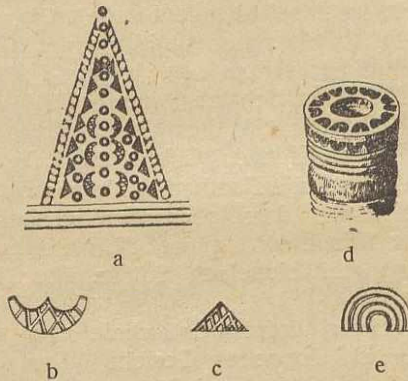


Abb. 14 a—e. Ornamente auf den goldenen Halsringen von Hammersdorf.

O. Montelius¹⁾ hat im Jahre 1897 in seiner „Chronologie der nordischen Eisenzeit“ diese Halsringe behandelt und eine Fundstatistik von ihnen gegeben, aus der hervorging, dass ihr Verbreitungsgebiet Skandinavien und die Länder waren, die „zum nordischen Kulturkreis gehörten oder in naher Verbindung mit ihm standen: Hannover, Pommern, die russischen Ostseeprovinzen und Finnland.“ Er unterscheidet zwei Typen, einen älteren (Bragnumtypus) mit einfachem Reif, wie ihn unsere Ringe zeigen (2. Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr.), und einen jüngeren (Tureholmtypus), zweigliedrigen, der in der Mitte durch zwei zusammengeschlungene Oesen beweglich ist (1. Hälfte des 6. Jahrhunderts n. Chr.)²⁾

Kossinna konnte bei Besprechung eines etwa im Jahre 1913 bei Peterfitz in Hinterpommern gefundenen Goldringes die von

¹⁾ Svenska fornminnesföreningens tidskrift 10, S. 83 ff.

²⁾ Die beste Abbildung eines solchen Ringes (älterer Typus) bei O. Montelius, Meisterstücke im Museum vaterländischer Altertümer in Stockholm 1913, Heft I, Tafel 7 von Bragnum, Westergötland.

Montelius aufgestellte Liste erweitern und eine Zwischenform ausscheiden¹⁾, die charakterisiert wird durch die ältere Reifform und die eingestempelte Halbmondverzierung des jüngeren Typus. Er setzt die ältere Art in die 1. Hälfte des 6. Jahrhunderts, die jüngere in die 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts, die Uebergangsform in die Zeit um 550 n. Chr. Geb. Von unseren Ringen gehört der kleinere (Taf. 4) der älteren Gattung, der grössere (Taf. 3) der Uebergangsform an. Kossinnas Datierung bestätigt der 1911 aufgedeckte Depotfund von Dorpat.²⁾ Hierin lagen vier silberne Halsringe der älteren Form und sechs Ringe, die wohl als lokale Umbildungen der mittleren Variante anzusehen sind³⁾, mit drei silbernen Armbrustfibeln mit „Ringgarnitur“ des späten Typus und einem bronzenen Armring mit geschwollenen Enden, die sicherlich in das 6. Jahrhundert zu setzen sind. Die fünf silbernen Armringe desselben Fundes mit dreieckigem Querschnitt wäre ich sogar geneigt, nahe an das Jahr 600 heranzurücken⁴⁾.

G. Ekholm hat den älteren, den Bragnum-Typus, von den „Ringen mit Endplatten“, und zwar von den älteren Formen des D-Typus dieser Ringe abzuleiten versucht⁵⁾, der bisher nur aus dem Ostbaltikum und dem Funde von Storkage, der ein vollständig ostbaltisches Gepräge hat⁶⁾, bekannt ist. Das ist mir aus mehreren Gründen nicht wahrscheinlich. Während die beiden Halsringe also skandinavischer, wahrscheinlich schwedischer Herkunft sind, stammen alle anderen Stücke ohne jeden Zweifel aus dem Südosten Europas.

Das hervorragendste von ihnen, ein wahres Kleinod germanischer Goldschmiedekunst, ist die goldene Fibel (No. 1; Tafel 5). Die rhombische Fussplatte und die länglich halbkreisförmige Kopfplatte sind durch einen gewölbten Bügel miteinander verbunden. Alle drei Teile sind aus einem Stücke gegossen. Die (jetzt verlorene) Nadelscheide war auf der oberen Hälfte der Fussplatte angelötet, auf dem unteren Teile der Kopfscheibe die Vorrichtung für die Befestigung der Nadel. Diese Vorrichtung besteht aus zwei 1,8 cm langen, 0,5 cm dicken Röhrchen aus dünnem Goldblech, die in der Mitte eine 1,9 cm breite Lücke lassen. In diesen Röhrchen ruht ein dünner Draht, der durch die väschen-

¹⁾ Mannus 9 (1917) S. 97 ff. Es fehlt der wichtige Depotfund von Dorpat, s. u. Die norwegischen Ringe jetzt vollständig zusammengestellt bei J. Bøe, Norske guldfund fra folkevandringstiden in Bergens Museums Aarbok 1920/21, Hist. antikv. R. nro. 2, S. 28 ff. und S. 55 f.

²⁾ R. Hausmann, Monteliusfestschrift 1913, ders. in Baltische Studien zur Archäologie und Geschichte. Riga 1914, S. 97 ff. Taf. XV. Hausmann setzt ihn in die 1. Hälfte des 5. Jahrhts., was bei weitem zu hoch ist.

³⁾ Hausmann, Baltische Studien S. 99, Nro. 6—10.

⁴⁾ Hackman, Aeltere Eisenzeit S. 213 ff.

⁵⁾ Fornvänner 1918, S. 53 ff.

⁶⁾ E. Hjärne in Fornvänner 1917, S. 147 ff., S. 203 ff.

förmigen Knöpfe links und rechts der Kopfplatte hindurchgeht und an dem deckelartigen Endplättchen der vasenförmigen Knöpfe befestigt ist. Bei dem Knöpfe links (von oben) ist er innen an dies Endplättchen angelötet, bei dem anderen Knöpfe rechts geht er durch das Plättchen hindurch und schliesst mit einem kleinen Knaufe ab. Vielleicht liegt bei dem linken Knöpfe schon eine alte Reparatur vor. Die beiden Röhrchen sind aus einem Blechstück zusammengebogen. Da, wo sie zusammentreffen, hat sie der Goldschmied auf die Rückseite der Platte aufgelötet, und um ihnen noch besseren Halt zu geben, allen vier Ecken jedes Röhrchens je ein Goldkorn auf der Fläche der Platte mit einem Korn, das er um die Röhrchen anlötete, verbunden. Die Röhrchen werden also jedes von vier Kornpaaren festgehalten. Die Ränder der Röhren sind mit einem gerippten Goldfaden eingefasst, und ein dreifacher Goldfaden läuft auf ihrer Oberseite. In der Mitte der zwischen der Innenseite der beiden Röhrchen liegenden Fläche, genau an der Stelle, wo der obere Fuss des Bügels ansetzt, ist ein Ring angelötet, der, ziemlich dick, 0,3 cm breit, dreifach längs gerieft, ebenfalls dazu diente, die Längsachse, die durch ihn geht, zu stützen. Ein Defekt an ihm zeigt, dass er mit seinem oberen Teile an das unterste Ende der nach oben gehenden Leiste befestigt war, die den dritten Knopf trug¹⁾. Der Knopf ist erhalten, von der Leiste sind nur noch die Lötspuren und zwei Körner, die in der gleichen Weise wie bei den Röhren zum Stützen dienten, vorhanden. Zwei dicht aneinander liegende Körnchen an der Spitze des Bügelansatzes lehren, dass auch der Ring durch Körnerverbindung mit festgehalten wurde. Beiderseits des Ringes und zwischen den Röhrchen liegt um die Axe in je vierfacher Windung die Spirale mit Nadel und unterer Sehne. Die drei gleichartigen Knöpfe sind deutlich Nachfahren jener kleinen Väschen, die als Anhängsel an Ohrgehängen, Halsbändern usw. in der Goldschmiedekunst des klassischen Altertums beliebt waren. Als solche werden sie hier jedoch nicht mehr aufgefasst. Das zeigen die in Filigrantechnik aufgesetzten Augen und Nasen auf der Oberseite des Halses der ehemaligen kleinen Vasen, die man damit zu Tierköpfen unzubilden sich anschickte. Die übrige Dekoration dieser Knöpfe geht aus der Abbildung hervor. Erwähnt sei nur, dass die um die Mitte des Knopfes herumlaufende doppelte Mäanderverzierung zu beiden Seiten des Mittelfadens auf der Unterseite, auf der schmalen Stelle, wo die Knöpfe auflagen, nicht weiter geführt ist.

Betrachten wir nun die überreiche Verzierung der Fibeloberfläche. Hier kämpfen die Granateinlage und die Granulier- und Filigrantechnik um das Feld. Die Kopfscheibe trägt sechs in Zellen gefasste Steine, von denen sich fünf, abwechselnd flach und gewölbt geschliffen, um den flachen, (gesprungenen) dreieckigen Mittelstein im

¹⁾ Vgl. diese Vorrichtung an ähnlichen Fibeln aus Südrussland, Ungarn Slawonien und Frankreich.

Halbkreise stellen. Der Bügel trägt zu beiden Seiten des Mittelgrates je drei runde gewölbte Steine, von denen nur noch die beiden obersten erhalten sind. Auf der Mitte der Fussplatte sind vier mandelförmige, flache Steine mit den Spitzen nach innen ins Kreuz gestellt. Der oberste (verlorene) Stein bildet mit drei anderen auf dem oberen Teile der Fussplatte eine ähnliche Figur, ein rhombisch geschnittener flacher Stein füllt den untersten Teil des spitz zulaufenden Feldes. Im ganzen fehlen auf diesem Teil der Fibel zwei Steine, der oberste und der dicht unter ihm liegende mandelförmige. Die ganze Fibel ist auf das verschwenderischste mit Körner- und Fädchenverzierung bedeckt, so dass wenigstens auf der Kopf- und Fussplatte nur noch an wenigen Stellen der Grund hervortritt. Auf dem Bügel, der beiderseits des Grates durch Querbänder, in je fünf Felder getrennt ist, heben sich die Zellen klarer von dem freigelassenen Untergrunde ab. Der ganze Rand der Fibel ist gerahmt von einem etwa 0,3 cm breiten Streifen, der auf Bügel- und Fussplatte mit einem einfachen Wellenband, am Kopf durch ein Wellenband, in dessen Schlingen Körnchen gesetzt sind, gefüllt wird. Das untere Ende des Bügels wird gegen die Fussplatte durch einen dickeren Draht, den am Rande grössere Körner abschliessen, begrenzt. Die vorspringenden Rundungen der Fussplatte oben und in der Mitte sind mit von Fädchen und Körnern verzierten Halbkugeln bedeckt, eine ganze Gruppe von ihnen, drei grössere und vier kleinere (mit vier Körnern) drängt sich unten auf der Spitze des Fusses zusammen. Wie die Filigranverzierung der Innenfläche der Fussplatte aussieht, zeigt die Abbildung. Auf der Kopfscheibe umwinden vier zierliche Schlangen mit quergriefeltem Leib und langen dicken Köpfen die granatgefüllten Zellen. Was sonst noch an Raum übrig ist, wird, bis auf den frei bleibenden Grund zwischen dem Mittelstein und dem oberen Bügelansatz, gefüllt durch Körper und Spiralscheibchen.

Die Fibel ist, wie bereits erwähnt, in ihrem konstruktiven Bestandteil auf der Rückseite beschädigt. Ebenso zeigt sie am Bügel und Fuss Verbetulungen und an zwei Stellen kleine Einrisse. Von den Zellen hat die unmittelbar unter dem unteren Bügelansatz am meisten gelitten. Die grösste Länge beträgt 13,2 cm; die grösste Breite 8,9 cm. Das Gewicht ist jetzt noch $92\frac{2}{10}$ g. Mitgewogen wurde dabei das abgerissene Ende der goldenen Kette (Nro. 2), das um die Spiralachse geschlungen ist. Das ursprüngliche Gewicht der intakten Fibel kann auf rund 100 g geschätzt werden.

Die Hammersdotfer Fibel gehört zu den germanischen Bügelfibeln mit runder Kopf- und rhombischer Fussplatte, die sich im gotischen Kulturkreise Südrusslands aus der Fibel mit umgeschlagenem Fuss entwickelt hat. Ein besonders ausgezeichnetes Exemplar der älteren Variante dieses Typus (mit doppelter Sehnenkonstruktion) ist die goldene Fibel aus den schlesischen Fürstengräbern von Sackrau, die durch ihre reiche Filigranverzierung der unsrigen nahe

steht. Sie ist in die Zeit um 300 n. Chr., spätestens in den Anfang des 4. Jahrhunderts zu setzen.¹⁾

Das charakteristische dieser Fibelart gegenüber den jüngeren Varianten ist, dass die grösste Breite der Fussplatte unterhalb der Mitte liegt. Sie ist in verschiedenen Abarten von den Küsten des Schwarzen Meeres bis nach Skandinavien hinauf verbreitet. Bei den jüngeren Formen rückte nun die grösste Breite der Fussplatte in die Mitte oder über dieselbe hinaus nach oben. Diesem Typus gehören eine Anzahl von Prachtfibeln aus dem zweiten Schatzfunde von Szilágy—Somlyo und aus den beiden Gräbern von Untersiebenbrunn bei Wien an²⁾, und unmittelbar neben sie ist auch die Hammersdorfer Spange zu stellen.

Die Siebenbürgischen Stücke sind von Hampel so eingehend beschrieben und gut abgebildet, dass ich mich hier darauf beziehen kann. Typologisch am nächsten stehen solche Fibeln wie Taf. 21, 7, Taf. 22, 8 bis 11, Taf. 23; 12 bis 15. Derselben Art sind die zwei Fibeln von Untersiebenbrunn. Charakteristisch ist für sie alle einmal, dass sie nicht massiv sind, sondern aus goldplattiertem Silber bestehen, und ferner die bescheidene Rolle, die die Granulation auf ihnen gegenüber der Almandinverzierung spielt. Beides, der Ersatz des massiven Materials durch Auflagen auf geringeres Metall und die Verdrängung der Granulation und des Filigrans durch das Zellenwerk sind jüngere Erscheinungen. Das beweist der Fund von Szilágy—Somlyo selbst. Aus massivem Gold sind nur die typologisch älteren Fibeln, bei denen die grösste Breite des Fussstückes unter der Mitte liegt (Hampel III Taf. 21, 5; Taf. 24, 16 und 17) und gerade bei diesen hat sich die Granulation, so stark sie auch schon zurückgedrängt ist, besser be-

¹⁾ Grempler, Der II. und III. Fund von Sackrau Taf. VII 1; O. Almgren Studien über nordeuropäische Fibelformen 1897, Taf. VII 184; B. Salin, Altgermanischer Thierornamentik 1904 S. 41 Abb. 93. Die beste Abbildung zweier verwandter Sackrauer Fibeln bei M. Rosenberg, Geschichte der Goldschmiedekunst. III (Granulation) 1917, S. 93. Wenn Rosenberg hier von dem Funde von Sackrau sagt, dass er für den nordgermanischen Kulturkreis etwa dasselbe bedeutet, wie Szilágy—Somlyo für den südgermanischen, so kann das leicht missverstanden werden. Wenn ich Rosenberg recht begreife, so meint er, dass sich bei den Fibeln und andern Stücken von Sackrau eine der nordgermanischen Art verwandte Abneigung gegen den Almandin und Bevorzugung der der Granulation verwandten Filigranarbeit zeige. Granatverzierte Schmuckstücke sind in der Tat in Skandinavien vor dem Jahre 500 v. Chr. ausserordentlich selten (Montelius, Svenska fornminnesföreningens tidskrift 10. S. 102) und werden erst im 6. Jahrhundert häufiger. Die Sackrauer Grabfunde selbst sind natürlich nicht nordgermanisch, sondern ostgermanisch, vielleicht vandalisch und stehen unter dem stärksten Einfluss der gotischen Kultur des Südostens.

²⁾ J. Hampel, Altertümer des frühen Mittelalters in Ungarn 1905, II 26 ff; III. Taf. 20 ff. Kubitschek, Jahrbuch für Altertumskunde V (1911) S. 32 ff.

hauptet. Auf der halbrunden Kopfplatte der Fibel Hampel Taf. 21, 5 winden sich in geriebenem Relief, das Filigranaufgabe nachahmt, zwei Schlangen mit grossem Kopf und weit geöffnetem Rachen, deren Augen aus runden Granaten bestehen, die von geripptem Draht eingefasst sind. Ihr Schwanz ist geteilt.

Kennzeichen einer älteren technischen Stufe bei diesen Goldschmiedearbeiten ist, dass man die Steine auf der Aussenseite gewölbt schleift, das vollkommene Vorherrschen von flach geschliffenen Granaten ist jünger¹⁾. So werden denn auch die gewölbten Granaten überwiegend bei den typologisch älteren Fibeln des Fundes von Szilágy—Somlyo verwendet²⁾, obwohl sie auch bei den jüngeren noch nicht fehlen.

Es geht aus alledem hervor, dass die Hammersdorfer Fibel einerseits ihrer Form nach eine jüngere Variante der germanischen Bügelfibeln mit halbrunder Kopfscheibe und rhombischer Fussplatte ist, andererseits in der Form der Knöpfe, im Material, in der feinen Verwendung von Körnern und Fäden und in der Steintechnik auf einer älteren Entwicklungsstufe steht als alle zum Vergleich herangezogenen ungarischen und österreichischen Stücke. Was die Arbeit betrifft, so gehört sie ohne Zweifel zu den schönsten Stücken ihrer Gattung, die uns das germanische Altertum hinterlassen hat.

Die ältere Form der Bügelfibel mit rhombischer Fussplatte ist in die erste Hälfte des vierten Jahrhunderts n. Chr. zu setzen. Sie entsteht bei den Goten Südrusslands und verbreitet sich von hier in nordwestlicher Richtung bis nach Norddeutschland und Skandinavien. Die Entstehungszeit der jüngeren Form setzt Salin³⁾ in die Zeit von 350 bis 375 n. Chr. Nach den Darlegungen Salins ist dieser Typus nicht im Norden verbreitet, er folgt vielmehr einer Kulturbewegung, die von Ungarn westwärts bis nach Frankreich geht und die von ihm in Zusammenhang gebracht wird mit dem Zusammenbruch des Gotenreiches im Jahre 375 n. Chr., dem Uebertritt der Goten auf den Balkan und nach Ungarn. Ein letzter Ausläufer ist der Grabfund von Airan in der Normandie mit Fibeln vom selben Charakter, wie sie in den Funden von Szilágy-Somlyo, Untersiebenbrunn und Hammersdorf vorliegen⁴⁾. Der Fund II von Szilágy-Somlyo und die Gräber von Untersiebenbrunn gehören demnach in die Zeit um 400 n. Chr. Ernsthaft bestritten ist das nur von E. Brenner⁵⁾, der diese ganze Gruppe eng an den Childerich-

1) Vgl. das Monteliusfestschrift 1913, S. 271 ff. behandelte Dolchscheidenstück aus Südrussland (3. bis 4. Jahrh. n. Chr.).

2) Hampel a. a. O. III Taf. 20, 3 und 4 (allerdings schon Silber mit Goldblech überzogen) und ibid. Taf. 24, 16 und 17 (Gold).

3) Salin, Thierornamentik S. 355 f.

4) Salin, Thierornamentik S. 141.

5) E. Brenner, VII. Bericht der Römisch-germanischen Kommission (1914) S. 274 ff.

fund heranzieht und sie „frühestens der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts n. Chr.“ zuweisen will. Brenner stützt sich dabei vornehmlich auf das Erscheinen von zwei Silberblechfibeln in dem Frauengrabe von Untersiebenbrunn, wie sie noch am Anfange des 7. Jahrhunderts in Südrussland auftreten, und meint, dass zwischen ihnen und den österreichischen Stücken kaum mehr als 100 Jahre gelegt werden dürfen. Wie bereits Aberg dagegen eingewendet hat, übersieht Brenner, dass mit dem Abfliessen der Hauptmasse der Goten nach Westen bei den zurückgebliebenen Germanen schnell ein Erstarren der Typen eintritt¹⁾, wozu übrigens in diesem Randgebiete Europas immer die Neigung vorhanden ist²⁾. Nach Form, Technik und Dekoration kann die Hammersdorfer Fibel keinesfalls jünger sein als die Zeit um 400 n. Chr.

Die goldene Kette (Nr. 2, Taf. 6) besteht aus acht-förmigen Gliedern, von denen jetzt noch 29 erhalten sind. Die Glieder sind aus geripptem dünnen Draht, der an der schmalsten Stelle der Acht zusammengelötet wurde, gebildet und haben jedes eine Länge von 1,2 bis 1,3 cm. Der Draht ist 0,15 cm stark. Die ganze Länge des Kettenstückes beträgt fast 32 cm, sein Gewicht $16\frac{2}{10}$ g. In das letzte Glied der Kette war durch ein Plättchen hindurch ein dünner Draht eingezogen, der mehrfach spiralförmig gewickelt das eine Ende der Kette an der Spiralachse befestigte. Solche Ketten, die zwei gleichartige Fibeln zu einer Garnitur vereinigten, sind in den Gräbern des 4.—5. Jahrhunderts besonders häufig.

Die beiden goldenen Eimerberlocks (No. 4, 5; Taf. 6) gleichen einander in Grösse, Aussehen und Gewicht fast vollkommen. Die Seitenwand ist durch drei Querleisten in zwei Felder geteilt, das obere füllt ein aus feinem, aufgesetztem Draht gebildetes Wellenband, das untere ein breiteres Flechtband. Der halbkugelige Boden ist melonenartig gerippt. Der Henkel besteht bei beiden aus Flechtbändern. Beim einen ist er 0,3, beim andern 0,4 cm breit. Länge: 2,2 cm, grösste Breite: 1,3 cm, Gewicht: $6\frac{3}{10}$ und $6\frac{1}{10}$ g.

Diese zierlichen Schmuckstücke antiken Ursprunges treten auf germanischen Boden bereits in den spätesten Gräbern der Nekropole von Darzau (Hannover) auf, erscheinen in zahlreichen Exemplaren in dänischen Moorfunden der spätrömischen Zeit, und namentlich in Ostdeutschland seit dem Anfange des 3. Jahrhunderts³⁾. Auch sie stammen aus dem sarmatisch-spätgriechischen Kunstkreise

¹⁾ N. Aberg, Mannusbibliothek Nro. 22 (1922) S. 111.

²⁾ M. Ebert, Praeh.-Zeitschrift 3 (1911) S. 237 und Südrussland im Altertum 1921, S. 296 ff; 308 ff. Zwei Bügelfibeln aus Bronze mit rhombischer Fussplatte lagen noch im Gräberfelde von Grunden Kr. Angerburg zusammen mit typischem Inventar des 6. Jahrhunderts.

³⁾ E. Blume, Die germanischen Stämme und die Kulturen zwischen Oder und Passarge zur römischen Kaiserzeit, 1912, S. 97 ff.

des Pontusgebietes, wo sie von den Germanen übernommen wurden und von da aus nach Nordosten wanderten¹⁾. In Ostpreussen lagen sie besonders in den samländischen Gräberfeldern (Dollkeim, Corjeiten, Tenkieten) aber auch in den masurischen (z. B. Moythienen), im Neustädter Feld bei Elbing u. a. O. aus Silber, Bronze und Eisen gefertigt. Sie gehören hier meist zu Grabinventaren des 3. und 4. Jahrhunderts n. Chr., halten sich aber bis in die Völkerwanderungszeit²⁾. Unter den selteneren goldenen (z. B. in den Funden von Sackrau, Kreis Oels, und Céke, Kom. Zemplin) sind die merkwürdigsten die aus neun Einzeleimerchen zusammengestellten Schmuckstücke in dem glänzenden Grabfunde von Hassleben bei Weimar (Museum Weimar³⁾), aus der Zeit um 300 n. Chr. Die Hammersdorfer Eimerberlocks sind die ersten goldenen, die aus Ostpreussen bekannt sind. Nach ihrer Form und besonders nach ihrer guten Technik gehören sie fraglos in die spätrömische Zeit und sind jedenfalls nicht jünger als die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. Ebenso wie die Fibel und der Medaillon sind sie von Süden her importiert.

Goldmedaillon Constantius' II. (Nr. 3, Taf. 6 und 7a). Photographien des Medaillons haben dem Direktor des Berliner Münzkabinetts, Herrn Professor K. Regling vorgelegen, von dem eine kurze Beschreibung und Würdigung des Stückes folgt:

Vorderseite: FL IVL CONST[ANT]IVS NOB CAES = Flavius Julius Constantius nobilissimus Caesar. Brustbild des Prinzen Constantius II. linkshin mit Lorbeerkranz im Haare (Bandschleifen sichtbar), Panzer (man sieht die Lederstreifen desselben an den Schultern) und Mantel darüber, der mit einer Spange an der rechten Schulter befestigt ist. Aussen Perlkreis.

Rückseite: SECV — RIT — AS PERPE — TVA und im Abschnitt CONS (= Constantinopoli, geprägt in Konstantinopel). Der Kaiser Constantinus der Grosse auf einem Throne (mit reichverzierter, geschwungener Lehne und Fusschemel) sitzend, nach vorn, mit Nimbus ums Haupt, Gewand und Mantel, die R. aufs Szepter gestützt, in der auf dem Schoss ruhenden L. anscheinend eine Rolle. R. und l. von ihm stehen zu Füßen des Thrones je zwei, also vier Prinzen, die aussenstehenden grösser als die innen, alle ohne Lorbeerkranz oder dgl. Alle tragen Panzer und Mantel und drei stützen die R. aufs Szepter, im l. Arm tragen die beiden grossen jeder etwas wie ein kurzes Stabbündel, das sich nach unten verjüngt (Fackel? Fasces? Man sieht oben die das Bündel zusammen-

1) Vgl. das „Grab der Königin mit der Goldmaske“, einer sarmatischen Prinzessin aus der 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr., Reinach, Antiquités du du Bosphore Cimmérien.

2) Grab 46 des Gräberfeldes von Kellaren bei Allenstein, PB XXI 177.

3) A. Möller in Prähistorische Zeitschrift 9 (1917) S. 70 ff.; vergl. auch ibid. 5 (1913) S. 573.

haltenden Reifen, oberhalb deren die Teile zackenartig auseinanderstreben). Der kleinere zur L. des Beschauers trägt auf der R. die Weltkugel und hält im l. Arm ein kurzes Scepter, der kleinere zur R. stützt die L. auf einen Schild. Aussen Perlkreis.

Gold. 49—50 mm Durchmesser. An dem Medaillon ist oben eine röhrenförmige Tülle befestigt von 13 mm Länge und 8 mm Durchmesser. Die Wandung der Röhre wird durch zwei geperlte Aussenreifen und zwei Innenreifen in drei Felder geteilt, die mit Zickzackbändern verziert sind. Auf der Vorderseite greift von der Tülle ein Ausläufer aus drei traubenförmigen, gepirlten Dreiecken bestehend auf den Medaillon über, die Buchstaben ANT verdeckend, auf der Rückseite läuft längs der Tülle eine schmale Leiste entlang. Gesamtgewicht 43 g, der Medaillon ist also ein neunfacher Solidus (der Solidus ist die damalige goldene Einheitsmünze von 4,55 g) von 40,95 g.

Medaillone von 9 Solidi kommen in dieser Epoche öfter vor, weil diese Goldstücke zu kaiserlichen Ehrengeschenken bestimmt waren, die oft von $1\frac{1}{2}$ zu $1\frac{1}{2}$ Solidi je nach Rang und Würden des zu Beschenkenden abgestuft waren (vgl. Se e c k, Zeitschrift für Numismatik XXI S. 17 ff., bes. S. 24).

Unser Medaillon ist völlig neu, er fehlt in dem Korpus der römischen Medaillone von G n e c c h i (Medagioni romani, Mailand 1912, Bd. I S. 28 ff.), der Typus der Rückseite ist bisher unbekannt, er kommt auch bei andern Kaisern nicht vor. — Durch die Vierzahl der Prinzen ergibt sich als Prägungszeit die kurze Spanne zwischen September 335, wo Delmatius, Constantins Neffe, als 4. Caesar zu seinen Vettern, den Söhnen Constantins, 1. Constantinus jun., 2. Constantius und 3. Constans hinzutrat, und dem Tode des Kaisers am 22. Mai 337 n. Chr. Die beiden erstgenannten Prinzen, schon seit 317 bzw. 323 Caesaren, sind die auf dem Medaillon gross dargestellten; Constans, 333 ernannt und Delmatius sind die kleineren Figuren. Von den Attributen der 5 Herren sind das Szepter, die Rolle, der Schild und die Weltkugel die damals üblichen, das Stabbündel kommt bisher nur auf dem Goldmedaillon — Unicum in Gotha, früher Schwarzburg — bei G n e c c h i S. 27 nro. 10, Taf. X 2 (Vorderseite Constans Caesar), hier aber in der Hand des Kaisers, nicht eines der drei Prinzen, vor und ist auch dort noch von niemandem richtig gedeutet worden. G n e c c h i schweigt, S e e c k S. 38 sagt „vielleicht ein Parazonium“, C o h e n, Médailles imperiales 2. Aufl. VII S. 419 nro. 101 sagt: „massue? carquois?“; alle drei Deutungen sind sicher irrig. Auch auf den Nimbus des Kaisers sei, weil auf Münzen damaliger Zeit nicht eben häufig, besonders hingewiesen.

Die Ausrüstung des Medaillons mit der verzierten Tülle zeigt, dass er vermittels einer goldenen, durch diese laufenden Kette um den Hals getragen worden ist; über die Form solcher Tüllen, Fassungen usw. siehe Z a h n, Amtliche Berichte aus den Kgl. Kunstsamml. XXXVIII 1916/17 S. 11 ff., Abbildungen von Stücken mit ähn-

lichen Tüllen bei G n e c c h i Taf. XVI 2. 3., XVIII 2. Zweifelsohne hat der Medaillon einem germanischen Krieger oder Heerführer gehört, sei es, dass er ihn auf römischem Boden geraubt hat, sei, dass er ihn mit anderm Edelmetall als Ehrengabe, d. h. versteckten Tribut von römischer Seite erhalten: er schliesst sich damit den andern römischen Goldmedaillonen an, die vorzugsweise an der germanischen Grenze oder wie unserer gradezu auf germanischem Boden gefunden worden sind (ein Verzeichnis solcher Auffindungen habe ich

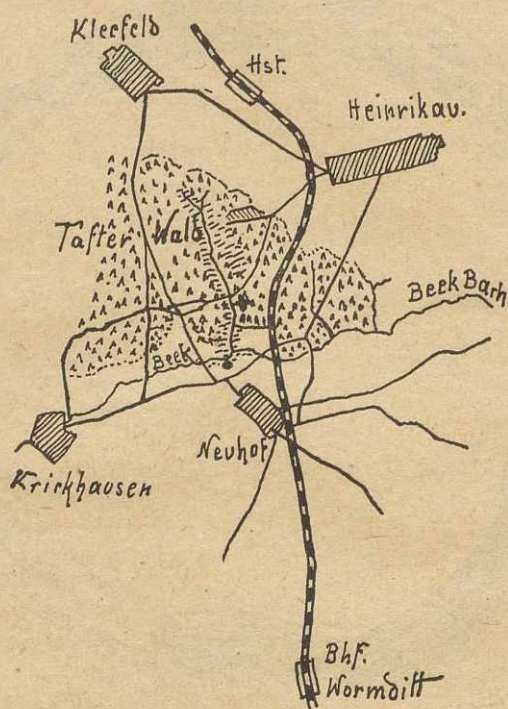


Abb. 15. + Fundstelle des Ringes Abb. 16, ■ Fundstelle zweier Ringe vom Typus Abb. 17.

Zeitschrift für Numismatik XXIX S. 238 Anm. 5 gegeben) und ist damit in einen grösseren weltgeschichtlichen Zusammenhang gerückt. K. Regling.

Endlich noch die Fragmente der beiden Silberteller.

Für den kleineren (No. 8) kann auf die Veröffentlichung und Abbildung von G. Hirschfeld in diesen Sitzungsberichten XI (1886) S. 77 und Taf. VIII verwiesen werden.

Von dem grösseren (No. 7) sind zwei Bruchstücke vom Rande erhalten, die auf einen riesigen Umfang des Stückes schliessen lassen. Auf ihnen sind Jagdszenen dargestellt¹⁾ (Taf. 7 b und 8).

Beide Stücke tragen oben Vergoldung und Nielloeinlage. Das grössere der beiden Fragmente hat zum ersten Mal Hirschfeld a. a. O. Taf. 6 abgebildet. Es ist hier nach einer Photographie auf Taf. 8 wiedergegeben. Das kleinere Fragment, erst 1906 erworben, wird hier auf Taf. 7 b abgebildet. Wie Drexel nachgewiesen, stammt der Teller mit den Jagddarstellungen, und wahrscheinlich auch der

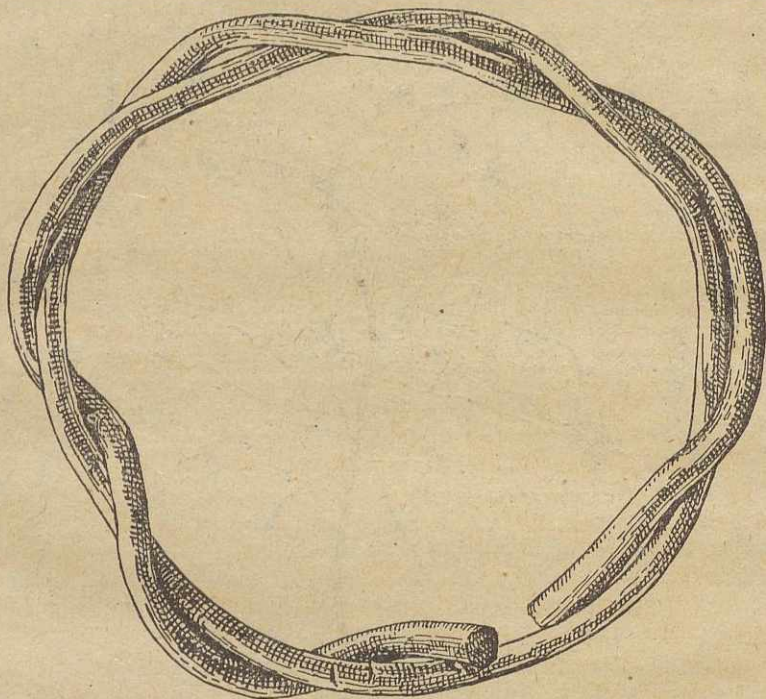


Abb. 16. Goldener Ring. NeuhoF bei Wormditt, Kr. Braunsberg. ca. $\frac{1}{4}$ nat. Gr.

andere Teller, aus dem spätantiken Kunstkreise Südosteuropas. Sie werden beide ins 4. Jahrhundert n. Chr. zu setzen sein.

Aus der Betrachtung der einzelnen erhaltenen Stücke ergibt sich folgendes: Der sogenannte Fund von Hammersdorf zerfällt in zwei Gruppen. 1. Eine ältere: Zu ihr gehören das Goldmedaillon, die Fibel mit Kette, die drei Eimerberlocks und die Schalenfragmente. Sie ist in die zweite Hälfte des 4. Jahrhundert, spätestens um

¹⁾ F. Drexel in Bonner Jahrbücher 118 (1909) S. 192 ff; ders. in Archäologisches Jahrbuch 30 (1915) S. 205 ff.; R. Zahn in Amtl. Berichte aus den Staatl. Sammlungen 38, Nro. 11, Sp. 276.

400 n. Chr. zu setzen. Sämtliche Stücke sind aus dem südöstlichen Europa eingeführt. 2. Eine jüngere: Zu ihr gehören die beiden massiven, goldenen Halsringe, die in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts, oder um 550 n. Chr. zu setzen sind. Sie sind Importstücke aus Skandinavien.

Man erwäge nun mit Berücksichtigung dessen, was oben über die Auffindung der Gold- und Silbersachen gesagt ist, wie gross die Wahrscheinlichkeit ist, dass alle diese Stücke zu einem geschlossenen Funde gehört haben. Zwischen Gruppe I und II klafft eine zeitliche

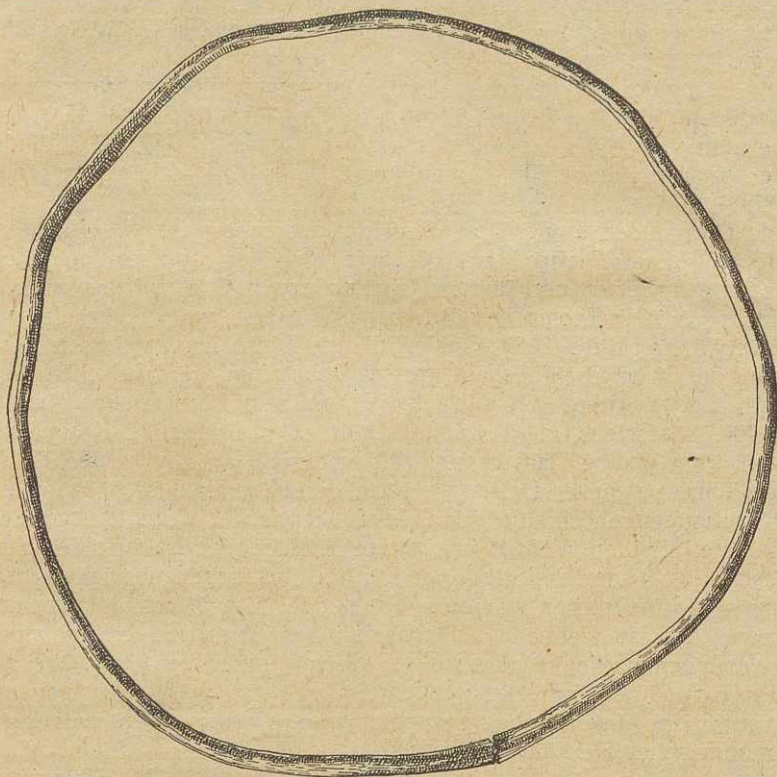


Abb. 17. Goldener Ring. Henrikau, Kr. Braunsberg. ca. $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

Lücke von wenigstens 150 Jahren, wobei noch einmal hervorgehoben sei, dass die Halsringe auf der Unterseite stark abgerieben, also lange getragen sind. Peiser suchte sich zu helfen, indem er die aus dem Süden gekommenen Schmucksachen „in oder etwas nach der Mitte des fünften Jahrhunderts“ entstanden sein lässt, wozu keine Berechtigung vorliegt. Ein rückwandernder Gotenstamm — mit rückwandernden Goten und Herulern wird heute bereits arger Missbrauch

getrieben — habe sie nach Ostpreussen gebracht. Um 500 dürfte dann die Bestattung erfolgt sein.“ Die Halsringe datiert er um dieselbe Zeit.

Aberg¹⁾ entscheidet sich ebenfalls dafür, dass die Hammersdorfer Altertümer einem Grabfunde angehören, einmal, weil sie ungefähr gleichzeitig und derselben Stelle angehören, dann, weil sie vollkommen einzigartig in Ostpreussen sind. Das letztere ist nicht richtig. Wir besitzen gerade aus dem unteren Passargebiet noch zwei andere Goldfunde germanischen Charakters. Der eine stammt von Neuhoft bei Wormditt, Kreis Braunsberg (Abb. 16). Es ist ein zusammengeflochtener Ring, der im Sommer 1900 bei Drainagearbeiten auf einer Wiese gefunden wurde (Inv. No. 7721, Gewicht 159 g).

Der andere Fund, von . . . besteht aus zwei goldenen Halsringen, von denen der eine wohl erhalten ist (Gewicht 164 g, Abb. 17), der andere in vier Stücke zerschnitten war (Gewicht 161½ g). Beide Ringe wurden ineinander verschlungen beim Torfstechen hervorgebracht.

Die beiden Fundplätze liegen nicht sehr weit voneinander. (Abb. 15.) Die Nachrichten, die wir von den Funden goldener Münzen des vierten und fünften Jahrhunderts n. Chr. auf dem sogenannten Goldberg bei Kl.-Tromp (Kr. Braunsberg) haben, wo wiederholt, zuletzt etwa im Jahre 1860, Goldsolidi ans Licht kamen, lassen vermuten, dass hier ebenfalls ein grosser Schatzfund germanischen Gepräges lag.¹⁾ Aberg will also den „Fund von Hammersdorf“ etwa um 400, spätestens in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts setzen. Ich glaube, dass er sich mit Rücksicht auf die beiden Halsringe kaum zu dieser Datierung hätte bereit finden lassen, wenn er der Zusammengehörigkeit der Stücke skeptischer gegenübergestanden hätte. Sollten nicht noch spätere Funde oder Nachrichten zur Klärung der Frage beitragen, so ist die Zusammengehörigkeit der Hammersdorfer Sachen zu einem Grab- oder Depottfund nicht zu erweisen. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, dass mindestens zwei Fundgruppen vorliegen, eine ältere, die spätestens um 400 n. Chr. zu setzen ist und deren Stücke aus dem Süden bzw. Südosten stammen, also aus dem Gotenreiche, und eine jüngere, die beiden Halsringe skandinavischer Herkunft umfassend.

M. Ebert.

¹⁾ Ostpreussen in der Völkerwanderungszeit 1918, S. 67 ff.

²⁾ Hollack, Erläuterungen S. 74 ff, wo einiges zu berichtigen ist.

Eine Entgegnung.

In diesen Sitzungsberichten (oben S. 92 ff.) hat Herr Dr. Hans Mortensen meine Arbeit über die ehemalige Verbreitung von „Wald, Sumpf und Siedlungsland in Ostpreussen vor der Ordenszeit“ (Halle, M. Niemeyer, 1921) einer Kritik unterzogen, die ich nicht unerwidert lassen kann.

Wer ein Gebiet bearbeitet, dessen Umfang die volle Beherrschung des Stoffes im Sinne örtlicher Einzelforschung ausschliesst, der wird sich von Landes- und Ortskundigen immer manche Berichtigungen gefallen lassen müssen, zumal wenn er eine Frage zu klären unternimmt, die in dem betreffenden Gebiete noch niemals angeschnitten worden war. Versucht eine solche Arbeit ausserdem die Ergebnisse im Kartenbilde zu veranschaulichen, so vermehren sich die Angriffsflächen noch um ein Beträchtliches. Denn wo das Wort Zweifel ausdrücken, Schwierigkeiten umgehen kann, da muss die Karte eine bestimmte Zeichnung geben, will sie nicht jede Anschaulichkeit verlieren. Sie ist auch genötigt, sämtliche Teile ihres Bereiches in demselben Massstabe darzustellen, obwohl die ungleiche Beschaffenheit des zugrunde liegenden Materials zahlreiche Abstufungen in der Sicherheit und Genauigkeit der Ergebnisse mit sich bringt. Mancher aber verwechselt die Bestimmtheit der Zeichnung mit der sachlichen Richtigkeit, auf die sie Anspruch erhebt, wie denn überhaupt darüber, was eine geographische Karte ausdrücken will und kann, nicht immer die nötige Klarheit besteht.

So war ich auf kritische Einwendungen gefasst. Sie werden mir noch öfter begegnen, wenn es mir möglich sein sollte, meine Studien fortzusetzen und etwa einmal die geplante Karte für ganz Deutschland zu veröffentlichen. Soweit sich daraus eine sachliche Förderung ergibt, wird mir die Kritik auch stets willkommen sein. Dass aber mein Versuch in Ostpreussen so übel aufgenommen werden würde, wie es der in den Sitzungsberichten der Prussia veröffentlichte Vortrag des Herrn Mortensen zeigt, hatte ich doch nicht erwartet. Herr Mortensen lässt an dem Inhalte meines kleinen Werkes schlechterdings nichts Gutes. Einzig die rein formale Uebersichtlichkeit der Textgestaltung wird anerkannt, sonst aber nur immer der Nachweis erstrebt, mein Versuch sei wegen der Unsicherheit der Grundlagen, wegen unrichtiger oder unbewiesener Hypothesen vollkommen misslungen. In Umdeutung eines Satzes aus dem Vorwort, der sich lediglich auf das Aeussere der Karte bezog, schliesst die Kritik dann mit den freundlichen Worten: „wenn Schlüter sagt, die Karte wäre am Arbeitstisch, also doch wohl als Grundlage weiterer Forschung zu benutzen, so können wir uns dieser Ansicht nicht anschliessen.“ Also, anders ausgedrückt: die Karte, und damit die ganze Veröffentlichung ist ohne jeden Wert. Demgegenüber besagt es nichts, dass der Begutachter es mir anfangs als „hohes Verdienst“

anrechnen will, „wenn“ (!) meine Arbeit „das Ergebnis haben sollte, dass in allen zukünftigen siedelungsgeographischen Arbeiten die Rekonstruktion des alten Landschaftsbildes versucht werden würde.“ Nun, das Beispiel einer solchen Rekonstruktion habe ich schon vor 20 Jahren gegeben, ohne dass man sich viel darum bekümmert hätte. Wenn also mein „Verdienst“ davon abhängig sein soll, ob andere mir folgen, so sind meine Aussichten wohl auch da recht schlecht.

Ein solcher Grad kritischer Ablehnung gegenüber einer Untersuchung, die doch unbedingt das eine für sich in Anspruch nehmen darf, dass sie ernsthaft mit ihrer Aufgabe ringt, ist immerhin ungewöhnlich. Er legt dem Betroffenen nahe, seinerseits zu prüfen, auf welche Weise der Beurteiler zu seinem rein verneinenden Ergebnis gekommen ist.

I. Da fällt es zunächst auf, dass Herr Mortensen, um die Unrichtigkeit meiner Zeichnung der alten Siedelungsflächen zu beweisen, ausschliesslich solche Landschaften heranzieht, die an der Peripherie des untersuchten Gebietes liegen und bei denen ich selbst schon keinen Zweifel über die Unvollkommenheit meiner Darstellung gelassen hatte. Da er, wie er mitteilt, das Samland zum Gegenstand einer genaueren Untersuchung gemacht hatte, steht ihm dieses im Vordergrund des Bewusstseins, und zwar so sehr, dass er bei allen seinen Einwendungen gegen mich ganz überwiegend, wenn nicht ausschliesslich an das Samland denkt. Gerade bei diesem Landesteil habe ich aber nachdrücklich auf den auffallenden Mangel an historischen Vorarbeiten hingewiesen und klar ausgesprochen, dass ich deswegen nicht zu einer mich befriedigenden Lösung hätte kommen können. Herr Mortensen hält mir nun allerdings vor, dass mir wichtige Literatur entgangen wäre, und in der Tat waren mir die von ihm genannten Schriften unbekannt geblieben. Ich muss dies bedauern, kann aber bei nachträglicher Prüfung doch nicht recht einsehen, wieso ich durch jene Arbeiten wesentlich hätte gefördert werden sollen. Selbst die Dissertation von Gerullis über die alt-preussischen Ortsnamen im Samland und sein inzwischen erschienenen grösseres Werk konnten mir doch nur wenig helfen. Denn das Jahr der ersten Erwähnung des Ortes sagt für sich allein nicht viel; es kommt gerade in diesen Gebieten auch sehr wesentlich auf den Zusammenhang an, in dem der Ort genannt wird. Indessen hätte ich diese Arbeiten gewiss mit einigem Vorteil benutzen können. Weit schwächer ist schon mein Bedauern, dass ich die Abhandlung von Plümicke nicht gekannt habe. Ich sage nichts gegen sie; aber sie liegt in ihrer Absicht meiner Fragestellung völlig fern und konnte mir so gut wie nichts bieten, weil ihr, wie so vielen geschichtlichen und wirtschaftsgeschichtlichen Arbeiten, die Richtung auf ein geographisches, flächenhaftes Sehen der Erscheinungen vollkommen fehlt. Was aber gar die Veröffentlichungen von Ziesemer, einschl. des inzwischen herausgekommenen „Grossen Aemterbuches“, für meine Untersuchungen bedeuten sollten, das ist mir schlechterdings

unerfindlich geblieben. Ihr Text steht zu meinem Thema in gar keiner Beziehung und das dürftige Kärtchen des Bezirks Marienburg, das einigen von ihnen beigegeben ist, zeigt den Waldbestand von 1410, also nicht vor der deutschen Kolonisation, sondern bei ihrem Abschluss und deshalb schon in einer Umgrenzung, die von der heutigen kaum abweicht.

Herr Mortensen macht mir dann noch den Vorwurf, ich hätte die bekannte Schröttersche Karte nicht hinreichend ausgenutzt. Sie weise gegenüber der Gegenwart schon mehr zusammenhängende Waldungen auf. Das kann nur einen Sinn haben, wenn ich für das 13. Jahrhundert offene Siedelungsflächen angebe, wo sich noch im ausgehenden 18. Jahrhundert zusammenhängende Waldungen befanden. Die Schröttersche Karte ist gewiss in vielen Sammlungen vorhanden. Ich bitte daher die Fachgenossen, sich einmal die kleine Mühe zu machen und meine Karte mit der Schrötterschen zu vergleichen, um sich selbst ein Urteil sowohl über meine Arbeit wie über Herrn Mortensens Ausstellungen zu bilden. Ich habe bei der Nachprüfung im Samland, an das Herr Mortensen ja doch immer nur allein denkt, nur drei Stellen gefunden, wo ich nach der Schrötterschen Darstellung den früheren Wald ein wenig ausgedehnter hätte zeichnen können. Sie liegen südlich von St.-Lorenz, östlich von Norgau und nordwestlich von Wargen. Die dadurch veranlassten Veränderungen würden insgesamt höchstens die Fläche eines Quadratcentimeters ausmachen. Im übrigen steht das von mir entworfene Bild mit den Ergebnissen der Schrötterschen Aufnahme vollkommen im Einklang, d. h. es umfasst in der für das 13. Jahrhundert gezeichneten Waldfläche allen Wald, den die Kartenblätter des 18. Jahrhunderts enthalten. Und das gilt nicht nur für das Samland, sondern auch für das übrige Gebiet.

Eine zweite Landschaft, deren Darstellung Herr Mortensen bemängelt, ist die Kurische Nehrung. Wie ich ausdrücklich hervorgehoben habe, sollten die Küsten überhaupt nicht in die Untersuchung mit hereingezogen werden. Denn sie verlangen wegen der Aenderungen der Landesumrisse eine ganz andere Art der Behandlung. So hätte bei der Kurischen Nehrung die frühere Lage der Tiefs mit berücksichtigt werden müssen, was sich schon allein durch die Wahl der Vogelschen Karte als Zeichnungsunterlage verbot. Meine Darstellung kann deswegen nur einen allgemeinen Eindruck geben. Da ich nun aber die Nehrung in der Hauptsache waldbedeckt gezeichnet habe, da andererseits Herr Mortensen Besiedlung in der Gegend von Kunzen-Rossitten zugibt und das nachsteinzeitliche Waldkleid immerhin doch nur als „ziemlich geschlossen“ bezeichnet, so sehe ich nicht recht ein, was für ein grosser Unterschied zwischen meiner Karte und seiner Auffassung bestehen soll. Es kann sich dabei doch nur um so geringe Abweichungen in der Breite des grünen und des weissen Streifens handeln, dass man ihre genaue Darstellung schon rein zeichnerisch und drucktechnisch

kaum in der Hand hat. Ist es ausserdem so sicher, dass die Nehrung nach der Steinzeit unbesiedelt war? Sind die dortigen, dem Neolithikum zugerechneten Funde wirklich mit Bestimmtheit alle zeitlich in diese Periode zu setzen? Ich kann das als Laie in der Vorgeschichte nicht beurteilen; nur scheint mir nach den Angaben bei Hollack, dass für die zeitliche Bestimmung manchmal recht wenig Anhalt gegeben ist.

Das Samland und die Kurische Nehrung sind eigentlich die einzigen Landschaften, bei denen Herrn Mortensens Kritik auf eigener Kenntnis der Verhältnisse beruht. Bei der litauischen Wildnis beruft er sich auf eine ungedruckte Arbeit von Heinrich, beim Kreise Ortelsburg auf Mitteilungen eines anderen Königsberger Doktoranden. Von der Litauischen Wildnis, zu deren Untersuchung ich ausdrücklich aufforderte, sagt Herr Mortensen selbst, dass es vielleicht niemals gelingen werde, die alten Wohnräume genau festzulegen. Was soll da der Tadel, dass ich die Siedlungsflächen zu klein gezeichnet habe! Das geschah doch nur, teils aus Vorsicht, teils um den Gegensatz der Wildnis zu den altpreussischen Kernlandschaften deutlich zu veranschaulichen. Für den Kreis Ortelsburg stand mir so gut wie kein Material zur Verfügung. Ich habe deswegen meine Zeichnung auch nicht näher begründet und sie sollte nur einen ungefähren Eindruck geben von der Art, wie ich mir das Waldland hier von Siedlungsflächen durchsetzt vorstelle.

Wenn in diesen schwer zu beurteilenden Teillandschaften, neuere Untersuchungen mit Verwertung des archivalischen Materials, dessen Nichtbenutzung mir Herr Mortensen in seltsamer Verkenntnis der Bedingungen und Aufgaben einer ersten Wegbereitung zum Vorwurf macht, nach mir und durch meinen Versuch angeregt zu abweichenden Anschauungen gelangt sind, so ist das wirklich nicht zu verwundern; gehört es doch zur Bestimmung einer wissenschaftlichen Arbeit, dass sie überholt werde. Auch möchte ich die Ergebnisse jener Forschungen, die ja bisher nicht veröffentlicht wurden, doch erst abwarten, ehe ich zugebe, dass meine Darstellung mit ihnen in unvereinbarem Widerspruch steht. Zu Herrn Mortensen habe ich nicht das Zutrauen, dass er richtig und unbefangen urteilt.

Die genannten Landschaften — Samland, Kurische Nehrung, Litauen, Kreis Ortelsburg — sind die einzigen, auf die Herr Mortensen ein wenig eingeht. In meinem Buch füllt ihre Besprechung nicht mehr als vier bis fünf Seiten. Von den Gebietsteilen, die ich genauer behandle, ist in der Kritik dagegen überhaupt nicht die Rede. Ebenso wenig von dem Annäherungsverfahren, mit dem ich mich, vom Gesicherten zum weniger Sicherem oder auch nur Vermuteten fortschreitend, von Gegend zu Gegend in verschiedener Weise an das Ziel heranzuarbeiten suche. Ueber all das geht Herr Mortensen mit dem Bemerkten hinweg, dass man auch in die Ergebnisse für das übrige Ostpreussen kein grosses Vertrauen setzen dürfe. Er hat

sich da sein Geschäft doch gar zu leicht gemacht. Wollte er auf den westpreussischen Teil nicht eingehen, obwohl dieser am Anfang meiner Untersuchungen steht, und einen verhältnismässig breiten Raum in ihnen einnimmt, so wäre es doch jedenfalls seine Pflicht gewesen, zunächst einmal meine Ausführungen über Ermland und Sassen nachzuprüfen. Vielleicht wäre es auch dann zu der gleichen negativen Bewertung gekommen; aber er hätte sich doch wenigstens nicht dem Vorwurf ausgesetzt, den ich jetzt gegen ihn erheben muss, dass er sein Verdammungsurteil leichtfertig, ohne hinreichende Prüfung ausgesprochen hat.

II. Den grösseren Raum nehmen in der Kritik des Herrn Mortensen Erörterungen über die methodischen Grundsätze der Rekonstruktion des alten Landschaftsbildes ein. Die Einschränkung des Blickes auf die wenigen genannten Landesteile, unter denen sich die Wildnis mit ihren ganz besonderen Verhältnissen befindet, wirkt auch hier engend und trübend auf das Urteil. Im übrigen läuft das Verfahren meines Kritikers in der Hauptsache darauf hinaus, dass er aus Gesichtspunkten, die bei dieser schwierigen Aufgabe einen gewissen Anhalt geben sollten, feste Regeln, sogar Gesetze macht und es dann leicht hat, sie durch Gegenbeispiele in ihrer Allgemeingültigkeit zu widerlegen. Ueber die allgemeinen Grundsätze habe ich mich aber in meiner Arbeit nur sehr wenig ausgelassen. Vielleicht ist darin für das Verständnis sogar zu wenig geschehen und geben die kurzen Erläuterungen, die ich der ersten Ausgabe der Karte im „Geographischen Anzeiger“ (Jg. 1920) beifügte, eine deutlichere Vorstellung von meiner Meinung. Es kam mir eben nicht so sehr auf die allgemeinen Regeln an, als auf die Besonderheiten der einzelnen Landschaften. Eine kritische Darlegung der Leitgedanken wollte ich mir für die Zeit versparen, wo ich nach Durchmusterung ganz Deutschlands bestimmter über den Grad ihrer Gültigkeit zu urteilen vermöchte. Was ich in der Beziehung vorbrachte, kann nur den Charakter von propädeutischen Sätzen haben, wie man dem Schüler sagt, dass die Erde eine Kugel sei, um später darzutun, dass es doch nicht ganz so gelte. So wenig wie meine Untersuchung in ihrem sachlichen Ergebnis zu bestimmten Gesetzen führte — was meines Erachtens für Norddeutschland auch gar nicht möglich ist —, ebensowenig sind die leitenden Gesichtspunkte des Verfahrens als feste Regeln gedacht, die keine Ausnahmen zuließen.

Ich will einige Punkte klarstellen, ohne mich an die Reihenfolge der Kritik des Herrn Mortensen zu halten.

1. Herr Mortensen tadelt, dass meine Karte nicht auf einen bestimmten Zeitpunkt bezogen sei, sondern die Zustände von der Steinzeit bis zum Beginn der Ordensbesiedelung in eins zusammenfasse und so die zeitlichen Tatsachen „plattdrücke“. Da ich vielleicht durch nicht hinreichend scharfe Bezeichnung meiner Absicht

zu Missverständnissen Anlass gegeben habe, will ich auf die Frage etwas näher eingehen.

Der grundsätzlichen Forderung, solche Karten auf einen bestimmten Zeitpunkt einzustellen, fehlt es gewiss nicht an Berechtigung. Aber die Sache hat doch auch ihre Kehrseite. Je enger der Zeitabschnitt, den man darstellen will, desto geringer an Zahl werden die Zeugnisse sein, die zur Verfügung stehen. Da kann es leicht so kommen, dass man die Verbindungen zwischen den wenigen sicheren Anhaltspunkten höchst eigenmächtig ziehen oder aber auf eine Karte überhaupt verzichten muss. Das Streben nach grösserer Exaktheit würde dann zu grösserer Willkür oder ins Leere führen. Dazu kommt, dass eine solche Karte, je schärfer sie auf einen bestimmten Zeitpunkt eingestellt ist, desto mehr an typischer Bedeutung einbüsst. So werden hier immer zwei Gesichtspunkte einander gegenüber stehen, die man suchen muss zu vereinigen. Die Notwendigkeit zeitlicher Zusammenfassung in der Geographie ist nicht nur von mir oft betont worden, sondern auch andere haben wiederholt gewünscht, die historische Geographie möge, statt sich auf eine Folge von blossen Querschnitten zu beschränken, danach streben, die Zustände ganzer Perioden — auch im Kartenbilde — einheitlich zusammenzufassen. Selbst wenn meine Karte für keinen Zeitpunkt Geltung hätte, könnte ich das deshalb noch nicht ohne weiteres für einen Mangel halten.

In Wirklichkeit ist dies aber durchaus nicht in dem Masse der Fall, wie Herr Mortensen meint. Die Zeit, die meine Zeichnung darstellen soll, ist in der Tat das 13. Jahrhundert, wie Gradmann in seiner Besprechung in der „Geographischen Zeitschrift“ richtig angibt. Ich hatte das, wenigstens im „Geographischen Anzeiger“, auch ganz deutlich ausgesprochen. Es ist die Zeit unmittelbar vor Einsetzen der Tätigkeit des Ordens; schon dies allerdings kein Zeitpunkt, weil die Ordensherrschaft und Ordenskolonisation nur nach und nach die einzelnen Teile des Landes ergreift. Der Kürze halber nenne ich diese vorritterliche Landschaft gelegentlich auch die (historische) Urlandschaft. Da der Begriff Urlandschaft immer nur relativ sein kann und es keine Zeit gibt, für die er vorzugsweise gälte, hielt ich mich zu jenem Gebrauch des Wortes für berechtigt, und ich glaube eigentlich auch nicht, dass es in dem Zusammenhang missverstanden werden kann. Der Einwurf, man dürfe aus alt-preussischer Besiedelung, selbst wenn sie vorritterlich ist, nicht auf von altersher offene Flächen schliessen, trifft deshalb meine Absicht nicht. Wenn die Besiedelung vorritterlich ist, so zeigt sie unmittelbar die „Urlandschaft“ im Sinne dieser besonderen Untersuchung an. Darin unterscheidet sich meine Absicht von der Gradmanns. Diesem ist es mehr um den Ursprung der waldfreien Gebiete zu tun, den er in einer neolithischen Trockenperiode sucht; ich will die Besiedelungsflächen vor Beginn der grossen Rodungen ermitteln, „gleichviel wie solche offenen Flächen entstanden sein

mögen“ (S. 22), weil hierbei das in den Ortsnamen und den Geschichtsquellen vorliegende Material besser ausgenutzt werden kann und weil die Konstanz der Besiedelungsflächen durch so lange Zeiträume immer problematisch bleibt. Allerdings nehme ich an, dass auch für Ostpreussen damit nicht nur ein Augenblicksbild geboten, sondern ein Zustand bezeichnet wird, der schon lange vorher bestand. Wie lange, das kann man aber nicht von vornherein sagen; das lässt denn auch der Titel meiner Arbeit mit den Worten „vor der Ordenszeit“ absichtlich im Dunkeln.

2. a) Will man die Urlandschaft weiter zurückverfolgen, so besteht für Ostpreussen eine erste Schwierigkeit darin, dass zwischen der Zeit, bis zu der die geschichtlichen Nachrichten hinaufreichen, und der Zeit, aus der vorgeschichtliche Funde bekannt sind, eine Lücke von ein paar Jahrhunderten klafft, über die man nichts Bestimmtes weiss. Aber niemand wird daraus schliessen, dass der Zusammenhang der Besiedelung wirklich unterbrochen gewesen wäre — die grosse Wildnis mit ihren besonderen Verhältnissen immer aus dem Spiel gelassen. Auch die ostpreussischen Prähistoriker sind überzeugt, dass dort, wo kurz vor der Ritterzeit Stammpreussen sass, sie in sehr vielen Fällen schon seit Jahrhunderten gesessen hatten, wobei ich nicht die einzelnen Wohnstellen, sondern die Siedelungsräume im Auge habe. Wenn nun die jüngeren Vorgeschichtsfunde aus der Eisenzeit sich in ihrer Verbreitung durchgehends an die Flächen halten, die durch altpreussische Ortsnamen oder geschichtliche Nachrichten als Wohnflächen der vorritterlichen Zeit wahrscheinlich zu machen sind, so ist man bis zum Beweise des Gegenteils wohl berechtigt, eine gewisse Kontinuität der Siedelungsflächen anzunehmen, ohne damit zugleich eine Beständigkeit ihrer genaueren Umgrenzung zu behaupten. Die Beharrlichkeit der einzelnen Siedlungsstellen spielt dagegen bei meiner Untersuchung nur ganz ausnahmsweise eine Rolle. Ich neige überhaupt nicht zu Dogmen; am wenigsten möchte ich aus der Erfahrung, dass sich die Besiedlung manchmal Jahrtausende hindurch an demselben Platze gehalten hat, ein „Gesetz“ von der Kontinuität der Siedelung machen. Ich habe auch dergleichen nie behauptet; was ich nach der Richtung sage, widerstreitet vielmehr in keiner Weise den Aeusserungen des Herrn Ebert, die Herr Mortensen in einer Anmerkung (siehe S. 97 seiner Kritik) anführt.

b) Eine zweite Frage, die sich bei Benutzung des vorgeschichtlichen Materials aufdrängt, ist die, wieweit man damit in der Zeit zurückgehen soll. Herr Mortensen meint, man dürfe nicht die Fundstellen aus allen Zeitabschnitten einfach zusammennehmen und für die Konstruktion der alten Besiedelungsflächen benutzen; man müsse namentlich auch damit rechnen, dass Klimaänderungen die Ausdehnung des Waldes im Laufe der Zeit wesentlich verschoben hätten. Dies ist vollkommen richtig, und gewiss wird es die weitere Forschung versuchen müssen, die Verhältnisse für die verschiedenen

Abschnitte der Vorzeit gesondert zu ermitteln. Aber abgesehen davon, dass dies eben neue Aufgaben, und zwar solche für die Prähistorie sind, bleibt doch zu prüfen, welches Gewicht jenem Einwand im vorliegenden Falle zukommt. Nun lehrt ein Blick auf die Hollacksche Karte, dass in Ostpreussen die Funde aus der Eisenzeit nach der bisherigen Kenntnis bei weitem überwiegen. Alles andere tritt dahinter völlig zurück, so dass praktisch nur jene in Betracht kommen. Es liegt aber wohl kaum ein Grund vor, seit dem Beginn der Eisenzeit irgend eine bedeutende Klimaänderung anzunehmen. Wenn eine solche doch stattgefunden haben sollte, wie dies neuerdings von W. Frenzel behauptet wird, so doch nur in dem Sinne, dass Mitteleuropa in der Zeit von 700 v. Chr. bis 1000 n. Chr. ein klimatisches Waldoptimum auch gegenüber der späteren Zeit aufwies. Ein Argument gegen meine Karte würde aber aus abweichenden Klimabedingungen der Vorzeit nur dann zu gewinnen sein, wenn der Fall umgekehrt läge, wenn die eisenzeitlichen Funde eine weitere Ausdehnung der Besiedelungsfläche anzeigten, als sie sich aus den frühgeschichtlichen Anhaltspunkten ergibt, und wenn ich mich bei meiner Zeichnung von der weiteren Verbreitung der vorgeschichtlichen Siedlungsspuren hätte bestimmen lassen. Halten sich aber die Spuren der Vorzeit innerhalb der nach Ortsnamen und schriftlicher Ueberlieferung gezogenen Grenzen, so könnte man höchstens schliessen, dass meine Karte eine gegen die Eisenzeit vergrösserte Siedelungsfläche anzeige. Es ist vielleicht möglich, dass es sich so herausstellt; aber einstweilen entbehrt die Ansicht von dem Waldoptimum in der genannten Zeit doch noch des Beweises, und das Verhältnis zwischen vorgeschichtlichen und geschichtlichen Siedlungsspuren scheint mir auch nicht für ein starkes Anwachsen der Wohnfläche von der Eisenzeit zur frühgeschichtlichen Periode hin zu sprechen. Doch sollte auch meine Ansicht sich als unrichtig erweisen, meine Karte würde von solch einer Erweiterung des Siedlungsraumes nicht berührt werden, da sie ja den Zustand unmittelbar vor der Ordenszeit darstellen will. Herr Mortensen sagt selbst, er habe anfangs geglaubt, ich wolle die Verhältnisse des 13. Jahrhunderts veranschaulichen. Warum ist er nicht dabei geblieben? Und wenn ihm Zweifel deswegen kamen, warum hat er sich nicht gefragt, wie die Karte unter der Voraussetzung zu beurteilen ist, dass sie für das 13. Jahrhundert gelten soll? Warum legt er seiner Besprechung gerade die für mich ungünstigste Annahme zugrunde, dass ich für die gesamte vor- und frühgeschichtliche Vergangenheit die Flächen in der auf der Karte angezeigten Gestalt als unverändert konstant hinstellen wollte?

Als Beispiel für die Kontinuität der Besiedelungsflächen hält mir Herr Mortensen ausser Teilen der Wildnis nur die Kurische Nehrung entgegen. Ueber sie habe ich mich bereits geäußert; sie kann schon räumlich gar nicht ins Gewicht fallen. Ernstlichere Bedenken erheben sich bei Westpreussen, worauf aber mein Kritiker

nicht eingeht. Hier sind die älteren Perioden der Vorgeschichte viel reicher vertreten als in Ostpreussen. Die Frage, wieweit man auch deren Spuren zur Bestimmung der späteren Besiedelungsflächen heranziehen darf, wird also dringlicher. Sie bedarf im Grunde einer genaueren Untersuchung, die, wenn sie überhaupt schon möglich ist, von mir jedenfalls nicht geleistet werden konnte. Wer aber meine Darstellung mit der Lissauerschen Fundkarte vergleicht, wird sehen, dass ich die Anzeichen vorgeschichtlicher Bewohner nicht unterschiedslos verwertet habe. Je jünger desto wertvoller waren sie mir. Vor allem kommen die besonders zahlreichen Funde der Hallstattzeit in Betracht. Dagegen bin ich über die neolithischen Fundstellen mit meiner Waldzeichnung vielfach hinweggegangen, wenn mir andere Gesichtspunkte dies nahelegten, und zwar nicht nur über Einzelfunde, sondern auch über manche Grabplätze. Denn hier spielt eben die Frage der Klimaänderung mit hinein. Ins Neolithikum wird jene trockenere, waldfeindliche Periode verlegt, die dem offeneren Lande eine weitere Ausdehnung gab als ihm später eigen blieb.

So ist es doch nicht richtig, dass mich „jede Feststellung einer prähistorischen Siedelung in irgend einer Zeit veranlasst“ hätte, „die betreffende Fläche weiss zu lassen“. Ueberhaupt haben mich dazu nicht die prähistorischen Funde veranlasst, sondern die frühgeschichtlichen Anzeichen, wie sie in den Ortsnamen und Nachrichten meiner Meinung nach gegeben sind. Die Spuren der Vorzeit dienten zur Bestätigung, sie dienten zur Abrundung des Bildes und zur zeitlichen Vertiefung der Auffassung. Es dürfte aber in dem Hauptgebiet wohl kaum vorgekommen sein, dass ich lediglich auf Grund der vorgeschichtlichen Funde, ohne oder gegen die geschichtlichen Andeutungen, eine Siedelungsfläche ausgespart hätte. Nur bei der Wildnis, wo alle anderen Quellen versagten, konnte mich schliesslich die vorher so häufig beobachtete Uebereinstimmung der vorgeschichtlichen und der geschichtlichen Anzeichen dahin führen, die Siedelungsflächen versuchsweise allein nach den Spuren der Eisenzeit zu zeichnen.

3: Unter die geschichtlichen Anzeichen einer vorritterlichen Besiedelung rechne ich nun allerdings mit in erster Linie die altpreussischen Ortsnamen, was wieder Herr Mortensen nicht gelten lässt. Vielfach seien, so meint er, bei der vom Orden veranlassten Kolonisation auch Stammpreussen zum Anbau auf Waldboden mit Erfolg herangezogen worden, so dass altpreussische Ortsnamen nicht auf vorritterliche Besiedelung zu deuten brauchten. Hier ist nun abermals ein Punkt, bei dem es sich Herr Mortensen reichlich leicht macht. Meine Ausführungen über das Ermland hatten, vielfach im Anschluss an Röhrich, ergeben, dass in solchen Fällen eigentlich immer Hinweise auf eine schon früher dort wohnende Stammpreussen-Bevölkerung wahrzunehmen sind. Und in Sassen zeigte die Untersuchung sogar zu meiner eigenen Ueberraschung, dass zwischen

den altpreussischen Ortsnamen und den eisenzeitlichen Fundstellen in ihrer Verteilung über das Land eine deutliche Aehnlichkeit besteht, obwohl hier alles Geschichtliche für eine Unterbrechung der Besiedelung spricht, und die Stammpreussen nur als spätere Kolonisten erscheinen gleich den Deutschen und Polen. Man kann diese Ergebnisse kritisieren und sie vielleicht als Irrtümer erweisen; aber es geht doch nicht an, sie ohne Prüfung einfach beiseite zu schieben oder auch nur ohne weiteres zu sagen, dass sie für andere Teile Ostpreussens nicht gälten. Ist es in diesen Landesteilen so wie ich glaube, so wird man gut tun, auch in anderen Gebietsteilen die Urkunden daraufhin zu prüfen, ob sie nicht, wo Stammpreussen zur Rodung angesetzt wurden, gleichfalls Andeutungen enthalten, dass solche in spärlicher Zahl schon vorher dort sassen und dass die Rodung deshalb keinen grossen Umfang haben konnte. Uebrigens fällt es auf, dass sich Herr Mortensen für den Erfolg der Altpreussen bei der Urbarmachung des Waldes erst auf Gerullis berufen muss. Da er selbst das ganze Urkundenmaterial für das Samland genau durchgearbeitet hat, müsste er doch ein eigenes Urteil in der Frage haben. Denn die Aufmerksamkeit des Siedelungshistorikers wird doch voraussichtlich viel schärfer auf die in Betracht kommenden Andeutungen gerichtet sein als die des Sprachforschers, der die Urkunden zu ganz anderen Zwecken durchsieht.

4. Ich bin nun schon an die Fragen der Rodung und der Wiederausbreitung des Waldes herangetreten, auf die mein Kritiker besonderes Gewicht legt. Nach dem Voraufgegangenen kann ich mich hier kurz fassen. Meiner Ansicht, dass das Landschaftsbild in altpreussischer Zeit nur wenig durch Rodung geändert worden sei, hält Herr Mortensen entgegen: wenn auch planmässige Rodungen fehlten, so konnte doch ein ackerbautreibendes Volk im Laufe der Jahrhunderte schon mit einfachen Mitteln den Wald zurückdrängen. Er teilt dann Beobachtungen mit, wonach sich die Leute in Westrussland vielfach mit dem Fällen der Bäume begnügen und die Stümpfe auf der neugewonnenen Feldfläche ruhig stehen lassen. Nun habe ich nicht davon gesprochen, dass in der preussischen Urzeit planmässige Rodungen gefehlt hätten und deswegen überhaupt keine Rodungen anzunehmen seien, sondern immer nur davon, dass an Rodungen grösseren Umfanges nicht zu denken sei. Dies gibt an sich die Möglichkeit von Rodungen zu, legt aber das Schwergewicht auf das Mass ihrer räumlichen Ausdehnung. Und dies ist bei einer Untersuchung, die es ausschliesslich mit Flächen zu tun hat, offenbar das Entscheidende. Grundsätzlich will ich Herrn Mortensen gern zustimmen, aber ich bezweifle, dass die vorritterlichen Rodungen einen grossen Dauererwerb an Siedlungsraum gebracht haben. Doch, wie ich schon sagte: selbst wenn ich mich darin täuschen sollte, selbst wenn sich die Siedlungsfläche in altpreussischer Zeit wirklich stark und dauernd erweitert hätte, so würde dies doch meine Karte nicht

berühren, da sie das Endergebnis dieser älteren Entwicklung zu veranschaulichen sucht.

Das andere, dass sich früheres Siedlungsland später wieder mit Wald bedeckte, ist natürlich grundsätzlich ebenfalls möglich. Nur fragt sich wieder, in welchem Umfange es geschah. Wenn man absieht von der wahrscheinlichen Waldausbreitung nach der neolithischen (oder bronzezeitlichen) Trockenperiode, die ausserhalb meines Themas liegt, wenn man ferner absieht von der Schaffung der grossen Wildnis durch den Orden, die ich als Ausnahme gekennzeichnet habe, so dürfte es schwer fallen, Belege dafür beizubringen, dass sich altpreussisches Siedlungsland in grösserer Ausdehnung später wieder mit Wald bedeckte. Beim Ermland fand ich (bzw. Röhrich) ein paarmal, dass sich schon besiedelter Boden später wieder bestockte. Aber es handelte sich dabei um solchen, der erst in der Ordenszeit gerodet worden war, und das hat mich zu jener Bemerkung veranlasst, dass dieser Wechsel sich „ganz überwiegend auf der Rodefläche“ vollzogen haben dürfte. Ausserdem handelt es sich nur um Bezirke von geringem Umfange. In kleinerem Masse wird so etwas gewiss auch in älterer Zeit oder gegenüber dem vorritterlichen Siedlungsraum vorgekommen sein. Wie ich in meiner Arbeit besonders hervorgehoben habe, kann man in Ostpreussen überhaupt nicht mit so klaren Unterschieden zwischen bewaldeten und besiedelten Teilen rechnen wie in Süd- und Mitteldeutschland. Die Grenzen sind unscharf, sie werden durch kleine Rodungen und kleine Vorstösse des Waldes immer gewechselt haben, aber doch nur im Sinne von Schwankungen und nicht etwa so, dass die Siedlungsräume im ganzen sich regellos verlagerten. Das geht meiner Meinung nach aus dem Vergleich zwischen den frühgeschichtlichen und den vorgeschichtlichen Anzeichen für die Verteilung von Wald und Besiedelung deutlich genug hervor. Ich kann daher nicht zugeben, dass infolge der Argumentation meines Kritikers die wichtigste Grundlage meiner Arbeit einstürze (Mortensen S. 97). Herrn Mortensens Gegenbeispiele sind nicht beweisend und die grundsätzlichen Bedenken — an sich berechtigt — reichen zur Widerlegung nicht hin, weil ihnen das quantitative Moment fehlt. Die Kraft allgemeiner Beweisführung ist in solchen Fällen nicht immer sehr gross. Vielmehr sehe ich umgekehrt in dem Versuch, solche Dinge kartographisch festzulegen und überhaupt in der geographischen Methode ein wichtiges Mittel, um allgemeine Ueberlegungen oder gelegentliche Erfahrungen, auf die Nichtgeographen vielfach allein ihre Schlüsse bauen, auf ihre Tragweite hin zu prüfen.

5. Ein Letztes betrifft die Beziehungen der alten Besiedelung zu Bodenart und Bodenform. Ich hatte gesagt: der Sandboden sei als ehemaliger Waldboden zu betrachten, die alten Siedlungsflächen seien auf dem Geschiebelehm zu suchen und hier wieder auf den ebeneren Flächen, während stärker bewegtes Gelände ein Waldkleid getragen habe. Herr Mortensen hat hiergegen

im Grunde sachlich nichts einzuwenden. Vielmehr bezeichnet er das „Endresultat“ meiner Arbeit, „dass die alten Siedelungsflächen Geschiebelehm bevorzugen“ als „wahrscheinlich richtig“ — was indessen zu dem Endresultat seiner Kritik, wonach meine Karte zu nichts zu gebrauchen sein soll, nicht recht stimmt. Er ist denn auch keineswegs damit zufrieden, sondern macht mir sogleich wieder einen Vorwurf daraus, dass ich diesen Zusammenhang zwischen Boden und Besiedelung nicht nachwies, sondern als Voraussetzung vorweg nähme. Ja, glaubt denn Herr Mortensen, dass jener Gedanke einfach meiner Phantasie entsprungen wäre? Hat er denn nicht bemerkt, wo und wie ich, zuerst beim Kulmerland, dann an anderen Stellen, auf jene Beziehung aufmerksam geworden bin? Wenn ich die Regel, die sich mir mehrfach ungesucht aufgedrängt hatte, dann gelegentlich auch einmal als einziges Hilfsmittel benutze und im Kleinen die Siedelungsfläche nur nach der geographischen Wahrscheinlichkeit bestimme, so kann das nur tadeln, wer sich nicht bewusst ist, wie oft alle Wissenschaften — nicht zum wenigsten die, die sich exakte nennen, — mit Annahmen arbeiten müssen, die noch der Verifikation bedürfen. Dabei ist es mir auch in diesem Falle gar nicht in den Sinn gekommen, die Beobachtung eines häufigen Zusammenhanges der alten Besiedelung mit den ebeneren Geschiebelehmflächen zu einem festen Lehrsatz zu erheben, und von dem Nachweis eines solchen „Gesetzes“ für das Ermland, wovon Herr Mortensen spricht, kann schon gar nicht die Rede sein, weil für das Ermland die geologischen Spezialkarten grösstenteils noch fehlen. Ich habe denn auch selber auf einen Fall hingewiesen, bei dem die Regel nicht gilt, wo — südlich des Pregels — die Grundmoränebene durch geschlossene Waldbedeckung ausgezeichnet ist. (S. 73 unten.) Vielleicht wird man hieraus nun wieder den Vorwurf der Inkonsequenz gegen mich ableiten; allein ich habe keine Neigung, mir bei einer empirischen Aufgabe durch Regeln und Grundsätze die vorurteilslose Beurteilung des Einzelfalles stören zu lassen. Auch bei dieser Frage kommt Herr Mortensen wieder auf das Samland zurück. Er will da genau das Gegenteil von meiner Regel nachgewiesen haben: starke Bewaldung in der ebeneren Osthälfte, mehr Siedelungsland im hügeligen Westteil. Meine Darstellung erhebt bei dem Samland, um es noch einmal zu sagen, gewiss nicht den Anspruch, das Richtige getroffen zu haben. Aber mir scheint doch, dass sie in Karte und Text mit dem, was Herr Mortensen angibt, weitgehend übereinstimmt. Auch ich lasse im Osten den Wald vorherrschen und zeichne im Westen grössere Siedelungsflächen. Oder meint Herr Mortensen vielleicht, dass die Besiedelung im westlichen Samland gerade das bewegte Gelände der Endmoräne besonders bevorzugt hätte? Das wäre allerdings ein wesentlicher Unterschied in den Auffassungen, der mich seine Beweise mit Spannung erwarten liesse. —

So bleibt von den Angriffen des Herrn Mortensen nicht viel übrig. Er kämpft immer nur gegen schwache Aussenposten oder Scheinstellungen, meidet aber die Hauptstücke meiner Untersuchung. Er sieht alles schief und rückt alles in schiefe Beleuchtung. Ein Hauptmotiv für seine Ablehnung ist offenbar, dass er solche Arbeiten nur unternommen wissen will, wenn überall sichere Grundlagen für sie gegeben sind. Hier muss ich mich allerdings zu einer wesentlich anderen Auffassung bekennen. Mir scheint ein ernsthafter Versuch, der sich nicht scheut, über das streng Nachweisbare hinaus Zusammenhang und Ueberblick zu geben, oft das beste Mittel zu sein, die Forschung weiter zu bringen. Gerade bei der Frage des früheren Landschaftsbildes, die zu bearbeiten bisher noch so wenige Forscher geneigt und befähigt sind, werden wir nie zu grösseren Uebersichten gelangen, wenn wir erst abwarten, bis sich alles vollgültig beweisen lässt, so wie es keine Gesamtdarstellung eines Landes, keine Geschichte irgend eines grösseren Zeitabschnittes geben würde, wenn man nicht auch der gestaltenden Einbildungskraft ihr Recht lassen wollte. Was aber die Richtigkeit anlangt, so mag Herr Mortensen, der ja doch Geograph ist, einmal daran denken, wie es in dieser Beziehung mit den ersten und vielen späteren Versuchen bei geologischen oder klimatischen Karten bestellt ist und schliesslich auch bei rein geographisch-topographischen Darstellungen. Bei allen Mängeln, die meinem Bilde der altpreussischen Landschaft sicherlich anhaften werden, wage ich doch zu behaupten, dass es nicht fehlerhafter ist als die Geländezeichnung auf irgendeiner Karte z. B. eines grösseren Teiles von Asien, wie sie unsere besten Atlanten als geschätzte Unterlage für das Studium bieten.

Otto Schlüter-Halle a. d. S.

Gegenerwiderung.

Zu vorstehender Entgegnung des Herrn Professor Dr. Schlüter kann ich nur in den Hauptpunkten Stellung nehmen, da der mir zur Verfügung stehende Raum naturgemäss beschränkt ist.

Ich bedauere es, dass Herr Schlüter aus meiner Besprechung seiner Arbeit den Eindruck gewonnen hat, ich hätte leichtfertig und voreingenommen geurteilt. Es ist wohl ausgeschlossen, dass ich es wagen würde, einen Gelehrten vom Rufe Schlüters leichtfertig anzugreifen. Weiss ich doch, dass Herr Professor Schlüter ein „leichtfertiges Verdammungsurteil“ ohne Schwierigkeit ad absurdum führen würde. Wenn ich in meinem Referat zu einer Ablehnung des Schlüterschen Werkes komme, so lege ich das Scheitern des Versuchs weniger Herrn Schlüter als den schwierigen und besonderen Verhältnissen des von ihm behandelten Gebietes zur Last. Dass Herr Schlüter die Verhältnisse als besonders günstig hinstellt, sie also offensichtlich verkannt hat, liegt wohl an der räumlichen Entfernung des Herrn Bearbeiters von seinem Arbeitsgebiet.

Für mich stand bei der Kritik die Sache im Vordergrund, und die verdient es, gründlich und unvoreingenommen behandelt zu werden. Stehen hier doch Fragen zur Diskussion, die weit über Ostpreussen hinaus das Interesse eines jeden, der sich mit vor- oder frühgeschichtlicher Siedelungskunde beschäftigt, in Anspruch nehmen dürfen. An dieser meiner Auffassung von der Tragweite der Probleme ändert Herrn Schlüters Einwand nichts, ich hätte bei meinen Ausführungen ja eigentlich immer nur das Samland im Auge, hätte also für die Beurteilung seines Werkes keinen genügend weiten Blick. Aus meinem Referat ist leicht zu ersehen, dass die Mehrzahl der von mir angeführten Tatsachen nicht das Samland betreffen; wo ich an das Samland denke, habe ich es ausdrücklich erwähnt.

Allerdings bin ich durch meine Untersuchungen im Samlande überhaupt erst dazu gekommen, mich eingehend und an der Quelle mit den Problemen der ostpreussischen Siedelungskunde zu beschäftigen. Tiefgehende Zweifel an der Zuverlässigkeit der Schlüterschen Karte stiegen mir jedoch erst auf, als ich die Ergebnisse neuester Spezialarbeiten auch über andere ostpreussische Gebiete kennen lernte. Die mir nunmehr bekannten Landschaften stellen alle überhaupt möglichen Typen dar: altpreussische Kernlandschaft, Wildnis, Küste. In diesen Gebieten war eine Nachprüfung der Schlüterschen Darstellung möglich. Ich nahm nicht an, dass Herr Schlüter die peripherischen Landschaften anders behandelt wissen will als das übrige Gebiet und damit insgesamt drei Fünftel seiner Karte aus der Diskussion ausschaltet. Dass die wenigen Gebiete Altpreussens, für die Spezialuntersuchungen bereits früher vor-

lagen, von Herrn Schlüter richtig bearbeitet werden würden, war so selbstverständlich, dass eine Nachprüfung unnötig gewesen wäre. Auch die Nachprüfung der meisten übrigen preussischen Gebiete einschliesslich Westpreussens war nicht angängig, da mir hier ebensowenig Quellen zur Verfügung stehen konnten wie Herrn Schlüter. Dies gilt auch für Sassen, das zudem in der grossen Wildnis liegt, die Herr Schlüter ja nicht besprochen wissen will. Auch hätte sich Herr Schlüter für Sassen wahrscheinlich auf die in seinem Werk gekennzeichnete Unsicherheit der Darstellung berufen. Bei Ausschaltung aller im Texte als unsicher hingestellten Gebiete bliebe allerdings nur wenig von der Karte übrig, was der Kritik zugänglich wäre.

Von einer guten Hypothese verlangt man, dass sie auch solchen Tatsachen, die bei der Aufstellung nicht bekannt waren, genügt. Bezüglich der Schlüterschen Karte war es umgekehrt. Der Widerspruch zwischen den Ergebnissen der Spezialuntersuchungen einerseits und der Schlüterschen Darstellung andererseits war so auffallend, dass er nicht mehr durch ein Versehen oder durch Verschiedenheit der Auffassung erklärt werden konnte. Die Notwendigkeit der Nachprüfung der Hypothese war damit gegeben. Mit Hypothese bezeichne ich hierbei die Gesamtheit der Schlüsse, mit Hilfe derer Herr Schlüter „vom Gesicherten zum weniger Sicherem oder auch nur Vermuteten“ fortschreitet, gleichgültig, ob man von Gesetzen, Regeln oder Gesichtspunkten spricht. Trotz allem, was Herr Schlüter sagt, bin ich der Ansicht, dass Gesichtspunkte in dem Augenblick zu Regeln werden, wo man, auf sie und nur auf sie gestützt, Tatsachen daraus ableiten will. Die von Herrn Schlüter benutzten Regeln sind fast sämtlich in den allgemeinen Kapiteln seines Werkes angegeben, brauchten also nicht „gemacht“ zu werden. Dass in Mitteldeutschland anwendbare Regeln in Ostpreussen so unzuverlässig waren, wie ich in meinem Referat nachgewiesen zu haben glaube, war mir selbst überraschend und dürfte für nur germanische Verhältnisse gewohnte Siedlungsgeographen vielleicht etwas Neues sein.

Im einzelnen möchte ich noch bemerken:

1. Der Wert der Arbeit von Gerullis wird von Herrn Schlüter letzten Endes zugegeben. Immerhin scheint es mir befremdlich, dass einer Arbeit, die sich wie die Schlütersche sehr erheblich auf altpreussische Ortsnamen stützt, die modernste, einzig zuverlässige und als einzige auf Urkundenstudium gegründete Arbeit über altpreussische Ortsnamen „nur wenig helfen“ sollte. — Dass das Plümickische Werk Herrn Schlüter so gut wie nichts bietet, bedauere ich. Mir hat dieses Buch nicht nur sehr wertvolle und für das Verständnis altpreussischer Verhältnisse unentbehrliche Aufschlüsse gegeben, wie keins der älteren Werke es tut, sondern es enthält u. a. auch ein verhältnismässig vollständiges Verzeichnis der deutschen Kolonisationsdörfer im Samland und einem Teile von

Nadrauen und Natangen. — Zeichnet man den in der auf gründlichem Quellenstudium beruhenden, von Herrn Schlüter auffallenderweise als dürrtig bezeichneten Ziesemerschens Karte angegebenen Wald zwischen Dt. Damerau und hart südwestlich Königsdorf in die Schlütersche Karte ein, so verschwindet die Verbindung zwischen dem Siedelungsraum bei Stuhm und dem Uferstreifen auf dem rechten Nogatufer. Marienburg liegt damit nicht mehr an einer grossen durchlaufenden Siedelungsader, sondern erscheint plötzlich ziemlich von allen Seiten von Wald oder Sumpf umgeben. — Die Schröppersche Karte hat Herr Schlüter, wie man aus seiner Entgegnung bei näherem Zusehen erkennt, nicht genügend benutzt. Das Samland ist auf der Schlüterschen Karte ungefähr 40 Quadratcentimeter gross, so dass der Wald ungefähr 20 Quadratcentimeter Umfang haben dürfte. Auf die Möglichkeit, den Wald 1 Quadratcentimeter grösser zu zeichnen und dadurch einen Fehler von 5 Prozent zu vermeiden, hätte bei dem Mangel an zuverlässigen Grundlagen m. E. nicht verzichtet werden sollen. — Die Goldbecksche Topographie von Ost- und Westpreussen, deren sorgfältiges Ortsverzeichnis aus der Verfassung gewisser Ortschaften Rückschlüsse auf den früheren Zustand gestattet (Chatouldörfer!), hätte, wie ich nachtragen möchte, ebenfalls mit Erfolg benutzt werden können. — Die „sehr wertvolle“ (Wald, Sumpf usw. S. 2) Hollacksche Fundkarte ist seit langem durch die fortschreitende Bodenforschung überholt. Auch das in den Sitzungsberichten der Prussia Veröffentlichte reicht nicht aus, die Karte, die für siedelungskundliche Zwecke nur mit alleräusserster Vorsicht und bei Kenntnis des übrigen Fundmaterials zu benutzen ist, auf den Stand der heutigen Forschung zu bringen. — Eine Erklärung des von mir erwähnten, in den Aeusserungen über die vorhandenen historischen Unterlagen bemerkbaren Widerspruchs hat Herr Schlüter nicht gegeben.

2. Die Ausführungen des Herrn Schlüter betreffs der Zeitfestlegung von Karten haben mich nicht vermocht, die Zusammenziehung eines Zeitraumes vom ersten Auftreten des Menschen bis zum 13. Jahrhundert, also schätzungsweise über 6000 Jahre, während derer das ostpreussische Gebiet die wechselvollsten Schicksale durchmachte, für statthaft zu halten. — Der schwere Vorwurf, dass ich die für Herrn Schlüter ungünstigste Zeitannahme gemacht und die Möglichkeit des 13. Jahrhunderts nicht in Erwägung gezogen hätte, ist, wie ich Herrn Schlüter mir zu glauben bitte, unberechtigt. Mein gesamtter Vortrag, so wie ich ihn auf der Generalversammlung der Altertumsgesellschaft Prussia gehalten habe, war aufgebaut auf der Annahme, dass die Karte für das 13. Jahrhundert gelte. Den mir allmählich aufsteigenden Zweifeln an der Richtigkeit meiner Annahme gab ich nach, weil ich mich gerade nicht dem Vorwurf, die für Herrn Schlüter ungünstigste Annahme gemacht zu haben, aussetzen wollte. Die von mir ursprünglich

als unmittelbare Widerlegung der Schlüterschen Karte angeführten Tatsachen wurden in dem gedruckten Referat fast nur gelegentlich der Widerlegung der Schlüterschen Hypothesen angeführt, verloren also an unmittelbarer Beweiskraft. Wer nämlich trotz meiner Ausführungen die Schlüterschen Hypothesen für genügend gesichert halten würde, musste auf diese Weise meine tatsächlichen Einwendungen für verfehlt halten, wie es Herr Schlüter ja denn auch getan hat. Diese Gefahr hätte ich von vornherein vermieden, wenn ich bei meiner ursprünglichen Datierung geblieben wäre.

3. Das im Absatz Wälder auf S. 18 des Schlüterschen Werkes, besonders im letzten Satz, Gesagte wurde von mir, dem allgemeinen Sprachgebrauch folgend, als Gesetz von der Kontinuität der Siedelungen bezeichnet. — Die Behauptung, der Wechsel zwischen Wald und besiedelten Bezirken hätte sich „hier wie anderswo ganz überwiegend auf der Rodefläche vollzogen“, nur auf die „paarmal“ aufzubauen, wo sich im Ermland schon besiedelter Boden wieder bestockte, scheint mir gewagt (vgl. übrigens Punkt 11). — Gegen die Kontinuität der Siedelungen habe ich, wie man im Text meines Referats nachlesen kann, nicht namentlich, sondern als unwichtigstes neben anderen Argumenten die Möglichkeit einer Klimaänderung angeführt. — Auf den Grund, weshalb vorgeschichtliches Siedelungsland, das heute unbesiedelt ist, nur selten nachzuweisen ist, habe ich bereits in der Anmerkung auf Seite 97 meines Referates hingewiesen.

4. Der von Gradmann abweichende Gebrauch des Wortes Urlandschaft durch Herrn Schlüter war mir neu. Vergleiche dazu die Ausführungen in dem Schlüterschen Werke Seite 1, Zeile 6 bis 10, Seite 2, Zeile 6 bis 10 und Seite 19, Zeile 2 ff.

5. Der Unterschied zwischen Siedelungsräumen und Siedlungsstellen ist mir bekannt. — Die komplizierte Grenzföhrung der grösseren zusammenhängenden Siedlungsflächen wie auch die Ausscheidung der meisten kleineren Siedelungsinseln auf der Schlüterschen Karte beruht auf der Vermutung vorritterlicher Siedlungsstellen. — An sich kleinräumige Veränderungen können bei der Schlüterschen Art der Darstellung ein völlig anderes Bild der Besiedelung ergeben. Lässt man z. B. die beiden kleinen Waldstücke zwischen Bönkeim und Gr.-Waldeck und zwischen Domnau und Pr.-Wilten, für deren Existenz nach freundlicher Mitteilung des zurzeit mit dem Abschluss einer siedelungsgeographischen Arbeit über Natangen beschäftigten Herrn cand. phil. Gimboth keinerlei Andeutungen sprechen, weg, so erhält man plötzlich das sehr interessante Ergebnis einer durchlaufenden südlichen Randbesiedelung des Frisching von der Gegend Brandenburg bis in die Gegend von Wehlau. Das Bild der Besiedelung nordwestlich Tapiau wird genau in das Gegenteil verkehrt, wenn man, wie es richtig ist, das westliche Deimeufer von Tapiau bis Gr.-Keylau als besiedelt angibt und

die Gegend von Goldbach und besonders die Siedelungsinsel bei Gr.-Uderballen grün zuzieht.¹⁾ In den vielen Gebieten, wo nach Herrn Schlüter überhaupt nur kleine Siedelungsflächen das Waldland durchsetzen, wirkt jede Veränderung einer Siedelungsstelle noch weit einschneidender.

6. Auf die Verwendbarkeit altpreussischer Ortsnamen gehe ich in meiner voraussichtlich demnächst erscheinenden Arbeit über das Samland ein. — Dass ich mich für die Tatsache preussischer Rodung auf Herrn Professor Dr. Gerullis, einen der besten Urkundenkenner, stütze, halte ich für keinen Nachteil. Aus dem Samland konnte ich kein Beispiel geben für preussische Rodung — entgegen der Schlüterschen Vermutung, ich stützte mich bei meinen Ausführungen nur auf das Samland — weil dort infolge der alten dichten Besiedelung preussische Neusiedelung höchst selten ist. Die Angaben über den Zusammenhang zwischen preussischen Ortsnamen und Eisenzeitfunden im Abschnitt Sassen des Schlüterschen Werkes sind so unbestimmt, dass man nicht einmal für Sassen zu einem festen Ergebnis kommt, geschweige denn weitreichende Schlüsse darauf aufbauen darf. Auch wenn sich im Ermland für Orte preussischer Rodung immer die Nähe vorritterlicher Siedelungen nachweisen lassen würde, so wäre das bei der Dichte vorritterlicher altpreussischer Besiedelung dort nicht verwunderlich. Im übrigen hat Herr Schlüter, der sich für den genannten Zusammenhang ausdrücklich auf seine Ausführungen über das Ermland beruft (Entgegn. S. 181), in den wenigen Fällen, wo er preussische Rodung im Ermland überhaupt erwähnt, nicht ein Mal das Vorhandensein vorritterlicher preussischer Bevölkerung nachzuweisen versucht! Wo Herr Schlüter das Anschliessen von Kolonisation an altpreussische Bevölkerung nachweist, handelt es sich um deutsche Kolonisation. Auch bei Grunenberg (Wald, Sumpf usw. S. 57 und 21), das Herr Schlüter merkwürdigerweise, und zwar als einziges Beispiel, für das Misslingen preussischer Rodung anzieht, liegt nichts weiter vor als ein derartiges Verdrängen preussischer Bevölkerung durch deutsche Neuansiedlung. Von preussischer Rodung dürfte dort keine Rede sein. Wir können demnach zusammenfassen: Preussische Kolonisation im heutigen Ostpreussen wird von Herrn Schlüter in erheblichem Masse zugestanden. Für die von Herrn Schlüter aufgestellte Behauptung, dass diese Kolonisation in der Regel an altpreussische Besiedelung anknüpft oder aber gescheitert ist, liegt nach dem in diesem Abschnitt Gesagten keinerlei Beweis vor. Wenn Herr Schlüter trotzdem preussische Ortsnamen „in erster Linie“ als geschichtliche Anzeichen einer vorritterlichen Besiedelung (Entgegn. S. 181) auffasst, dürfte nach

¹⁾ Als weiteres Beispiel vergl. das auf S. 185 über die Umgebung der Marienburg Gesagte.

dem Vorgetragenen eine weitere Hauptgrundlage seiner Arbeit eingestürzt sein.

7. Meine Behauptung, dass jede Feststellung einer prähistorischen Siedelung Herrn Schlüter veranlasst hätte, die betreffende Stelle weiss zu lassen, nehme ich zurück, nachdem Herr Schlüter sich für seine gegenteilige Behauptung nur auf die Hauptlandschaften beschränkt und preussische Ortsnamen als „frühgeschichtliche Andeutungen“ und genügende Anhaltspunkte für vorritterliche Besiedelung auffasst.

8. Mein Ausdruck „ziemlich geschlossenes Waldkleid“ bezog sich nicht auf einen offenen Streifen längs des Ostrandes der Kurischen Nehrung, sondern nur auf die Möglichkeit von Lichtungen. Der Unterschied der Angaben bei Herrn Schlüter und bei mir ist also nicht nur graduell. Die Kurische Nehrung zeigt zusammen mit dem Uferstreifen längs des Frischen Haffs (Tolkemit, Pr.-Bahnau) das deutliche Bild einer steinzeitlichen Küstenbesiedelung. Die Besiedelung reisst dann ab. Die Schlütersche Vermutung, dass die Steinzeitfunde der Kurischen Nehrung bisher falsch datiert sein könnten, eine bronze- oder eisenzeitliche Besiedelung daher möglich wäre, ist befremdlich (mit Ausnahme natürlich der bereits erwähnten Siedelungsinsel bei Kunzen-Rossitten).

9. Die Schlütersche Bemerkung, er habe Siedelungsflächen aus Vorsicht zu klein gezeichnet, ist mir insofern unverständlich, als ich in der Bewertung von Wald und von Siedelungsland keinen grundsätzlichen Unterschied sehe. Mit demselben Recht könnte man erwarten, dass die Waldflächen aus Vorsicht zu klein gezeichnet würden. — Ein Gegensatz der Wildnis zu den altpreussischen Kernlandschaften (Entgegnung S. 176) hat nach neueren Anschauungen in vorritterlicher Zeit nicht bestanden. Sowohl die Nadrauer und Schalauer als auch die Sudauer sind Preussen gewesen; aus den vorhandenen Chroniken sind Anzeichen für eine gegenüber der anderen preussischen Gebieten merklich dünnere Besiedelung in der nachmaligen Wildnis nicht zu entnehmen. Die einzige Besonderheit der Wildnis bestand darin, dass das Land nach Eintreffen der Ritter verödete. Die Schlütersche Darstellung der Wildnis gilt daher weder für die Zeit vor noch die Zeit nach dem Eintreffen der Ritter und gibt, wie ich wiederholen muss, ein auf jeden Fall unrichtiges Bild. — Die Untersuchung der Wildnis durch G. Heinrich ist nicht durch Herrn Schlüters Versuch angeregt worden, sondern war bei Erscheinen der Schlüterschen Karte bereits abgeschlossen. Auch Herr Saborowski hatte seine Arbeit über den Kreis Ortelsburg längst begonnen, als die Schlütersche Karte erschien.

10. In der Benutzung einer Regel, die sich nur „beim Kulmerland und an anderen Stellen“ aufgedrängt hatte, und in der ausdrücklichen Erwähnung dieser Regel am Schlusse der Arbeit als ein Endergebnis der gesamten Arbeit sehe ich nach wie vor

einen Zirkelschluss. Im übrigen möchte ich auf die Zusammenhänge zwischen Boden und Besiedelung erst nach Erscheinen meiner Arbeit über das Samland eingehen.

11. Bei der Beurteilung ostpreussischer mittelalterlicher Siedelungsverhältnisse wurde bisher eine Hauptschwierigkeit nicht berücksichtigt: Die bäuerliche preussische Bevölkerung ist im Gegensatz zu der deutschen nur sehr selten urkundlich zu erfassen. Das preussische Bauerndorf hatte keine Handvestel! Nachrichten über das Entstehen und Verschwinden preussischer Bauernsiedelungen können daher, wenn nicht in einigen günstigen Fällen Steuerregister Aufschluss geben, fast nie erwartet werden. Ueber den Umfang und Erfolg preussischer Neuansiedelung kann man auf Grund der verhältnismässig wenigen urkundlichen Nachrichten über preussische Freie natürlich nichts aussagen. Auf denselben verfassungsmässigen Unterschied zwischen preussischen und deutschen Bauern ist es wohl auch zurückzuführen, dass Nachrichten über Wiederbestockung bereits besiedelten Bodens im allgemeinen nur über von Deutschen besiedeltes, also meist Rodungsland, vorliegen.

Nach allem, was ich bisher zu der Schlüterschen Arbeit gesagt habe, glaube ich nicht, gegen schwache Aussenposten oder Scheinstellungen gekämpft zu haben (Entgegnung S. 185); ich wüsste sonst nicht, wo die Hauptstellungen der von mir besprochenen Arbeit sind. Die Ausführungen des Herrn Schlüter haben mich, zumal die von mir in meinem Referat angeführten Tatsachen unbestritten geblieben sind, nicht veranlassen können, meine Anschauungen über das Schlütersche Werk zu ändern. Ich kann hier, da der mir zugebilligte Raum zu Ende geht, auf die Frage des Erfolges und der Möglichkeit des Erfolges der Schlüterschen Arbeit nicht so eingehen, wie ich es im Anschluss an die Schlüterschen Ausführungen gewollt hätte. Es handelt sich bei dem Schlüterschen Unternehmen um einen unbedingt sehr interessanten Versuch, der jedoch, da er weder greifbare zuverlässige Resultate noch Ausblicke ergibt, nicht zum Ziele geführt hat. Das von Herrn Schlüter Erreichte kann nicht fortentwickelt werden. Die wichtigsten Grundprobleme altpreussischer Siedelungskunde sind in der bisherigen Literatur kaum zur Sprache gebracht worden. Die Aufrollung derartiger Fragen (vgl. z. B. Punkt 11) geschweige denn die Lösung ist nur auf Grund eingehender urkundlicher Studien möglich. Der von Herrn Schlüter eingeschlagene Weg ist demnach in Altpreussen nicht gangbar. Man wird eine andere Grundlage suchen müssen.¹⁾

Hans Mortensen.

¹⁾ Mit dieser Gegenerwiderung betrachtet die Redaktion, nachdem jeder der beiden Herren, Prof. O. Schlüter und Dr. H. Mortensen, je zweimal seine Anschauungen darlegen konnte, die Debatte ihrerseits als geschlossen.

Der Pfeil v. Reitzensteins im Prussiamuseum.

„Von einem Stücke Pfeils, so seit A. 1458 im Gehirne des Land-Marschalls in Preussen gesteckt.“¹⁾ Nach Hinweis auf den dreizehnjährigen Krieg zwischen Orden und Polen heisst es (Seite 504) weiter: „In demselben geschahe es, dass zu Königsberg der Hauss-Comtor, Erasmus (die Familienchronik nennt ihn stets Erhard. Als Erhardus d. R. ist er auch 1434 in der Universität Leipzig immatrikuliert.. D. Verf.) von Reitzenstein, welcher in Hennebergers Erklärung der Preuss. Land-Tafel auf der 19ten Seite unrichtig Erhard von Reitzenstein geschrieben wird, sich nicht nur mit seiner Tapferkeit berühmt machte, sondern auch sonst nach Paul Poels und Hans Feierabends Bericht, als ein feiner, ernster, kluger und beredter Mann in grossem Ansehen war.

Dieser hatte zu Zeiten Ludwigs v. Erlichshausen, des Hohemeisters im Jahr 1458 vielleicht bey Wildenburg; (Schütz S. 2 Bl. 272) das Unglück, dass ihm in einem Angriff der Feinde ein Stück eines eisernen Pfeils, so vier Zolle oder einen Finger lang und fast einen Zoll dick war, in den Hirnschädel geschossen ward. Er mag freilich selbst nicht gewusst haben, was ihm hineingeschossen sey . . . hat er den eisernen Pfeil 14 Jahre im Haupte unwissend und vermutlich ohne Beschwerde herumgetragen, bis er ihn endlich zum Gaumen herausgefallen. . . . Solchen Pfeil hat der Herr von Reitzenstein, welcher immittelst Land-Marschall in Preussen geworden, zu Zeiten des Hohemeisters Heinrich von Reichenbergs, mit einer silbernen Ketten und einer silbernen Platte versehen lassen zum ewigen Andenken, und ihn damit zu St.-Albrecht in Samland an der See, wo der Bischof Albrecht von den heidnischen Preussen soll umgebracht seyn, geopfert und an St.-Albrechts Bild aufgehangen. Auf dem silbernen Schildlein soll sein Wappen mit den Worten stehen: Erasmus Reitzenstein, Mareschallus d. o.,²⁾ d. i. Erasmus Reitzenstein opfert es zum Geschenke. Jenes sagt Henneberger an oben angeführtem Orte, dieses erhält die Frisische Nachricht. Durch diese wird zugleich im Henneberger das verbessert, was er da setzt, als wenn er noch als Hauss-Comtor dieses geopfert hätte und hernachmals Land-Marschalk geworden wäre. In St.-Albrecht ist dieser Pfeil von dem Jahre 1472 bis 1665 geblieben, welches auch Henneberger bezeuget, dass er zu seiner Zeit noch allda gewesen, und von denen

1) Preussische Sammlung allerley bisher ungedruckter Urkunden-Nachrichten und Abhandlungen Bd. I. Danzig, 1747. Wegen des beschränkten Raumes musste obiger Bericht über meinen Vortrag nur kurz ausfallen. Auf das Pfeilstück unserer Sammlung und obige Quelle hat mich Herr H. Kemke aufmerksam gemacht.

2) d. o. = donum offert.

gesehen worden, die dahin gewallet. Nachdem ist er, wie es auf der geschriebenen Nachricht, die auf Pergament dabei gehangen ist, lautet . . . in die Churfürstliche Librerey nach Königsberg genommen.“ Und von der Königlichen Bibliothek hat ihn mit andern Kuriositäten das Prussiamuseum bekommen. Ich habe das sehr beschädigte Pergament (es ist aufbewahrt im Staatsarchiv) photographieren lassen und ein Exemplar dem Prussiamuseum übergeben, während der andere die Familie v. Reitzenstein für ihr Archiv bekommen soll. Denn um vielleicht etwas nähere Angaben über unseren Gegenstand zu erhalten, wandte ich mich an Herrn Oberstleutnant Albin Freiherrn v. Reitzenstein in Berlin und erhielt durch ihn einen sehr dankenswerten Auszug aus der Familienchronik von Herrn Generalmajor Wilhelm v. Reitzenstein in Augsburg. Aber genauere Nachrichten als die vorhin erwähnten fehlen leider überhaupt. Es liegen aber, wie ich in meinem Vortrage ausgeführt habe, ein so grosse Anzahl von wunderbaren Heilungen nach schwersten Fremdkörperverletzungen der Gehirne vor, dass man keinen Grund hat, die Tatsächlichkeit der Historie deswegen zu bezweifeln. Trotzdem liegen jedoch manche sehr auffällige Unstimmigkeiten im Bericht vor. So heisst es dort, dass der Pfeil von 1472 bis 1665 zu St.-Albrecht gewesen sei. Auf dem Täfelchen steht aber Marschalk, und da v. R. erst 1488 Marschall geworden ist, so müsste die Pfeilspitze bis dahin eine andere oder gar keine Signatur gehabt haben, was doch unwahrscheinlich ist. Ferner soll damals auf dem Täfelchen das Wappen zu sehen gewesen sein, das aber auf unserem Täfelchen fehlt.

Ausserdem stimmen die Masse nicht: die Länge ist nicht „vier Zoll“, oder zehn Ctm., sondern nur 7,5 Ctm., also drei Zoll. Auch ist die Pfeilspitze nicht „fast einen Zoll“, d. h. 2,6 Ctm., sondern nur 1,1 cm dick. Wenn man eine Pfeilspitze von den angegebenen Massen dagegen hält, ist der Unterschied ein gewaltiger.

Der Kern der Tradition, dass eine Pfeilspitze 14 Jahre im Haupte unseres Helden gesteckt hat, ist wohl über allen Zweifel erhaben, was aber mit der vielbewunderten Reliquie sonst im Laufe der Jahrhunderte geschehen ist, darüber schwebt ein Dunkel, das schwerlich gelichtet werden wird.

Egbert Braatz.

IV. Bücherbesprechungen.

Max Ebert, Südrussland im Altertum, mit 436 S., 145 Abbildungen im Text. Bonn-Schroeder 1921.

In der Bücherreihe „Bücherei der Kultur und Geschichte“ erscheint eben als 12. Band „Südrussland im Altertum“, von dem Königsberger Archäologen M. Ebert, das als erste zusammenfassende Gesamtdarstellung dieses archäologisch ungemein wichtigen Gebietes besondere Beachtung verdient. Ein einleitendes Kapitel „Das Land“ gibt eine gedrängte Zusammenstellung der natürlichen Vorbedingungen jeder Kultur, das zweite behandelt die Steinzeit, die für Südrussland ganz besondere Bedeutung hat: sucht doch ein Teil der Indogermanenforscher (ob mit Recht oder nicht, kann hier nicht weiter untersucht werden) in den reichen Gebieten der ukrainischen „Schwarzerde“ die Urheimat der Indogermanen. Die Spuren des Menschen aus der älteren Steinzeit sind verhältnismässig spärlich und gehören fast alle erst deren jüngerer Hälfte an. Einen für die Urgeschichte der Kunst sehr bedeutungsvollen Fund enthielt die Magdalénien-Station Mezone: Stücke elfenbeinerner Armringe mit entwickelter Mäanderverzierung, ein interessantes Zeugnis für das episodische Auftreten der ihrem innersten Wesen nach synthetischen, geometrischen weiblichen Kunst, wie sie im Neolithikum zur vollen Blüte und Herrschaft gelangt, in schärfstem Gegensatz zu der naturalistisch gerichteten Männerkunst der Diluvialzeit. In der jüngeren Steinzeit erleben die für den Ackerbau hervorragend geeigneten Gebiete am Nordrande des Pontus die glänzende Tripolje-Kultur mit interessanten Haus- und Grabanlagen und ihrer reichen Gefässmalerei, deren Einwirkung auf die Vasenmalerei Griechenlands allmählich immer klarer austritt. Dazu kommt eine Welle der nord-europäischen Steinzeitkultur und von der anderen Seite der Vorstoss eines Nomadenvolkes mit den ältesten, für das Landschaftsbild Südrusslands so charakteristischen Kurganen. Die südrussische Bronzezeit ist, an der nordischen gemessen, dürftig, Schwert und Fibel fehlen überhaupt, und die meisten anderen Typen sind formenarm. Häufig sind Gefässe und Schmucksachen, seltener Lanzen spitzen und Dolche aus Silber. An fremden Einflüssen überwiegen die ungarischen. Als Träger der südrussischen Bronzezeitkultur (wenigstens des grösseren zweiten Teiles derselben) nimmt Ebert wohl mit Recht die Kimmerier an, die etwa im 8. Jahrhundert vor Chr. durch die Skythen verdrängt werden.

Die eingehende Schilderung der skythischen Kultur durch Herodot im 4. Buche seines Geschichtswerkes ist eine unschätzbare

und noch immer nicht ganz ausgewertete Quelle für vorgeschichtliches Leben in seiner Darstellung durch einen gleichzeitigen Geschichtsschreiber. Infolge der kolonialen Expansion der jonischen Griechen kamen sie frühe in Berührung mit der griechischen Kultur und einige Stämme wurden vollkommen hellenisiert. Auch die skythische Kunst steht unter starkem jonischem Einfluss, doch sind auch hier wie im ganzen Volkstum mongolische Einschläge nicht zu verkennen. Ausführlich werden die Gräber behandelt, aus denen wir auch hier den grösseren Teil unseres Wissens vom damaligen Leben schöpfen. Im bosporanischen Reiche, das bereits im V. Jahrhundert begründet wurde, erwuchs der römischen Weltherrschaft vorübergehend eine schwere Gefahr; von den Römern unterworfen, hielt es sich doch noch Jahrhunderte lang als eigenes staatliches Gebilde. Am Ende des II. Jahrhunderts nach Chr. begründeten die Goten in Südrussland ihr Reich, das auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reichte, wie später das russische Reich, um 200 Jahre später als erstes dem zermalmenden Ansturm der Hunnen zu erliegen. Diese zwei Jahrhunderte am Pontus sind in mehrfacher Beziehung für die Germanen bedeutungsvoll geworden: hier erhielten sie das Christentum in seiner arianischen Form, hier auch wohl die Schrift in der germanisierten Gestalt der Runen, hier bildete sich aus der Ueberlieferung der skythischen Kunst das „germanische Tierornament“, das der germanischen Kunst, besonders der des Nordens, auf Jahrhunderte hinaus ihr Gepräge aufdrückt. Mit der Aufrichtung des Hunnenreiches schliesst die sehr fliessend und lebendig geschriebene Darstellung. Grundsätzlich wichtig ist die Schlussbemerkung, dass in Südrussland sich die Reste germanischen Volkstumes durch alle Stürme der Völkerwanderung erhalten haben: um wie viel weniger müssen Völkerbewegungen in weiter abseits vom grossen Strome gelegenen Gebieten die restlose Ausrottung der bisherigen Bevölkerung bedeutet haben. Es ist immer nur die dünne, kulturtragende Oberschicht, die kommt und geht, um einer anderen Platz zu machen, darunter aber bleibt unbewegt die grosse Masse der Ackerbauenden und Gewerbetreibenden an der Scholle haften und erhält bodenständiges Kulturgut durch alle Wechsel der Zeiten und Geschehnisse.

Das Buch ist zunächst für die weiteren Kreise gebildeter Laien bestimmt. Um so höher ist es anzuerkennen, dass der Verfasser nicht der naheliegenden Versuchung erlegen ist, einzelne Glanzperioden, an denen dieses Gebiet ja nicht arm ist, zum Schaden des Gesamtbildes breiter und mit besonderer Liebe auszumalen, sondern allen Stufen der Geschichtsentwicklung die gleiche Sachlichkeit zukommen lässt, wenn auch manche persönliche Note dadurch unterdrückt werden und die Darstellung das Gepräge kühler Objektivität gewinnen musste. Den Ansprüchen und Wünschen des Fachmannes kommt eine gewiss vielen hochwillkommene Biblio-

graphie Südrusslands entgegen. Die in einfacher Strichzeichnung gehaltenen Abbildungen wecken den Wunsch nach einem grossen Bilderwerke, das in gleicher Weise wie die geschriebene Darstellung die typischen und wertvollsten Denkmäler Südrusslands aus allen Perioden des Altertums vorlegen und das Buch erwünscht ergänzen würde.

Friedrich Behn-Mainz.

Hans Hess v. Wichdorff, Geologie der Kurischen Nehrung mit 33 Abbildungen, Profilen und Karten im Text und 2 Tafeln. Abhandlungen der Preussischen Geologischen Landesanstalt. N. F. Heft 77. Berlin 1919. IV und 196 Seiten.

Die Arbeit Hess von Wichdorffs stützt sich geologisch auf die früheren Arbeiten Behrendts über dasselbe Gebiet¹⁾ und auf eigene sehr gründliche Untersuchungen des Verfassers, historisch auf die Bezenbergersche Arbeit „Die Kurische Nehrung und ihre Bewohner. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Stuttgart 1889“. Ausserdem zieht Hess von Wichdorff auch die Ergebnisse prähistorischer Forschungen heran.

Die Kurische Nehrung verdankt ihre Entstehung nicht, wie es Behrendt annahm, mehrfachen Bodenbewegungen. Nach Hess von Wichdorff hat sich im Gebiete des heutigen Kurischen Haffs ein diluviales Hügelland befunden, das infolge eines Meereseinbruchs überschwemmt wurde. Die Meeres-Erosion zerstörte dann die alte Oberfläche weitgehendst. See- und Süswasseraufschüttungen lagerten sich ab. Von der alten diluvialen Oberfläche blieben nur die heutigen Eckpfeiler der Kurischen Nehrung bei Cranz und bei Memel stehen und die Diluvial-Insel von Kunzen-Rossitten. Diese diluvialen Reste wirkten wie Bühnen und veranlassten die von Westen kommenden Meeresströmungen, ihren Sand abzulagern. Unter Mitwirkung der Wellen bildete sich ein Wall, der bis zur Meeresoberfläche wuchs. Bald bemächtigte sich der Wind des vom Wasser ausgeworfenen Sandes und es entstand die Nehrungsplatte, die als Flugsandebene aufzufassen ist („Flächenverdünung“). Auf der Nehrungsfläche entstanden, ohne dass sich eine Vordüne bildete, Parabeldünen. Gerade diese Feststellung Hess von Wichdorffs ist für die Kenntnis der Entstehung der Kurischen Nehrung von ganz hervorragender Bedeutung. Hess von Wichdorff hat nachgewiesen, dass sich noch heute unter der Wanderdüne Parabeldünen finden.

Allmählich bedeckten sich die Dünen mit Vegetation, und es entstand ein dichtes Waldkleid, von dem Hess von Wichdorff nachgewiesen hat, dass es sich zur Steinzeit über die ganze Nehrung erstreckt hat. Reste dieses Waldes finden sich heute bei Sarkau und

¹⁾ G. Behrendt, Geologie des Kurischen Haffes und seiner Umgebung. Schr. der Phys. ök. Ges. Königsberg 1869.

Schwarzort. Die Annahme, dass sich auf der Kurischen Nehrung mehrere Waldböden übereinander befinden, ist von Hess von Wichdorff gründlich widerlegt worden. Dass man auf der Kurischen Nehrung scheinbar mehrere Waldhorizonte übereinander findet, liegt einfach daran, dass der Abhang der Wanderdünen die hügelige Oberfläche der Parabeldünen mehrere Male anschneidet. Durch eine interessante Karte (S. 55) wird diese Tatsache verständlich gemacht. Die hügelige Waldlandschaft der Steinzeit hat sich dann bis in die Neuzeit hinein gehalten. Nach Hess von Wichdorff hat die entscheidende Vernichtung des Nehrungswaldes und die Bildung der Wanderdünen erst zur Zeit des siebenjährigen Krieges begonnen. Heute ist die Wanderdüne teilweise festgelegt.

Durch die interessante Arbeit Hess von Wichdorffs ist die Frage nach der Entstehung der Kurischen Nehrung zweifellos als endgültig gelöst zu betrachten. Dass die Behrendtschen Hypothesen über die Bildung der Nehrung sicher nicht mehr galten, ungeachtet der wertvollen Forschungsarbeit, die in dem Behrendtschen Werke über das Kurische Haff steckt, ist in neuerer Zeit allgemein hervorgehoben worden. Etwas Besseres wusste man jedoch nicht dafür zu setzen. Diese empfindliche Lücke ist durch die wertvolle Hess von Wichdorffsche Arbeit nunmehr ausgefüllt. Die Vielseitigkeit und gründliche Kritik, mit der der Verfasser auch die Ergebnisse anderer Wissenszweige heranzieht, lassen seine Resultate als durchaus sicher erscheinen. Die Abweichung von Bezenberger in bezug auf die Datierung des Beginns des Wanderdünenphänomens — Bezenberger weist in seiner Arbeit nach, dass bereits im siebzehnten Jahrhundert die Versandung der Kurischen Nehrung erheblich vorgeschritten war — scheint mir allerdings nicht genügend begründet, zumal sich Hess von Wichdorff, wie gesagt, auf die von Bezenberger gegebenen historischen Tatsachen stützt. Doch ist dies im Rahmen der ganzen Arbeit durchaus bedeutungslos. Es wäre zu begrüßen, wenn jeder, der die Kurische Nehrung als Wissenschaftler oder als Laie kennen lernen will, diese Arbeit zur Kenntnis nehmen würde.

Hans Mortensen-Königsberg.

K. Friis Johansen: En boplads fra den ældste stenalder i Svaerdborg (Ein Wohnplatz der ältesten Steinzeit bei Svaerdborg, Dänemark) in Aarbøger for Nordisk oldkyndighed og historie 1919¹⁾.

So reich einerseits die Funde aus der ältesten Geschichte des europäischen Menschen, der paläolithischen Periode, als ein beträchtlicher Teil des Festlandes unter dem Inlandeis begraben lag, der Praehistorie zuströmten, so verhältnismässig kärglich flossen

¹⁾ Vergl. auch Fr. Johansen, Une station du plus ancien âge de la pierre dans la tourbière de Svaerdborg (Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord 1918/19 S. 355 ff.).

andererseits lange die Funde aus der unmittelbar folgenden postglazialen Epoche. Wohl war das Neolithikum mit seinen zahlreichen Grab- und Wohnplätzen schon recht gut bekannt, doch zwischen Alt- und Jungsteinzeit lag immer noch eine Kluft, die die wenigen als frühneolithisch angesprochenen Funde nicht zu überbrücken vermochten.

Ein anderes Bild gewann jedoch die Entwicklungsgeschichte des nacheiszeitlichen, besonders nordeuropäischen Menschen, als im Jahre 1900 die Funde aus einem dänischen Moor bei Mullerup (Seeland) gehoben wurden¹⁾. Diese Station hat es durch die Reichhaltigkeit und Geschlossenheit ihrer Funde der prähistorischen Wissenschaft ermöglicht, die so lange lockeren Verbindungsfäden vorwärts und rückwärts, der Zeit wie dem Raume nach, fester zu knüpfen. Mit Recht konnte daher G. Sarauw, der verdienstvolle Ausgräber jener Mullerupstation, sagen: „Ainsi, pour le Nord et l'Ouest de l'Europe la lacune, l'ancien hiatus vient d'être comblé“ (Sur les trouvailles faites dans le Nord de l'Europe datans de la Periode dite de l'hiatus, Premier Congrès préhistorique de France 1905, S. 247).

Diese durch die Mullerupstation gekennzeichnete Maglemose-²⁾ Stufe und die früher schon bekannte Kjökkenmöddinger-³⁾ Periode können nunmehr als die beiden grossen Hauptabschnitte des Mesolithikums (auch Frühneolithikum genannt) des mittleren Nordeuropas bezeichnet werden. Kernbeil, Spalter und Meissel sind die Leitformen, die beiden Kulturabschnitten gemeinsam sind⁴⁾. Geologisch entspricht der ersteren Epoche die Ancyclus-⁵⁾, der letzteren die Litorinazeit⁶⁾. Flora und Fauna beider Perioden war eine andersartige; Birke und Kiefer waren die Charakterbäume des Ancyclusstadiums, Eiche dagegen kennzeichnet die Litorinazeit. Faunistisch werden beide Epochen durch Elch bezw. Rothirsch charakterisiert⁷⁾.

Unterschiede zwischen beiden Kulturabschnitten bestanden auch hinsichtlich der Wohnweise. Waren die Kjökkenmöddinger-Leute vornehmlich Küstenbewohner, so hatten sich die Träger der Maglemosestufe an die Binnengewässer angeschlossen, die damals

1) G. Sarauw, En stenalders boplads 1904; derselbe Præhist. Zeitschrift 1911 und 1914.

2) = grosses Moor; so heisst das Moor bei Mullerup, das die Funde lieferte.

3) = Küchenabfälle.

4) Vergl. P. Kupka, Das Campignien von Calbe a. M. und seine Bedeutung für das deutsch-nordische Mesolithikum (Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark 1919 S. 276) und die hier angeführte ältere Literatur über das Mesolithikum.

5) Die Ostsee war damals ein Binnenmeer, für das die Ancyclusschnecke charakteristisch war.

6) Durch Landsenkung waren die jetzigen Verhältnisse des Ostseegebietes eingetreten; die Litorinasschnecke herrschte vor.

7) Vergl. H. Menzel Zeitschrift für Ethnol. 1914 S. 205 ff.

reichlicher vorhanden waren als heute; auf deren Inseln, Rändern, auch inmitten der Seen auf Flössen¹⁾ hatten sie ihre Behausungen.

Der Maglemosestufe gehören auch die Funde an, die im Jahre 1917 in einem Moor bei Svaerdborg (Seeland) gehoben worden sind.²⁾ Die Ausgrabungsmethode war hier die gleiche wie im Moor bei Mullerup; zwei parallel laufende Längsgräben und einer, der jene rechtwinklig schnitt, wurden quadratweise untersucht. Die Kulturschicht fand sich zu unterst im Lebertorf auf der Grenzscheide zum Schlamm vor. Sie wies eine geringe Dicke auf, die nur an einzelnen Stellen 15 Zentimeter stark war, ganz im Gegensatz zur Maglemosestation, wo der Horizont der Kulturhinterlassenschaft teilweise bis zu einem Meter Höhe angewachsen war. An einzelnen Plätzen der Svaerdborgstation fanden sich Artefakte und Absplitterungen vom Feuerstein in besonders reichlicher Anzahl vor. Im ganzen wurden auf den untersuchten 404 Quadratmetern gegen 110 500 Flintstücke gefunden, teils Bearbeitungen, teils Absplisse und Ueberreste. Die Ausdehnung des Wohnplatzes, soweit er durchforscht ist, umfasste einen Raum von 140×110 Meter. Die Station lag auf einer Bodenschwelle, die sich zungenartig vom Rande des Torfes in diesen hineinschiebt. Wie der Geologe K. Jessen³⁾ annimmt, haben wir es hier mit einer ehemaligen Halbinsel zu tun, die nur während der trockenen Sommerzeit bewohnbar war.

Die im Svaerdborg-Moor zutage getretene Flora ist dieselbe wie im Maglemose; der Fundplatz gehört in die Birken- und Föhrenzeit. Auch die faunistischen Ueberreste unterscheiden sich nicht von denen des Mullerupfundplatzes; Bär, Elch, Rothirsch, Ur, Wildeber, Fischotter, Biber, Wildkatze, Fuchs und Wolf und Seevögel verschiedener Art lebten damals mit den Menschen zusammen. Das Renttier ist bereits völlig aus jener Gegend verschwunden. Als erstes und einziges Haustier scheint sich der Mensch den Hund dienstbar gemacht zu haben.

Von grösstem Interesse für den Praehistoriker sind die einzelnen Geräte des Svaerdborger Fundplatzes. Zahlenmässig überwiegen bei weitem die aus Silex gefertigten Artefakte. Ausser den Kleingeräten, an denen sich feine Dengelung der Ränder vorfindet,

¹⁾ Die Flosstheorie G. Sarauws, die dieser Gelehrte für die Maglemosebevölkerung aufgestellt hat (Prähist. Zeitschr. 1911 S. 82 ff.), wird neuerdings durch Fr. Johansen, Une station du plus ancien âge de la pierre dans la tourbière de Svaerdborg (Mémoires de la Société Royale des Antiquaires du Nord 1918/19, S. 355 f) in Zweifel gezogen. Er glaubt annehmen zu müssen, dass die Mullerupstation eine Inselniederlassung gewesen war, die allerdings nur während des trockenen Sommers bewohnbar war.

²⁾ Fr. Johansen, En boplads fra den ældste stenalder in Sværdborg (Aarbøger for Nordisk oldkyndighed og historie 1919, S. 109 ff). Zitate werden in dieser Arbeit nach der französischen Uebersetzung gegeben; vergl. ob. S. 200 Anm. 1.

³⁾ Mémoires des Antiquaires du Nord 1918/19, S. 258.

sind alle übrigen Feuersteingerätschaften zu der gewünschten Form roh zugeschlagen.

Der Typenvorrat der Silexindustrie in der Svaerdborgstation deckt sich im allgemeinen mit dem des Maglemosewohnplatzes. Klingen, Klingenkratzer und Klingenmesser sind an beiden Orten dieselben. Wichtig ist das zahlreiche Auftreten von mikrolithischen Flintgeräten, d. h. kleiner, geometrisch geformter Silexstücke, die allen Ancylusstationen gemeinsam zu sein scheinen. An Formen fanden sich im Moore von Svaerdborg vor: Segmentförmige, dreieckige, lanzettliche, rhomboide und trapezoide, die alle eine feine Randretouche aufweisen. Nach Sarauws¹⁾ Darlegungen stellen diese Kleingeräte Pfeilspitzen dar, die schräg an den Schaft befestigt, gleichzeitig einen Widerhaken bildeten. Die triangulären, in Form eines stumpfwinkligen Dreiecks ausgearbeiteten Typen fasst Johansen²⁾ als Harpunenspitzen auf. Die Entwicklung der rhomboiden und trapezförmigen Typen führte zur querschneidigen Pfeilspitze³⁾. Ein solches vereinzelt Exemplar hat bereits der Svaerdborger Fundplatz geliefert. Wie die mikrolithischen Silexgeräte, so ist der *nucléus à poignée* charakteristisch für die Ancyluszeit; Svaerdborg hat mehrere dieser Stücke bewahrt (Mémoires Fig. 29 und 30). „Er ist gebildet aus einem ziemlich platten Silexstück mit einer kleinen oblongen Schlagfläche an der oberen Partie. Die beiden Breitseiten, die gewöhnlich gebildet sind aus einigen grossen Abspaltungen, vereinigen sich in der unteren Partie in Form einer Kante“ (Mémoires S. 283). Die gewöhnliche Form des Nucleus der Svaerdborgstation ist die spitz-konische (Fig. 28). Von Schabern sind besonders interessant die kleinen vom diskoiden Typus, von denen auch Maglemose eine Menge lieferte. Sie zeigen eine unleugbare Aehnlichkeit mit den Rundschabern aus den französischen Asilien- und Tardenoisienstationen. Wie im Maglemose, so sind auch im Moor bei Svaerdborg auffallend wenige Exemplare von den sogenannten Scheibenspalttern (*tranchets*) zutage gefördert worden (Mémoires Fig. 32). Nur drei Feuersteinbearbeitungen konnte Johansen mit diesem Typus der Beilgeräte identifizieren. Die Kernbeile, die sehr groben Zuschlag aufweisen, liegen in grösserer Anzahl vor. Die kleineren Geräte dieses Typus mit schmaler Schneide dürften Meissel darstellen. Als letztes Feuersteingerät wären noch die Schläger (*percuteurs*) zu nennen.

Für Herstellung der Horngerätschaften lieferten das Material Elch, Rothirsch und Reh. Die Schaftlochaxt aus Horn stellt in der Svaerdborgstation — wie auch im Maglemose — ausschliesslich den Typus des Querbeils dar, was als ein primitiver Zug jener Zeit angesprochen werden kann. Sie ist aus dem Wurzelende des Geweihes hergestellt mit dem Schaftloch gleich unterhalb

1) Prähist. Zeitschrift 1914, S. 6 ff.

2) Mémoires S. 280 f.

3) G. Sarauw, Prähist. Zeitschrift 1914, S. 9 Abb. 27.

des Rosenkranzes. Erst der nächsten Periode scheint es eigentümlich gewesen zu sein, die Durchbohrung durch die abgeschnittene Augensprosse zu führen. Eine dieser Schaftlochhäxte ist schön poliert und zeigt eine Verzierung, die in gebohrten Punktreihen besteht (Fig. 35). Aus dem Wurzelende des Hirschgeweihes ist auch jener Schaftlochtypus gefertigt, an dem die Schneide nicht wie bei den vorigen aus der Stange selber zugeformt ist, sondern in einem von ihr getrennt hergestellten Stücke bestand, das in die am unteren Ende durch Entfernung des Gewebes entstandene Höhlung eingefügt wurde (Mémoires Fig. 36). Als Schneiden verwandte man, wie die Svaerdborgfunde beweisen, Kernbeile und Spalter aus Silex, oft auch zugeschärfte Geweihaststücke und Eberzähne. Eine solche Picke fand sich noch eingefügt in einem „Beilkopf“ vor. Dieser stellt aber einen anderen Typus dar, den röhrenförmigen; er ist aus dem Hauptast des Geweihes geschnitten (Mémoires Fig. 38). In einem zweiten Stück dieses Typus steckte noch das aus einer Geweissprosse meisselartig gefertigte Schneidenstück (Fig. 40). Neben diesen Querbeilen mit Schaftloch fanden sich in Svaerdborg auch solche ohne Durchbohrung. Sie erinnern in ihrer kurzen gedrungenen Form mit einseitig zugeschärfter Schneide an Meisselgeräte (Fig. 43). Als solche sind wohl auch die langen, aus Geweissprossen hergestellten Werkzeuge anzusprechen, deren unterer Teil einseitig zugeschärft ist (Fig. 44).

Ausser den bereits angeführten Gerätschaften aus Horn lieferte die Svaerdborgstation noch einen gewissen Typus von Beilhandhaben. Diese sind aus einem starken, dicken Horngeweih gefertigt, das gerade unterhalb der Stelle abgeschnitten ist, wo Hauptast und seitliche Sprosse sich teilen. Die teilweise vom Gewebe befreite Hauptstange bildet den Klingenthaler, die Seitensprosse den Handgriff.

Zu den Horngeräten, die in Svaerdborg gehoben sind, gehören schliesslich noch lange angespitzte Geräte aus Rehgeweih, deren oberster Teil öfters ein Schaftloch trägt (Fig. 50). Johansen ist geneigt, sie für die Vorläufer der Dolchstäbe zu halten. Wie alle obigen Typen, ist auch die Axt, aus einem Röhrenknochen gefertigt, charakteristisch für Svaerdborg und Mullerup (Mémoires Fig. 47). Das gleiche gilt für die Keulen, zu denen Gelenkknochen des Auerochsen das Material abgegeben haben (Fig. 48).

Was die aus Knochen hergestellten Speerspitzen der Svaerdborgstation betrifft, die wie in Maglemose verhältnismässig zahlreich auftreten, so kann man sie typologisch in runde und platte einteilen. Die runden zeigen am unteren Teil eine verbreiterte, abgeplattete Form. Beide Typen sind in der Mehrzahl aus Röhrenknochen gefertigt. Dasselbe Material liegt bei den meisten der kurzgezähnten Knochenspitzen vor. Die Widerhaken sind einseitig angeordnet. Charakteristisch für diese Svaerdborggerätschaften ist das geringe Längenmass. Mehrere von ihnen sind wohl

oft zu einem Bündel vereinigt gewesen nach Art unserer heutigen Hechteisen. Von den sogenannten „Vogelpfeilen“, jenen Knochenspitzen mit längsseitig eingesetzten Silexschneiden, die in Mullerup seltsamerweise fehlen,¹⁾ sind im Moor bei Svaerdborg Fragmente zweier Exemplare und ein ganz erhaltenes gefunden worden²⁾ (Fig. 59).

Unsicher in ihrer Bedeutung sind die im Svaerdborger Moor zutage getretenen Horngeräte, die in ihrer äusseren Gestaltung an die Druckstäbe der Muschelhaufen erinnern (Fig. 63 bis 65). Gewöhnlich aus einer Hirschgeweihsprosse gefertigt, weisen sie am unteren Teil eine schräg geschnittene Fläche auf, die öfters zur Aufnahme eines besonderen Endstückes ausgehöhlt ist. Gebrauchsspuren erstrecken sich über den grössten Teil des Gerätes. Zur Anbringung einer Handhabe sind keine Vorrichtungen getroffen. Handgriffe für Messer liegen aus dem Svaerdborger Moor vielfach vor. Während die meisten aus Geweihsprossen gefertigt sind, hat für 18 Stücke dieses Gerätes der Gelenkknochen des Wildebers das Herstellungsmaterial abgegeben. Dieser Typus tritt uns hier zum ersten Mal als etwas Neuartiges entgegen.

Einzig dastehend, wenigstens für die Ancyluszeit, ist im Svaerdborger Wohnplatz auch der Fund eines kleinen, in der Mitte durchlochtes Hämmerchens aus dem Fussgelenkknochen eines Auerochsen. Für die Litorinazeit war dieser Typus bereits bekannt.³⁾

Zu den Fischereigeräten des Svaerdborger Moores gehören drei Angelhaken, deren Schaft und Spitze ohne Widerhaken, wie die aus Mullerup bekannten, in recht eleganter Form aus einem Stück Knochen geschnitten sind. Den Schmuck jener entlegenen Zeit bildeten ausweislich der Funde bei Svaerdborg wie Mullerup Zähne vom Bären und Auerochsen. Tongeschirr war der Svaerdborgstation noch völlig unbekannt. Dagegen hat man wohl menschliche Schädelkalotten als Trinkgefässe benutzt; im Zentrum des Depots fanden sich nämlich zusammenliegend eine geringe Anzahl von kleinen Fragmenten einer menschlichen Schädeldecke vor (Mémoires S. 264).

Was die relative Chronologie des Svaerdborger Wohnplatzes anlangt, so beweist der Mangel an Tongeschirr, dass die Station der Ancyluszeit zuzuweisen ist. Nichts ändert an dieser Da-

¹⁾ Nur eine Knochenspitze mit längsseitigen Rillen und darin befindlicher Pecheinlage wies die Maglemosestation auf; sie ist jedoch von anderem Typus als die in Svaerdborg gefundenen (Aarbøger 1903, S. 254, Abb. 31).

²⁾ Dieser Typus kommt auch noch in den dänischen Muschelhaufen, jedoch nur spärlich, vor. In Norwegen und Schweden erhält er sich im Gebrauch bis in die neolithische Zeit hinein (Mémoires S. 329).

³⁾ Vergl. A. P. Madsen, S. Müller, etc. Affaldsynger fra stenalderen i Danmark S. 142 Fig. 4.

tierung, für die auch die faunistischen und floristischen Verhältnisse sprechen, die Tatsache, dass im Depot sich eine querschneidige Pfeilspitze gefunden hat (S. 267), deren Vorkommen bisher nur für die darauffolgenden Perioden als charakteristisch festgestellt worden ist. Sie wird wohl auch schon der eigentlichen Ancycluszeit allgemeiner bekannt gewesen sein, wenigstens dem jüngeren Abschnitt derselben. Im ganzen scheint es überhaupt, als ob die durch Svaerdborg und Mullerup repräsentierte Kulturstufe keineswegs in das erste Stadium des Ancyclus-Mesolithikums zu setzen ist¹⁾. Mit den bereits bekannten postglazialen Kulturen Frankreichs, Asilien und Tardenoisien, lassen sich auf Grund der mit den westeuropäischen Gebieten gemeinschaftlichen Mikrolithen (vgl. oben S. 202) nur schwache Verbindungsäden knüpfen.

Die Ausbreitung der Maglemose-Svaerdborgkultur umfasst ausser Dänemark und den nordischen Ländern Nordfrankreich und Belgien und reicht, über Nord- und Ostdeutschland streichend, bis zu den ostbaltischen Gebieten. Ueberall auf diesem Umkreis sind Geräte von den Formen jener dänischen Ancycluszeit gefunden worden, die meisten in Mooren. Allerdings steht bei aller Aehnlichkeit, ja Gleichheit der Typen, noch keineswegs fest, dass sie sämtlich jener zeitlich weit zurückliegenden Periode der menschlichen Kultur-entwicklung entstammen, wohin Svaerdborg-Mullerup gehören. Sie zeugen gewiss oft nur von einem langen Nachleben der mesolithischen Ancycluskultur in einzelnen Gegenden.

Was Ostpreussen anlangt, so war dieses Land einst ebenfalls eine Provinz des oben räumlich umschriebenen Kulturgebietes der Ancycluszeit. Schon Sarauw, *En stenaalders boplads* 1904, S. 218, 220, 223, 240, 244, 250/1, 255 hat auf ostpreussische Typen aufmerksam gemacht, die mit denen der Maglemosestufe enge Berührung zeigen. Neben dem Meissel aus Hirschhorn war die Röhrenknochenaxt in verschiedenen Teilen der Provinz in Gebrauch, desgleichen Fischstecher mit einem bzw. mehreren kurzen Widerhaken an einer Seite. Ueber die ganze Provinz sind Funde von Knochenspitzen mit ein- und doppelseitigen Flintschneiden verteilt. Ostpreussische Parallelen lassen sich auch für die breite Knochenspitze Svaerdborgs (*Mémoires* S. 320, Abb. 53/54) anführen²⁾. Angelhaken der Ancyclusform sind gleichfalls in Ostpreussen gehoben worden. Ausser dem Querbeil, gefertigt aus dem Wurzelende eines Hirschgeweihs, kommt ferner in unserer Provinz der aus demselben Stoff hergestellte

¹⁾ Älter als die Mullerup- und Svaerdborgeräte sind nach den Ausführungen Kupkas, *Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde der Altmark* 1919, S. 273 ff. die Funde von Calbe a. M., da sich unter ihnen noch einige echt paläolithische Typen vorfinden.

²⁾ Prussia-Mus. I 237, 593 „Arys“; II 2, 21 „Wonsz-See“; Prov. Mus. 80 „Wonsz-See“.

Schneidenhalter vor¹⁾) (vgl. oben S. 204). Auch der Beilkopf vom Svaerdborg-Typus (vgl. oben S. 203) scheint hier nicht unbekannt gewesen zu sein²⁾.

Vorläufig noch unbelegt sind für Ostpreussen die Feuerstein-Kernbeile des Mesolithikums; doch kommen solche im benachbarten Litauen in reichlicher Anzahl vor³⁾, und sie werden sich wohl auch in Ostpreussen noch finden lassen. Auch der Spalter ist in dieser Provinz bisher nicht sicher nachweisbar. Nur zwei diesem ähnlich geformte, roh zugeschlagene Stücke aus dem Kreise Osterode⁴⁾ könnte man typologisch mit dem Spalter des nordischen Gebietes zusammenstellen.

Desgleichen fehlt es noch an einem geschlossenen Wohnplatzfund, der sich mit Sicherheit dem Mesolithikum zuweisen liesse. Die älteste bisher aufgedeckte Siedelung scheint das „Uferdorf D“ im Zedmarbruch (Kreis Darkehmen) zu sein⁵⁾. Die hier zu Tage getretene Mischung von meso-⁶⁾ und neolithischen Gerättypen lässt jedoch höchstens eine zeitliche Festlegung für den Anfang der Jungsteinzeit zu. Es ist aber zu hoffen, dass durch die fortschreitende wirtschaftliche Ausbeutung der Torfmoore bald auch ein rein mesolithischer Siedlungsplatz aufgedeckt wird. Ein solcher scheint in der Tat bei Menturren, Kreis Darkehmen, beim Torfstechen bereits angeschnitten worden zu sein. Man stiess hier beim Torfstechen ungefähr drei Meter unter der Oberfläche auf eine Schicht von Baumstämmen (Laubholz). Zwischen und unter ihnen fanden sich Tierknochen, Geweihreste, Fischgräten, Haselnüsse und zwei zierlich gearbeitete Fischharpunen aus Knochen mit doppelseitig eingesetzten Widerhaken aus Feuerstein⁷⁾. Dieser Fund berechtigt zu der Annahme, dass in dem Moore bei Menturren ein Wohnplatz mit mesolithischem Kulturinhalt verortet ruht und der Ausgrabung entgegenharret.

W. Gaerte-Königsberg.

1) Das von Sarauw a. a. O. S. 218 erwähnte Stück aus Heiligenwalde Kr. Pr. Holland, gehört, wie schon Sarauw richtig bemerkt, wegen seines viereckigen Schaftloches nicht der Ancycluszeit an. Zwei andere Stücke stehen ihr gewiss näher, die ich hier nachtragen möchte: V. S. 10173 (Danziger Museum) aus Heubuden, Kr. Marienburg, in der Nähe der Schwente gef.; 4476 Provinzial-Mus. Königsberg, gef. auf der Kurischen Nehrung.

2) Vergl. Prussia-Museum, Königsberg VII 63, 9232 „wahrscheinlich aus Laukitten, Kr. Heiligenbeil“; Fragment, stark kalziniert.

3) Nach N. Aberg Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit 1918, S. 3 sind es 58 Stücke.

4) in der historischen Sammlung des Gymnasiums zu Osterode befindlich.

5) Vergl. den kurzen Bericht von Karl Stadie, Die Steinzeitdörfer der Zedmar (Festschrift Adalb. Bezenberger zum 14. April 1921 dargebracht, Göttingen 1921, S. 150 ff.).

6) z. B. Axt aus dem oberen Ende eines Röhrenknochens Stadie a. a. O. S. 150 Abb. 2.

7) Beide im Prussia-Museum zu Königsberg Pr. befindlich; Katal. Nr. 5 u. 6.

Conrad Steinbrecht: Die Ordensburgen der Hochmeisterzeit.
Berlin. J. Springer 1920. Grossfolio.

Ein gütiges Geschick hat es gefügt, dass ein Meister von ungewöhnlichem Können an ein Werk von ungewöhnlicher Grösse seine Lebensarbeit setzen durfte. Conrad Steinbrecht wurde vor 40 Jahren mit der Wiederherstellung der Marienburg betraut. Er hat in diesen Jahren das Ordenshaupthaus an der Nogat in alter Herrlichkeit erstehen lassen, so dass der Ruf dieses grossartigen Bauwerks immer weiter und tiefer in deutsche Lande drang. Die Marienburg wurde immer mehr zum Sinnbild all des Grossen, was der Deutsche Ritterorden im Neulande geschaffen hatte, zum Wahrzeichen des Deutschtums, und so steht sie heute da, hart an der Grenze des entrissenen Freistaats Danzig, ihre Türme schauen weithin über die Werder zu den pommerellischen Höhen jenseits der Weichsel. Was Steinbrecht leistete, fand bald Anerkennung und Bewunderung, so dass im Jahre 1894 die Albertus-Universität ihn zum Ehrendoktor, unsere Altertumsgesellschaft Prussia ihn zum Ehrenmitglied ernannte.

Das monumentale Werk über die Ordensburgen zur Hochmeisterzeit gehört organisch in den Kreis seiner Lebensarbeit, wenn es auch nicht direkt von der Marienburg handelt, und es muss daher im Zusammenhang mit dieser Lebensarbeit besprochen werden.

Im Jahre 1881 widmete sich Steinbrecht auf Anregung des Senats der Technischen Hochschule zu Charlottenburg der Aufgabe, die mittelalterlichen Denkmäler der Stadt Thorn einer eingehenden Bearbeitung zu unterziehen. Um seine Arbeit auf eine breite und sichere Grundlage stellen zu können, bereiste er, meist zu Fuss, Ost- und Westpreussen und nahm alle wichtigeren Ordensburgen und -kirchen auf. Er schuf sich dadurch einen so weiten Ueberblick über die gesamte Ordensbaukunst, wie sie vor ihm niemand besessen hatte. Aus diesen Arbeiten entstand sein Werk „Thorn im Mittelalter“ (Berlin 1885), das auch unter dem Titel erschien „Die Baukunst des Deutschen Ritterordens in Preussen. Band I Die Stadt Thorn“. Es war eine vorzügliche Leistung, die unmittelbar die Wiederherstellung der Marienburg anregte. Schon drei Jahre später, 1888, konnte der zweite Band, der die „Zeit der Landmeister“ (bis 1309) umfasste, erscheinen. Dieses Werk brachte die wissenschaftliche Grundlage für die Wiederherstellung des Marienburger Hochschlosses. Er stellte alle im 13. Jahrhundert entstandenen Ordensbauten, wie Rheden, Birgelau, Balga, Lochstedt, dar und lieferte dadurch dem Architekten das beste Vergleichsmaterial für die Kenntnis der Marienburg. Er durchforschte aber auch die politische und Kulturgeschichte Altpreussens, er zog, wie kaum ein anderer in ähnlichen Fällen, die gedruckten und handschriftlichen Archivalien heran, um sich ganz in den Geist der Zeit hineinzuleben, und lernte auf längeren Studienreisen die Burgen der baltischen Provinzen, der süd- und westdeutschen Deutschordensballeien und der Hohenstaufenzeit in Süditalien und Sizilien kennen. Die zahlreichen Fundstücke an glasierten

Ziegeln, Profilsteinen, Hausteinarbeiten, die bei den Aufräumungsarbeiten in Marienburg und anderen Burgen zutage traten, lieferten weitere Quellen für die Zuverlässigkeit der Wiederherstellung. So ausgerüstet, liess er die alte Marienburg vor unseren Augen neu erstehen. Daneben wurde eine gründliche und vertiefte Aufnahme aller anderen Ordensburgen und Bischofsschlösser nicht ausser Acht gelassen. Aus der Fülle der Materialien spendete Steinbrecht im Jahre 1910 ein Werk, das sich mit einer Einzelburg beschäftigte, „Schloss Lochstedt und seine Malereien“, und neben der Baugeschichte eine vorzügliche Wiedergabe der mittelalterlichen Wandgemälde Lochstedts brachte. Als vierter Band schliesst sich nun das monumentale Werk über die Ordensburgen zur Zeit der Hochmeister an, ein wundervoll ausgestattetes Buch in Grossfolio mit 51 Lichtdrucktafeln und 110 in den Text gedruckten Abbildungen. Es enthält Bauaufnahmen und baugeschichtliche Würdigung der noch vorhandenen Burgen und bedeutenderen Burgreste des Ordens aus der Zeit von 1310 bis zum Ende der Ordensherrschaft. Es soll, wenn man die Beziehung zur Marienburg ausdrücken will, die Wiederherstellung des hochmeisterlichen Mittelschlusses auf breiter Grundlage wissenschaftlich begründen.

Sobald der Deutsche Orden seinen Hochmeistersitz nach Preussen verlegt hatte, traten neue Aufgaben politischer und wirtschaftlicher Art an ihn heran. Es galt zunächst, das neu erworbene Pommerellen zu sichern und das Land im Osten und Süden gegen Litauer und Polen durch Anlegung von festen Grenzburgen zu schützen. In den hundert Jahren von 1310 bis 1410 haben längs der ganzen polnischen und litauischen Grenze vom Kulmerland bis zum Kurischen Haff Kriegszüge und Burgenbau nicht geruht. Der Orden galt damals als Meister der Kriegskunst. Aber der Uebergang vom geistlichen Orden in eine weltliche Grossmacht rief notwendig in der inneren Verwaltung wichtige Aenderungen hervor. In der Landmeisterzeit waren die dem Orden gehörigen Gebiete, Kulmerland, Haffgegend, von einem dichten Netz mit Burgen überzogen, von denen jede eine Komturei war, die wirtschaftlich selbständig sich regierte. Das hatte neben Vorzügen auch Nachteile, denn die einzelnen Konvente wollten ihre Einkünfte möglichst für sich verwenden und beeinflussten dadurch die Finanzen des Gesamtstaates sehr ungünstig. Auch in militärischer Hinsicht lag die Gefahr einer Zersplitterung vor. Bei dem nach 1310 stark anwachsenden Landbesitz konnte das schon aus dem Grunde nicht so weiter gehen, weil die Zahl der Ordensbrüder nicht ausreichte. Man gründete daher künftig nur wenige Komtureien, diese aber umfangreicher als bisher, und richtete in ihnen Vogteien oder Pflegerämter ein, Burgen, die namentlich der stark gewachsenen Wirtschaft in Ackerbau und Viehzucht entsprachen. Die Erträgnisse leitete man immer mehr nach der Zentrale, dem Ordenshauptause Marienburg, stärkte dadurch die Staatsfinanzen und die Einheitlichkeit der Regierung. Neben den

Vogteien und Pflegerämtern entstanden zahllos die kleineren Ordenshöfe, Wald- und Fischämter und Mühlenwerke. Diese allmählich zentralisierte Wirtschaft des Ordens legte den Grund zu dem sprichwörtlichen Reichtum der „Herren in Preussen“.

Die innere Umwandlung des Ordens seit Beginn der Hochmeisterzeit machte sich auch im Bauwesen geltend. In der Landmeisterzeit zeigte jede Burg in Anlage und Ausstattung das Gepräge einer dem Orden eigenartigen Kunst, persönlicher Vertiefung und künstlerischen Aufwandes: die Einzelburg steht dem Klosterbau noch verhältnismässig nahe. In der Hochmeisterzeit tritt an Stelle klösterlichen Zusammenlebens politisch-wirtschaftliche Arbeit. Bei den neuen Burgenbauten tritt der künstlerische Zug, der sich in der Durchführung wundervoller Einzelheiten zu einer prächtigen Gesamtwirkung äusserte, hinter den praktischen Bedürfnissen zurück. Die Ausführung der Einzelheiten blieb meist den Handwerksmeistern, die aus den Gewerken der Städte hervorgingen, überlassen, den Maurer-, Steinmetz-, Zimmermeistern. Aber das Handwerk war damals auf Grund langer und guter Tradition noch von solcher Tüchtigkeit, dass jedes Bauwerk eine künstlerische Leistung darstellte. Das tritt uns noch heute aus den spärlichsten Ruinen entgegen. Etwas schablonenhaft sind die meisten späteren Ordensburgen, trotzdem überraschen sie alle noch durch eine reiche Mannigfaltigkeit. Hier ist es die geschmackvolle Vermischung von Granitfindlingen mit Ziegeln, dort die schlanke Form der Dächer auf Gebäuden und Türmen, hier die guten Verhältnisse zwischen Mauermaße und Öffnungen, dort die schönen Gliederungen an Portalen und Fenstern. Charakteristisch ist ferner, in welchem Verhältnis die Burgen zu der Landschaft stehen: einerseits deuten ruhige Linien der Burg am Mühlbach (Insterburg) auf Arbeit und Ordnung, andererseits starke Mauern und Türme auf Kampf und Wehr. Die Ordensburgen drücken, wie Steinbrecht schön sagt, in ihren Ueberbleibseln noch heute aus, was das Wesen der Ostmark ist: Kampf und Arbeit.

Einige Burgen mussten freilich von der Behandlung in dem Werke ausgeschlossen werden, weil sie durch spätere Umbauten so verändert worden sind, dass ihr ursprünglicher Zustand nur in jahrelangem Studium und unter grossen Kosten hätte erforscht werden können. Das gilt vor allem von dem wichtigen Amt des Obersten Marschalls, von Königsberg. Andere Burgen der Hochmeisterzeit sind nur in so spärlichen Resten vorhanden, dass ihre Aufnahme kein wesentliches baugeschichtliches Ergebnis zutage gefördert hätte. Die interessanten Bischofsburgen des Ermlands, besonders Heilsberg und Allenstein, weichen in ihrem Charakter von dem der eigentlichen Ordensburgen ab und wurden daher einem weiteren Bande vorbehalten, der bereits in Vorbereitung ist. Auch die Marienburg wurde zurückgestellt, ihre alle Perioden umfassende Baugeschichte soll in einem besonderen Werke dargestellt werden. Was übrig bleibt, bildet trotzdem ein Ganzes, so vielseitig für Kunst, Verwaltung, Wirt-

schaft, Kriegswesen des Ordens, dass dieses Werk jedem Forscher und Freund unserer Heimat eine Quelle der Belehrung und des Genusses sein wird. Seine Wirkung geht aber über die Grenzen der Heimat weit hinaus: allen Teilen Deutschlands und allen Kulturvölkern kann es wie kein anderes Werk sagen, was deutscher Geist, deutscher Wille und deutsche Arbeit im Ordenslande Preussen geleistet hat.

In der Reihenfolge der Beschreibungen der Baustätten schlägt Steinbrecht den Weg von Westen nach Osten ein. Bei jeder Burg werden uns die geschichtlichen Vorgänge vor Augen geführt, so dass wir ihre Geschichte von ihrer Gründung bis zur Gegenwart verfolgen und miterleben können. Es kann hier nur versucht werden, den reichen Inhalt des Werkes in allgemeinen Umrissen zu charakterisieren.

Von der Danziger Ordensburg, die etwa 1340 in Stein ausgebaut wurde, und die am Fahrwasser der Mottlau sich wie ein Riegel vor die Stadt legte und deren Verkehr über See beherrschte, sind uns seit dem verhängnisvollen Krieg der Stadt gegen den Orden kaum noch Reste erhalten. Wohl aber gibt uns die grosse Mühle an der Radaune noch einen Eindruck von der Grossartigkeit dieser Ordensanlage. Als Steinbrecht vor mehr als 40 Jahren dieses Bauwerk zeichnerisch aufnahm, trug es innen und aussen noch im wesentlichen die mittelalterliche Einrichtung, die bald darauf einem Umbau für Turbinenbetrieb Platz machte. Damals enthielt es in einer Länge von 35 Metern auf jeder Seite neun grosse Wasserräder. Mit der Gestaltungskraft des Künstlers weiss Steinbrecht das mittelalterliche Leben und Treiben in der Mühle zu künden: wir sehen die weissen Müllerknappen hantieren, hören das Surren der Mühlsteine und verfolgen die Arbeit in der Mühle vom Korn bis zum frischen Gebäck. Das erstaunliche Balkenwerk steht heute noch wie vor 600 Jahren. In den letzten Jahrzehnten hat man durch Um- und Einbauten der Raumwirkung geschadet, wenn auch die Nutzung gesteigert, und auch in der äusseren Erscheinung wie Umgebung hat sich eine erhebliche Ernüchterung vollzogen.

Ueber Lauenburg und Neuenburg folgen wir dem Führer nach Schwetz an der Weichsel, wo noch heute ein Flügel und ein mächtiger Turm von der einstigen Grösse der Burg Zeugnis ablegen. Es ist die erste Komturburg, die in der Hochmeisterzeit erbaut wurde, etwa 30 bis 40 Jahre später als die letzten Landmeisterburgen (Mewe, Reden, Gollub). In der Kastellform mit den vier runden Ecktürmen und in manchen baulichen Einzelheiten weicht diese Burg von den übrigen Ordensburgen ab. Während der Erbauung der Burg (etwa 1338 bis 1348) standen ihr Rheinländer als Komture vor. Man weiss, dass die Ritter oft auf Erinnerungen und Meister ihrer Heimat zurückgriffen. Steinbrecht deutet darauf hin, dass Schloss Zulpich mit seinen gezinnten Rundtürmen auffallend an das Bild von Schwetz erinnere: vielleicht kamen von dorthier die Bau-

meister. An der Hand einer amtlichen Baubeschreibung aus polnischer Zeit von 1564, als die Burg noch gut erhalten war, gehen wir durch alle Stockwerke und alle Räume bis zu den Zinnen des herrlichen Turmes, staunen über die Grossartigkeit der Anlagen und bewundern die erhaltenen farbenschönen Wandmalereien im Kapitelsaal und der Kirche (Tafel 13).

Ueber das kleine Ordenshaus Jaschnitz (Kr. Schwetz) kommen wir nach Schlochau, dessen hoher Turm meilenweit zu sehen ist. Jahrzehntlang baute man an dieser Ordensburg, erst 1365 wurde die Schlosskapelle eingeweiht: dafür genoss sie auch alle Zeit den Ruf, nach Marienburg des Ordens bestes Schloss zu sein. Auch hier sind nur ein stark verbauter Flügel und der Hauptturm erhalten. Zwei polnische Baubeschreibungen von 1564 und 1748 ermöglichen auch hier eine genaue Kenntnis des früheren Zustandes. Besonders eingehend wird, unterstützt durch sechs Tafeln, die Anlage des Hauptturms dargestellt.

Bei dem Pfliegerhause Bütow gelang es dem Provinzialkonservator von Westpreussen, Baurat Bernhard Schmid in Marienburg, trotz den späteren bedeutenden Umbauten den ursprünglichen Ordensbau herauszuerkennen: ein einflügeliges Haus mit bewehrtem Hof davor. Erst als der Ordensstaat gegen Ende des 14. Jahrhunderts den Gipfel seiner Macht erstieg und die Spannungen nach allen Seiten sich vermehrten, wurde diese Grenzburg im Westen in Stein ausgebaut. Aus dem Marienburger Tresslerbuch von 1399 bis 1409 erfahren wir eine Reihe von Einzelheiten, die sich auf den Bau von Bütow beziehen und die gleichzeitig uns vortreffliche Einblicke in das Bauwesen des Ordens gestatten. Steinbrecht weiss jede kleinste urkundliche Nachricht für die Erhellung der Baugeschichte dienstbar zu machen. Aus diesen Baurechnungen und einem erhaltenen Bauvertrag ergibt sich, dass die Burg in den Jahren 1396 bis 1405 erbaut wurde. Mit welchem Baumeister der Vertrag abgeschlossen wurde, wird uns nicht namentlich gesagt, jedenfalls steht, das ergibt sich aus dem Tresslerbuch, der Marienburger Meister Nikolaus Fellenstein in enger Beziehung zu Bütow. Diese Burg weicht in vieler Hinsicht von der Gleichmässigkeit der anderen Ordensburgen ab. Hier fehlen die charakteristischen Spitzbogen und Formsteine. Hierin wie in der Gestaltung der Portale und Fenster erinnert Bütow an den Marienburger Hochmeisterpalast. Die Anordnung der Räume in Bütow entspricht völlig der in den Gemächern unter dem Marienburger Sommerremter. Das Auftreten der Flachbögen, die nüchterne Behandlung der Wölbformen, das Fehlen des eigentlichen Sternwölbes bei beiden Bauwerken (Bütow und Hochmeisterpalast) deuten darauf hin, dass der Architekt nicht in den östlichen Bauüberlieferungen gedacht hat. Der Hochmeisterpalast ist, wie Vergleiche mit Zons und Andernach nahelegen, von einem rheinischen Künstler erbaut worden. Aus einem Zusammentreffen von wirtschaftsgeschichtlichen Erwägungen und baugeschichtlichen Nachrichten

lässt sich beweisen, dass der Hochmeisterpalast etwa 1380 bis 1400 von Nikolaus Fellenstein aus Koblenz geschaffen wurde. Bei der auffallenden Aehnlichkeit Bütows mit dem Palast in der Anlage und zahllosen Einzelbauten ist der Schluss berechtigt, dass beide Bauten demselben Meister zugesprochen werden müssen.

Die erhaltenen Rundtürme in Bütow geben Steinbrecht Veranlassung, über die Bedeutung der Türme bei der Verteidigung und über das Geschützwesen des Ordens ausführlich zu sprechen.

Oestlich der Weichsel lagen die Verhältnisse in der Hochmeisterzeit wesentlich anders als in Pommerellen. Weite Gebiete waren bereits besiedelt und durch Burgen gesichert. Die Aufgabe der Hochmeister war hier, Siedlung und Kultur nach Osten und Süden zu tragen. Zunächst wurde im südlichen Oberland eine neue Komturei gegründet, Osterode, und von hier aus zum Schutz gegen die feindliche Haltung der Polen mehrere Grenzfesten angelegt: Eylau, Gilgenburg, Hohenstein, Soldau, Neidenburg. In Osterode verzichtete man auf besonderen Bauschmuck, die Burg wirkt vielmehr durch den Aufbau der Massen und die Anordnung der Oeffnungen. Das Persönliche, das bei den Bauten der Landmeisterzeit und den Hochmeisterburgen links der Weichsel vorherrschend war, tritt hier in den Hintergrund. In Soldau steht noch ein hoher, schlanker Flügel mit herrlichem Giebel. Bedeutend besser ist Neidenburg erhalten, das von der Ordenszeit an bis 1914 so manchen Einbruch der Polen zu bestehen hatte. Eine Fülle von bäugeschichtlich interessanten Tatsachen wird hier vor uns entrollt. Die sorgfältigen Untersuchungen Steinbrechts haben ergeben, dass Schloss und Stadtmauer zu gleicher Zeit entstanden (etwa 1370 bis 1390) und denselben Urheber und Werkmeister hatten, den Deutschen Orden. Steinbrecht äussert den Wunsch, die Stadt Neidenburg möge es sich nicht entgehen lassen, bei ihrem Wiederaufbau sich an das alte, schöne Stadtbild anzuschliessen.

Weiter werden die Ruinen von Preussisch-Mark und Preussisch-Holland behandelt, bei Rastenburg werden Kirchenkastell und Ordenshaus beschrieben und erläutert, bei Barten aus der Bauanlage der Nachweis geführt, dass es ursprünglich als Komturei geplant, später aber nur als Pfliegeramt ausgeführt wurde, bei Insterburg wird die alte Komtureianlage aus den noch vorhandenen Bauten herausgeschält. Den Schluss bildet eine ausführliche Darstellung der Burg Ragnit, wo wir auf Grund des Marienburger Tresslerbuches in der Lage sind, die Entstehung und den Fortgang des Baues genau zu verfolgen. In den Jahren 1399 bis 1409 wurden für diese Burg etwa 22 100 M. verwendet, was einem Vorkriegswert von etwa 500 000 M. entspricht. Sie wurde 1409 vollendet, kurz vor der Tannenberger Schlacht, sie sollte ein Schutz sein gegen die Litauer und eine Brücke bilden über Samaiten nach Kurland. Das tragische Geschick des Ordens wird uns von Steinbrecht bei Ragnit besonders eindringlich vor Augen geführt; es gelang dem

Orden nicht, durch Samaitens Gewinnung Preussen mit Kurland zu verbinden: „Ernste Stimmung liegt über Ragnit, dem Riesendenkmal der Deutschherren an der fernen Ostgrenze.“

So lässt das grossartige Werk des Meisters Steinbrecht Arbeit und Kampf des Deutschen Ordens an uns vorüberziehen, es schildert uns Kunst, Kultur und Verwaltung des Ordens wie vor ihm kein anderes. Die geschichtlichen Angaben und die Baubeschreibungen werden durch eine Fülle von mustergültigen, wundervollen Zeichnungen und sonstigen Abbildungen (darunter vier farbigen Tafeln) unterstützt, die dem Auge des Laien eine Freude, dem des Architekten eine Quelle reichster Belehrung sind.

Und noch eins: der Stil des Werks trägt durchaus den Stempel des Persönlichen, des Erlebten, und erhebt sich manchmal zu dichterischer Höhe. So wenn Steinbrecht die Landschaft von Schwetz an der Weichsel schildert (S. 23): „Das gewaltige Gemäuer aus früher Vorzeit und seine vielbewegte Geschichte beweist, dass hier stets ein Brennpunkt des Verkehrs und der Macht war. Noch heute herrscht der majestätische Turm im Signaldienst der Weichsel: Schiffer und Fischer schauen nach ihm, dem Wettermacher und Gefahrenmelder. Eine Eigenart erfährt das Bild durch die Erinnerungen an Altschwetz, die von den Ueberschwemmungen vertriebene Stadt, von der eine schlanke gotische Kirche, mit einem Stück Stadtmauer, im Schmuck alter Baumriesen treu hier unten standgehalten hat, muss sie auch jährlich Türme und Altäre in den gelben Fluten baden und spiegeln. Schauerlich und schön, wenn der Tauwind dunkle Wolken über die Landschaft jagt und aus dem sturmbewegten Hochwassermeer wie dunkle Felsen das Schloss, der Schlossturm mit dem Alarmball, die verzagte schlanke Kirche hinter der trutzigen Stadtmauer finster aufragen. Lieblich aber wieder die Zeit, wo die befruchtete Niederung sich in ein märchenhaft üppiges Grün kleidet und sich Himmelsblau und heiterer Wolkenzug mit feuerroten Backsteinmauern paaren: ein Farben- und Stimmungsbild wie aus der römischen Campagne“.

Schwetz, Soldau und manche andere Ordensburgen sind uns entrissen, sie gehen unter den Polen einem ungewissen Schicksal entgegen. Und doch legen sie auch unter den Polen ein Zeugnis ab von der hohen deutschen Kulturarbeit in den ehemaligen Ordensstaaten. So wird Steinbrechts Werk zu einem nationalen Werk ersten Ranges, das den Deutschen vor Augen führt, was sie an deutscher Kultur und Kunst im Osten besaßen und besitzen. Es lenkt ihre Blicke nach der Marienburg. Sie liegt heute hart an der Landesgrenze. Ihre Türme schauen trutzig über die Ebenen des Freistaats zu den blauen Hügeln Pommerellens: sie ist deutsch und soll deutsch bleiben.

W. Ziesemer-Königsberg.

Wolfgang La Baume: Vorgeschichte von Westpreussen.
Danzig 1920. Kommissionsverlag Friedländer u. Sohn. Berlin.
102 Seiten + 18 Tafeln.

Landeskundliche Darstellungen der Vor- und Frühgeschichte sind für den Fachmann ebenso wichtig wie für die Allgemeinheit. Sie bieten eine bequeme Uebersicht über die Fundverhältnisse und den Formenkreis eines bestimmten Gebietes und sind für dieses zugleich die beste Einführung in den ganzen Wissenszweig, weil sie an das Nächstliegende und jedem Erreichbare anknüpfen. Westpreussen hat als eine der ersten unter den preussischen Provinzen in Lissauers 1887 erschienenem Denkmälerwerke eine solche Darstellung erhalten. Sie war für ihre Zeit mustergültig und besitzt auch heute noch einen gewissen Wert. Nicht zufällig hat sie ein Naturforscher geschrieben, denn damals stand die deutsche Vorgeschichte noch ganz im Zeichen der Naturwissenschaften und der Arbeitsweise eines Otto Tischler und Rudolf Virchow.

Seitdem ist die Wissenschaft ein gutes Stück fortgeschritten. Nicht nur der Stoff ist gewaltig gewachsen, sondern auch die Methoden haben sich verändert, und es ist wieder einmal eine Betrachtungsweise zur Herrschaft gelangt, die den Anschluss an historische Zeiten und Zustände sucht, freilich mit ganz anderen Mitteln, wie sie den gleichgerichteten früheren Versuchen zu Gebote standen. Der Begründer dieser neuen Richtung ist bekanntlich der Berliner Universitätsprofessor Gustav Kossinna. Seinem Einfluss können sich auch diejenigen älteren Forscher nicht entziehen, die seinen sehr weitgehenden Ursprungs- und Wanderungshypothesen im allgemeinen ablehnend gegenüberstehen. Viel stärker unterliegt ihm aber die jüngere Generation. Das Buch von La Baume liefert dafür einen schlagenden Beweis.

Im Vorwort begründet der Verfasser die Herausgabe seiner Schrift mit dem Wunsche, die Ergebnisse der neueren Forschung und ihre Bedeutung für die engere Heimat einem grösseren Leserkreise mitzuteilen. Wenn er sich dementsprechend bemüht, seine Ausführungen in eine möglichst allgemeinverständliche Form zu kleiden, so ist ihm diese Absicht in vollem Masse gelungen. Die klare, voraussetzungslose Darstellung ist einer der grössten Vorzüge des Werkes. Auch mit der Gliederung und Behandlung des Stoffes kann man sich im grossen und ganzen einverstanden erklären. Dass sich der Verfasser zweifelhaften Fragen gegenüber meist mit der Wiedergabe fremder Ansichten begnügt, wird man einer Erstlingsarbeit zugute halten. Er geht darin vielleicht etwas weiter, als in einer volkstümlichen Schrift angebracht gewesen wäre. Vor allem gilt dies von den stammesgeschichtlichen Erörterungen, die einen übermässig breiten Raum einnehmen und einer kritischen Sichtung doch gar sehr bedürftig hätten. Gewiss kann man der Frage nach dem Volkstum der einstigen Landesbewohner nicht aus dem Wege gehen. Man sollte sich aber nicht scheuen, die derzeitige Unmöglichkeit wirklich gesicherter

Namensgebungen für weit zurückliegende Stufen, wie z. B. die der sogen. lausitzischen Kultur, einfach einzugestehen. Die Häufung unbewiesener und vorläufig unbeweisbarer Hypothesen kann da auf ungeschulte Leser nur verwirrend wirken. Bei den Funden aus der Wende unserer Zeitrechnung und den folgenden Jahrhunderten steht freilich der germanische Charakter im allgemeinen fest. Aber auch hier scheint es mir des Guten zu viel getan, wenn die ins einzelne gehenden Stammesgliederungen Kossinnas und seiner Schule vor einer überwiegend aus Laien zusammengesetzten Leserschaft in vollem Umfange ausgebreitet werden. Umgekehrt wünschte man sich bei der Behandlung kulturell verschiedener Hinterlassenschaften manchmal ein etwas gründlicheres Eingehen auf die archäologischen Trennungslinien. Die Grenze zwischen nordischer (germanischer) und danubischer (illyrischer) Kultur muss ja in der jüngeren Bronzezeit durch Westpreussen gegangen sein. Es wäre eine schöne Aufgabe für die dortige Forschung, sie scharf herauszuarbeiten.

Westpreussen zeichnete sich früher durch eine besonders rege Veröffentlichungstätigkeit auf vorgeschichtlichem Gebiete aus. Seit Lissauers und vollends seit Conwentzens Weggange aus Danzig war es davon still geworden. Um so dankbarer begrüßen wir das Erscheinen des nach Inhalt und Ausstattung gleich erfreulichen La Baumeschen Werkes. Die Naturforschende Gesellschaft hat durch seine Herausgabe zu wohlfeilem Preise ihren vielen Verdiensten um unsere Wissenschaft ein neues hinzugefügt. Wir zweifeln nicht, dass das Buch der heimischen Bodenforschung neue Kraft und Anregung geben wird. Den Verfasser aber heissen wir im Kreise der deutschen Vorzeitforscher herzlich willkommen. Möge er seiner vielversprechenden Einführungsschrift zahlreiche andere folgen lassen und so auch auf diesem Felde den geistigen Zusammenhang seiner Heimat mit dem deutschen Vaterlande pflegen!

H. Š e g e r - Breslau.

Aarne Europaeus: Fornfynd från Kyrkslätt och Esbo socknar (Vorzeitfunde aus den Kirchspielen Kyrkslätt und Esbo in Finnland). Zeitschrift der Finnischen Altertumsgesellschaft XXXII : 1. 208 S. + XVII Taf. + 1 Karte. Helsingfors 1922.

In den letzten 15 Jahren hat die Steinzeitforschung in Finnland grosse Fortschritte gemacht. Zum grossen Teil ist es das Verdienst Dr. J. Ailios, dessen wertvolle Arbeit „Die steinzeitlichen Wohnplatzfunde in Finland I—II“ im Jahre 1909 erschien. Obwohl vor ihm schon einige kleinere Publikationen über die Steinzeit Finnlands veröffentlicht waren, war Ailio doch der eigentliche Bahnbrecher. Ausser seinen eigenen späteren Publikationen, von denen die „Geographische Entwicklung des Ladoga-Sees“ (Fennia 1915) die wichtigste ist, hat er die Forschung auf seinem Spezialgebiet auch als Universitätslehrer gefördert und junge Studenten zu wei-

teren Studien angeregt. Von seinen Schülern ist Dr. P ä l s i hervorzuheben mit den beiden Abhandlungen über die ostfinnischen Steinzeitfunde in der Z. d. FAG. XXVIII und durch ein an wichtigen Beobachtungen reiches finnisch geschriebenes Buch „Steinzeitliche Kulturbilder“; Dr. C. A. N o r d m a n n, der früher in Kopenhagen am Nationalmuseum angestellt war, hat die dänische Megalithkultur studiert und auch die Probleme der finnischen Steinzeit im Vorübergehen behandelt. Der dritte junge Forscher ist Mag. Phil. A r n e E u r o p a e u s, der Verfasser des im Titel angeführten neuen Werkes. Er ist gegenwärtig der gründlichste Kenner der finnischen Steinzeit, die er durch jahrelange Museumsarbeiten kennen gelernt und deren Material er in Typenreihen geordnet hat; in der topographischen Forschung kommen ihm seine topographisch-geographischen Interessen und Kenntnisse zu gut. Sein neues Buch ist sowohl geographisch wie typologisch. Die Resultate gründen sich auf Forschungen im Lande wie auch auf Museumsstudien.

Es mag ohne Vorbehalt sogleich gesagt werden, dass die neue Studie ein hervorragendes Werk ist. Obwohl der Titel anspruchslos ist, und der Verfasser in der Vorrede seiner Arbeit sie beinahe zu einer hauptsächlich topographischen Heimatsforschungsarbeit stempeln möchte, ist sie doch in Wirklichkeit ein Durchschnitt durch die westfinnische Steinzeit, da der behandelte Fundkomplex so vielseitig ist, dass er, um die Worte des Verfassers anzuwenden, einen 'Mikrokosmos' dieser Steinzeit bildet. Aber sie gibt wichtige Beiträge auch zur Erforschung der mitteleuropäischen Steinzeit. Ein grosser Teil der vom Verfasser hier publizierten Funde muss nämlich gegen den mitteleuropäischen Hintergrund der Kultur der Schnurkeramik und Hammeräxte gesehen werden. Und wie der Verfasser bemerkt, bietet ein peripherisches Gebiet dem Forscher einfache und verhältnismässig klare Zustände, die im Zentrum mit komplizierten, von vielen Seiten zusammenfliessenden Kulturströmen oft schwer anzutreffen sind.

Die Kirchspiele Kyrkslätt und Esbo liegen in Süd-Finnland am Ufer des Finnischen Meerbusens, etwa 30—40 km. westlich von Helsingfors. Die Funde der Eisenzeit fehlen dort beinahe vollständig. Aus der Bronzezeit ist ein einziger sicherer Fund bekannt. Dazu kommen noch ca. 60 Steinhügelgräber, welche wohl dieser Periode angehören dürfen. Sie sind der Meeresküste entlang verbreitet, meistens auf hohen Bergen in einem ehemaligen Inselgebiet. Aber das Hauptgewicht unter den Altertumsfunden fällt doch auf die Denkmäler aus der Steinzeit. In den letzten 15 Jahren sind dort viele Wohnstätten gefunden worden, und die Zahl der Gegenstände steigt auf etwa anderthalb Tausend, also auf mehr als was von ganz Estland bekannt ist.

Geographisch hat Mag. Europaeus konstatieren können, dass die Strandlinie noch am Ende der Steinzeit 17 Meter höher war als heute. Die Siedlungsreste aus dem Anfang der Kolonisa-

tion beweisen, dass die Landhebung damals bei weitem weniger fortgeschritten war als am Schluss der Periode. Die ältesten Funde befinden sich längs der 34 Meter Höhenlinie. Da es sich um eine Strandbevölkerung handelt, lagen die Wohnstätten dicht am Wasser, und es ist hier sehr interessant, konstatieren zu können, wie man zu Wohnplätzen Stellen gewählt hat, die an kleinen geschützten Meeresbussen gelegen waren. Die Beobachtungen scheinen ganz bindend zu sein.

Die Landhebung und eine genaue geographische Darstellung sämtlicher Funde und Typen ermöglichen hier auch eine Datierung. Die ältesten Funde liegen an der Litorinagrenze, die jüngsten an der 60-prozentigen Linie der Landhebung. Und die Formen der Aexpte und Keramik sind sehr verschieden und bestätigen diese auf geographischen Gründen aufgebaute chronologische Einteilung.

Kulturell gehören die Steinzeitreste zwei verschiedenen Kulturen an: einer einheimischen, über Westfinnland verbreiteten, mit Aexpten von sog. Suomusjärvitypus, welche letzter Hand vielleicht auf Aexpte wie die dänischen Scheibenspalter zurückgehen, und in welcher die Keramik entweder unbekannt ist, oder später kammkeramischen Charakter hat, und einer fremden entwickelten Kultur mit hübschen bootförmigen Hammeräxten und geschweiften Bechern mit Schnur- oder Strichornamenten. Am Schluss der Periode bildet sich aus diesen zwei Elementen eine neue Mischkultur, welche sich über ganz Westfinnland verbreitet, aber welche auch rein einheimische Elemente enthält. In der fremden Bootaxtkultur, welche in Finnland ohne lokale Prototypen ist, sieht Mag. Europaeus die Fortsetzung einer aus dem Süden über das Meer gekommenen indoeuropäischen Kultur. Er verfolgt die Typen durch Nord- und Mittelddeutschland, Südkandinavien (Einzelgräberkultur) und Osteuropa und schliesst sich der Ansicht an, die in der merkwürdigen Ausbreitung der schönen Hammeräxte und einer bestimmten Keramik die Spuren der indogermanischen Kolonisation zu finden glaubt. Und aus dem reichen finnischen Material führt er durch scharfsinnige Detailstudien viele wichtigen Beiträge der Diskussion über diese ausserordentlich interessante Frage zu.

Unter den Geräten sind die allgemeinsten, die Quermeissel. Die ältesten sind von mehr oder weniger spitzovalem Durchschnitt. Gewöhnlich ist nur die Schneide geschliffen; an anderen Stellen sind die Schlagspuren sichtbar. Solche Meissel sind oft sehr klein. — Eben diese Meissel sind vom sog. Suomusjärvitypus und damit die ältesten in diesem Ansiedelungszentrum. Der Typus entwickelt sich später vielleicht zu den sog. süd-karelischen Gradmeisseln weiter. Der Verfasser nimmt an, dass diese älteste Kultur von Osten her, aus Karelien nach Westfinnland sich ausgebreitet hat. Wie er anführt, kommen dieselben Typen ziemlich allgemein auch in Estland vor, speziell in Woiseck nördlich vom Wirtsjärvicee. In der letzteren Kultur sind wohl auch andere karelische Formen konstatierbar —

Hohlmeissel und das Material, der Olonetsche Schiefer — aber sie scheint doch in Verbindung mit der Burtnekkkultur zu stehen, und der Strom ist vielleicht eher von Süden aus nordwärts gegangen als umgekehrt. Diese sehr interessante Frage kann aber erst später durch vermehrtes Material und Ausgrabungen in Estland entschieden werden. Jedenfalls scheinen diese Typen dem Anfang der finno-baltischen Steinzeit anzugehören, vielleicht den dänischen Kökkenmøddingern entsprechend. Die jüngsten Repräsentanten dieser Gruppe leben zeitlich wohl noch im Anfang der sog. Ganggräberzeit.

Auch eig. Steinäxte ohne Schaftloch sind hier nicht selten. 57 Exx. sind bekannt. Es mag erwähnt sein, dass solche z. B. in Estland äusserst spärlich auftreten, und also auf eine Verschiedenheit hindeuten. Die meisten sind vierseitig und gehören der Bootaxtkultur an. Einheimisch sind einige „österbotnische“ Aexpte mit abgerundeter Schneide. Sie leben sehr lange; einige von ihnen kommen auch in Estland vor. Weiter sind noch ein paar Spezialtypen von Aexpten in dem Buche typologisch behandelt; ich fühle mich allerdings nicht ganz überzeugt, z. B. von der Typologie des Jäkärälä-Typus (S. 94).

Von den anderen ausführlicher besprochenen Formen erwähne ich hier nur die Aexpte mit Schaftloch, die auf den S. 103—109 und 153 ff. sehr übersichtlich behandelt sind. Es wäre zu wünschen, dass diese Partie des Buches und der Abschnitt über die Keramik in eine der europäischen Hauptsprachen übersetzt würde.

Die Arbeit ist gut disponiert, die Typenbeschreibungen sind klar und präcis, die Bilder vortrefflich, ebenso das Papier. Es mag noch erwähnt sein, dass die Kosten der Publikation von einem Mäzen bestritten worden sind, wie die meisten neueren Publikationen der Finnischen Altertumsgesellschaft. Bei den heutigen Preisverhältnissen könnte allerdings die Gesellschaft selbst ihre Publikationstätigkeit kaum in genügender Weise finanzieren.

A. M. Tallgren-Dorpat.

Festschrift Adalbert Bezenberger zum 14. April 1921 dargebracht von seinen Freunden und Schülern. Göttingen 1921. Vandenhoeck und Ruprecht.

Die Schrift, die ein Bildnis Bezenbergers nach einer Radierung Heinrich Wolffs, zahlreiche, von einer jungen Künstlerin, Gertrud Lerbs, entworfene Kopfleisten und gute Abbildungen und Tafeln zieren, leitet ein von Otto Krauske warm, lebhaft und feinerberedt geschriebener Glückwunsch ein, der das, was Bezenberger für seine Wahlheimat Ostpreussen, für die Universität Königsberg, für die Prussia, der alles, was er als Gelehrter in einem langen arbeitsreichen Leben geleistet hat, in knappen Strichen zeichnet. An ihn schliesst sich der Chor der Gratulanten, fast 200 Namen von Freunden, Verehrern und Schülern, an ihrer Spitze der Generalfeldmarschall v. Hindenburg. Den Hauptinhalt des Bandes bilden

27 Aufsätze sprachwissenschaftlichen, archäologischen und historischen Inhaltes, die wie in einem Spiegel die Vielseitigkeit von Bezzenbergers wissenschaftlicher Lebensarbeit zeigen.

1. Unter den sprachvergleichenden Aufsätzen umfasst der Kretschmers den weitesten Raum. Der Götterbeinamen Grabovius auf den umbrischen Tafeln von Iguvium wird als ein illyrisches Lehnwort aufgefasst und als Eichengott gedeutet, von gräbro-s Buche oder Eiche, das in poln. grab, kleinruss. hrab, tschech. hrabr, habr, makedon. γράβιον, γράφιον vorliegt, durch Entlehnung auch in lit. scroblūs Rotbuche, Weissbuche und vielleicht in lat. grabātus, gr. κορβάτος, ngr. κορβάτω. Zum Litauischen möchte ich bemerken, dass nach dem Namen des Baumes die mehrfach vorkommenden Orte Skroblienen benannt sind. In Grobienen (Kreis Darkehmen) aber hat sich die im Slavischen vorliegende Form, in Groblischken (Kreis Goldap) sogar eine Spur des zweiten r erhalten. Das Suffix -ov- bildet im Slavischen Holzadjectiva, auch im Dakischen den Ortsnamen Bersovia vom Namen der Birke, das Vorhandensein von Eichen bei Iguvium vermag Kretschmer auch wahrscheinlich zu machen, sodass seine Schlüsse, so überraschend sie auch aus weit auseinanderliegenden Tatsachen gezogen werden, doch überzeugen. Darf ich hinzufügen, dass der Fundort der Tafeln selbst, Iguvium dieselbe Bildung zeigt und doch wohl auch von der Eiche (ahd. eih, gr. αἰγανή) den Namen hat? Denn warum soll es bedenklich sein, in Baumnamen Vokalabstufung anzunehmen wie im Namen der Ziege (αιξ : ab. izaena-)? Im Buchenamen haben doch Bartholomae (J. F. 9,271) und Osthoff (B. B. 29,249 ff.) sogar vierfachen Ablaut bhāug- : bheug- : bhūg : bhug angenommen. Also könnte auch γοβροία, lat. grabātus mit gräbro-s verwandt sein.

Ein ursprachliches Wortgefüge θες πέυ, θες πι = προς θεῶν versuche ich durch Vergleichung mit dem Litauischen aufzustellen, worin θες der Genetiv des Wurzelnomens idg. dhē-s der Schöpfer, Gott (=nhd. tun) ist. Als einen weiteren Beleg für dieses möchte ich jetzt θεσανρός anführen, das ich als für die Götter bei Seite stellend (= αἰείρω) oder einschliessend (ἄρορος, s. Bechtel Diat. 444) deute. Dann hätten wir hier den Dativ Pluralis jenes Substantivs.

Mit fesselnder Deutung griechischer Wörter (ἄνθρωπος, ἐπίξενος (ἐπιχθόνιος), ταρχύω, ἐρεσιμύτην beschäftigt sich auch Otto Hoffmann. Das letzte Wort würde ich allerdings eher als mass-berechnend zu der Wurzel von lat. reor ratio stellen, falls der Lesung bei Hesych zu trauen sein sollte.

Bechtel zeigt, dass die Mundart der alten Arkadier auf ihren Dialektinschriften keine einheitliche gewesen ist, sondern notwendiger Weise durch Mischung verschiedener Mundarten entstanden sein muss und lehrt an einigen Beispielen, wie wichtig die Mundarten auch für die Beurteilung der epischen Formen werden können.

Die Behandlung der slavischen Präpositionen in der Komposition unterwirft Wilh. Schulze einer scharfsichtigen Beobachtung, Jagić stellt eine Stelle einer altkroatischen Chronik richtig durch eine überzeugende und leichte Textänderung.

Mehr philologisch ist auch die Abhandlung von Karl Meister, die aus der besten Ueberlieferung der *Asinaria* v. 9 erschliesst, dass die griechische Vorlage des Plautinischen Stückes eine sonst unbekannte Komödie eines unbekanntes Dichters Demophilus gewesen ist mit dem Titel *ὄραγος* der Eselhengst.

An eine Untersuchung der Namensform des Gotenbischofs, wobei Ulfila für die gotische und lateinische Form erklärt wird, schliesst Edw. Schröder eine Untersuchung über den Uebergang von *w* zu *u* in den germanischen Sprachen, die manche Wörter neu deutet.

Nach einem staunenden Blick auf die Abhandlung Albert Grünwedels: Die Tibetische Uebersetzung von Kālidāsa's *Meghadūta* 38(36), die, mit zahlreichen Abbildungen ausgestattet, uns den gewaltigen Abstand zwischen der abend- und morgenländischen Gedankenwelt ermessen lässt, wenden wir uns zwei Arbeiten zu, die Ostpreussen näher angehen. Georg Gerullis gibt die überlieferten Reste der Sprache der Sudauer-Jatwinger und die Ansichten über ihre ethnographische Stellung wieder. Er neigt dazu, sie für einen den Südlitauern nahe stehenden Zweig der Preussen zu halten. Darf man ihre Bezeichnung Pollexiani zu poln. *polesie* Wald, r. *polecha* stellen, oder den slavischen Formen mit *pod* unter, die unseren Eigennamen *Podlech(en)* *Podlass(en)* entsprechen? Der fast nur Tatsachen verzeichnende Aufsatz regt zu mannigfachen Gedanken an.

Einige baltisch-slavische Wortvergleiche und Formen (ostlit. *lentas*, *stuburas*, lett. *gohws*, russ. *mraviji*, slov. *mrāv*) bespricht Reinhold Trautmann.

W. Prellwitz-Rastenburg.

2. Von den archäologischen Beiträgen sind vier der Steinzeit gewidmet. K. Stadié bringt einen kurzen Ueberblick über die Ergebnisse seiner Grabungen in den Pfahlbausiedlungen von Zedmar, Kr. Darkehmen, Oscar Montelius (†) behandelt die Beziehungen Schwedens zu den Weichselländern im Neolithikum, Ernst v. Stern weist überzeugend nach, dass der Versuch, die Leichenverbrennung in der „praemykenischen Kultur“ Südrusslands in Zweifel zu ziehen gegenüber einer festgefügtten Kette von Beobachtungen und Tatsachen, vergeblich ist, und W. Wreszinski glaubt auch in Mesopotamien, wo Megalithgräber sonst fehlen, spätere in ihrer Zweckbestimmung umgebildete Nachkömmlinge solcher Bauten in den Tempeltürmen, den Zikkurats des Zweistromlandes, erkennen zu können. Als Nebenfrucht mehrjähriger Beschäftigung mit den viel

behandelten schwedischen Felsenzeichnungen der Bronzezeit bringt Oscar Almgren eine Studie über die Baumschiffdarstellung der Felsenzeichnung von Lilla Gerum, die er ansprechend mit dem alten Sonnen- und Fruchtbarkeitskultus zusammenstellt und durch einen bis in die Jetztzeit lebendigen schwedischen Volksbrauch ausdeutet. Ref. veröffentlicht einen im Jahre 1919 in der Nähe von Insterburg entdeckten Depotfund, der von neuem zeigt, mit welcher Zähigkeit sich bronzezeitliche Formen in Ostpreussen bis in den Beginn der nachchristlichen Epoche gehalten haben. Einer im Jahre 1916 vom Berliner Museum erworbenen Bronze unbekannter Herkunft, einem Hängeschmuck aus drei übereinandergestellten Tierköpfen teilt H. Schmidt ihren Platz im Kreise der osteuropäisch-skythischen Tierornamentik zu. Deren Verknüpfung freilich mit dem ornamentalen Motivenkreis der angeblich bis ins 4. Jahrtausend v. Chr. zurückgehenden Keramik von Susa in Persien ist mehr kühn als überzeugend. A. Hackmann untersucht die ostbaltischen Sprossenfibeln auf ihre Zeitstellung hin und kommt zu dem Ergebnis, dass die Mehrzahl der est-livländischen und die älteren finnländischen der zweiten Hälfte des 3. und der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts angehören und dass die jüngsten ost-baltischen Formen bis ans Ende des 4. Jahrhunderts gehen. Die im Funde von Höckricht, Kreis Ohlau, befindlichen, mit Granaten besetzten Goldblechstücke erweist A. Götze als Fragmente eines bereits im Altertum zerschnittenen goldenen Diadems, wie sie uns in mehreren Exemplaren aus gotischen Funden Südrusslands und Ungarns bekannt sind und knüpft daran einige feine Beobachtungen über die Technik der Zellenverglasung. F. Peisers (†) Untersuchung über die Trinkhornränder des Prussiamuseums, die letzte Arbeit, die ihm vergönnt war zu veröffentlichen, zeigt von neuem den vortrefflichen Kenner, der nachchristlichen Eisenzeit Ostpreussens. In die für die frühmittelalterliche Besiedlungsgeschichte Ostdeutschlands so überaus wichtige, aber auch leider so schwer bestimmbare Chronologie der slawischen Keramik bringt eine Grabung C. Schuchhardts auf dem Höhbeck bei Gartow an der Elbe einen festen Punkt. Die hier neben fränkischen und sächsischen gefundenen slavischen Scherben lassen sich in das Jahr 810 n. Chr. datieren. In das Mittelalter hinüber leitet bereits eine von B. Ehrlich im Sommer 1916 bei Rajgrad in Polen durchgeführte Grabung des dortigen Schlossberges, die wenigstens drei Besiedlungsperioden des Platzes, eine während der frühesten Eisenzeit, eine während der sog. Burgwallperiode und eine jüngste im 16. Jahrhundert ergab. In die Gründungszeit des Ordensstaates endlich führt ein Beitrag des Historikers Chr. Krollmann, der Lübecks Bedeutung für die Eroberung Preussens und ein Blatt der Politik des Hochmeisters Hermann v. Salza beleuchtet. Mit einem inhaltvollen Aufsatz „Glockeninschriften“ des Kunsthistorikers Dethlefsen, der von altem Geschehen und neuer Not erzählt, klingt die tönereiche Ehrengabe aus, die ein schönes Denkmal bleiben wird für die Verehrung, die

A. Bezzenberger nicht nur in den engeren Kreisen der Fachgenossen, sondern in ganz Ostpreussen und weit darüber hinaus entgegengebracht wird.

M. Ebert.

Gerullis, Georg, Die altpreussischen Ortsnamen, gesammelt und sprachlich behandelt. Berlin-Leipzig, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, 1922, 8^o, IV + 283.

Trotz grossen Zeitmangels, der eine längere Besprechung augenblicklich unmöglich macht, kann sich Ref. die Freude nicht versagen, das vorliegende Werk hier zur Anzeige zu bringen. Nicht nur für die Geschichte Ostpreussens ist die Schrift G.'s ein wichtiger Beitrag, auch die Sprachwissenschaft hat davon grossen Gewinn. Die in letzter Zeit aufgestellten Hypothesen von einer finnisch-ugrischen Urbevölkerung in Ostpreussen (so Rozwadowski, *Revue Slavistique* VI. 48 ff.) oder die von archäologischer Seite beobachteten, bis ins VI. nachchristliche Jahrhundert reichenden, ostgermanischen Spuren in Ostpreussen (vgl. darüber Nils Aberg, *Ostpreussen zur Zeit der Völkerwanderung*, Stockholm 1918) lässt der Verfasser vorläufig auf sich beruhen, in der richtigen Einsicht, dass erst die jüngeren Verhältnisse aufgeklärt werden müssen, bevor man sich ein Bild von den älteren Zuständen machen kann. Immerhin zeigt die Arbeit, dass von altgermanischen Ortsnamen auf preussischem Gebiet vorläufig nichts zu merken ist. Wenn die Archäologie hier ostgermanische Kultureinflüsse feststellt, so kann es sich nur um eine dünne Herrenschaft von Ostgermanen handeln. Wichtig ist m. E., dass uns durch G.'s Buch klar wird, dass von uralter slavischer Siedelung auf preussischem Boden sich in den Ortsnamen keine Spuren nachweisen lassen, — ein starkes Argument gegen diejenigen, die voraussetzen zu können glaubten, die slavische Urheimat habe von den Pripet-Sümpfen bis an die Ostsee gereicht, oder habe gar in Kurland und Ostpreussen gelegen. Dagegen schon Buga *Revue Slav.* VI. 1 ff. und Referent, *Revue Slav.* VI. 172 ff.

Der Wert der Arbeit G.'s beruht hauptsächlich auf der reichhaltigen Sammlung preussischer Ortsnamen, die zum grössten Teile handschriftlichem Material entstammen und hier erstmalig für die Forschung nutzbar gemacht werden. Wertvoll ist auch die Heranziehung litauischen und lettischen Ortsnamenmaterials, das hier in ausgedehntester Masse benutzt wird. Die vielen Ableitungen von Ortsnamen aus Personennamen wird ein Fernstehender erst richtig bewerten können, wenn die von Trautmann in Aussicht gestellte Arbeit über altpreussische Personennamen vorliegt und die Belege für die Personennamen bringt. Von den Ortsnamenerklärungen sind diejenigen für besonders gesichert anzusehen, die sich auf eine Uebersetzung stützen können. So: Bethen: Obende (apr. betten „Abend“), Gerten: Huhnfelde (apr. gerto „Huhn“), Ilgenpelke: der lange Bruch (apr. ilga „lang“: pelky

„Bruch“), Kirsin: Schwarze Fliess, Labalaucs: Gutenfeld (apr. labs „gut“, laucks „Acker“), Panyen: Sumpffeld (pr. pannean „Moosbruch“), Sawliskresil: Sonnenstuhl (pr. saule „Sonne“, creslan „Stuhl“) usw. s. G. 226 ff.

Die Etymologien des Verfassers zeugen überhaupt von Unwissenheit und Sachkenntnis. Fraglich erscheint mir, ob Deutungen zulässig sind, wie peizda + caymis (G. 123 und 237), da mir Bezeichnungen, wie Arschdorf unbekannt sind. Auch lautliche Schwierigkeiten bleiben bestehen (s. G. 237). Ebenso ist die Deutung von Wogau (S. 205) als „Beerenbach“ für mich nicht überzeugend. Mitunter werden bei den Erklärungen litauische Wörter verwertet, die im Litauischen junge Lehnwörter aus dem Russischen oder Polnischen sind und fürs Altpreussische nicht in Betracht kommen können. So wird der O. N. Barten (G. 17) zu litauisch bártis „Bienenstock im Baum“ gestellt, aber nicht beachtet, dass letzteres polnisches Lehnwort ist, vgl. polnisch barć idem aus ur-slavisch burti, s. Brückner Lit.-slav. Stud. I. 70, Berneker EW I 109. — Die Verknüpfung von Ager „Seename“ mit lit. a jeras (G. 7 ff. n. 235) ist bedenklich, weil letzteres aus poln. ajer idem. dieses aber durch kleinrussische Vermittelung auf osman. aǵer aus gr. ákoros zurückgeht (s. G. Meyer, Türkische Studien I. 29, Refer. Griech.-slav. Stud. III. 26 ff. Berneker EtW I. 25). Ich kann nicht glauben, dass dieses östliche Lehnwort so weit nach Westen gedrungen ist. Vgl. noch die polnischen Bezeichnungen Tatarski Korzen, Tatarskie ziele (Słownik polski Warszawski I. 15) Der Gleichklang des preussischen O. N. und des litauischen Wortes beruht auf einem Zufall.

Besonders zu bedauern ist, dass der Verfasser das grosse Material des polnischen geographischen Wörterbuches nicht benutzt hat (Słownik polski geograficzny, 14 Bände nebst zwei Supplementbänden Warschau 1880—1900) und die polnischen Namenformen nicht berücksichtigt. Zur Feststellung der Lautform altpreussischer O. N. sind bekanntlich in mehreren Sprachen überlieferte Formen besonders geeignet. Bei den polnischen Namen würde sich natürlich oft herausstellen, dass sie aus dem Deutschen stammen: Olsztyn: Allenstein, Żądzbork: Sensburg, Nibork: Neidenburg u. a. Aber in vielen Fällen bieten die polnischen Formen einen Hinweis auf die Etymologie und der historischen Ortsnamenforschung wäre durch ihre Berücksichtigung ein grosser Dienst erwiesen. Sonst findet sich im Słownik Geogr. oft schon die richtige Erklärung eines Ortsnamens und der Verfasser könnte sich auf einen Vorgänger berufen, z. B. Sadlok G. 167 wozu Sadluki Sl. Geogr. X 202 und passim.

An Einzelheiten notiere ich:

Alna Fluss = Alle. (G. 9.) Wenn zu apr. Alne, „Tier“ dann muss poln. Łyna erklärt werden. (Sl. G. V 850).

Dirsome Dirschau (G. 28). Unberücksichtigt bleibt poln. Tczew (Sl. G. XII 270 ff.).

Dobrin (G. 29). Zu beachten poln. Dobrąg (Sl. G. II 68).

Galindo (G. 35). Die Form Golentz ist = poln. Golędź, vorausgesetzt durch die Ableitungen Sl. G. II 654; = aruss. Go-p'adi. Daraus latinisiert: Galendia.

Lyopicz, Luppicz = Lippitz, Bach, Kr. Mohrunen. Aus dem nhd. oder volksetymologisch erklärt sich heutiges poln. Lipiec (Sl. G. V 259). Vgl. damit polnische Flussnamen wie Łupa, Łupia, Łupka usw. (Sl. G. V 830 ff.) Etwa poln. Łupica.

Melnikin See, jetzt Mühlensee, Kr. Osterode. (G. 97) = poln. Mielnik (Sl. G. VI 347) ein häufiger Ortsname im Polnischen.

Mockera See, Muckersee, Kr. Sensburg (G. 100) = poln. Mokre (Sl. G. VI 627), Mockera, Fluss, Kr. Stuhm = poln. Mokra (Sl. G. VI 627).

Mucken heute Mokainen, Kr. Allenstein (G. 102) = poln. Mokiny (Sl. G. VI 619). Vgl. sloven. m ò k „Nässe“, abg. mokru s. Berneker E. W. II 69 ff.

Muslatin O. N. Meislstein, Kr. Elbing (G. 103) ist wegen seines u slavischer Herkunft. Die polnische Form lautet Myśl-tatyn (Sl. G. VI 827). Das muss aus Myślătyn dissimiliert sein, wie die bei Rozwadowski Encykl. Polska II 364 angeführten Fälle. Dieser Name ist von einem Personennamen Mysłtą = schriftsprachlich poln.* Myślęta abgeleitet. Zu dialektisch ą für ę vgl. Nitsch Enc. Polska III 266 ff. Zum Namentypus Mysłęta „der Bedächtige, Denker“ vgl. Chwałęta, Borzęta usw., wozu Rozwadowski Materiały i Prace Kom. Językowej Akad. Krak. IV 472 ff.

Osseke (G. 111). Zur Bedeutung „Verhau, Schutzwehr“, stimmt ein slavisches Osěka (poln.* Osieka), dem russ. осѣкъ, осѣка „Verhau, umzäunte Stelle“, auch „leichte Befestigung“ (Dahl Wb. s. v.) am besten entspricht.

Plauoyze, Plouische „Plowenzer See, Kreis Graudenz“ (G. 124). Die von G. vorgeschlagene Herleitung rechnet nicht mit der nhd. Form und mit poln. Płowęż (Sl. G. VIII 324).

Pomizania Pomesanien (G. 130). Die Herleitung aus pr. pa- + median „Wald“ ist unbedenklich, aber ein polnisches Pomedzania ist sprachlich unmöglich. Wenn Polen die Vermittler des Namens waren, dann muss ein Stammesname *pomedzaninu plur. *pomedzane der Ausgangspunkt gewesen sein. Ebenso bei Pogesia (G. 127 ff.). Die Landschaftsnamen hätten polnisch höchstens Pomiedze, Pogiedze aus Pomedzije Pogudzije lauten können. Vgl. auch Pomedien (G. 130).

Sassenpile = Hasenberg (G. 152) heisst poln. Zajączkowo (Sl. G. X 330) von zając „Hase“. Vgl. auch Sassen-dorf, heute Hasendorf = poln. Zajączki (Sl. G. XIV 287). Also eine gute Bestätigung der Herleitung von pr. sasins „Hase“ polnischerseits. —

Derartige Nachträge sind an der Hand des Sl. G. an vielen Stellen möglich. Ich verspreche mir also eine weitere Förderung der preussischen Ortsnamenforschung von der systematischen Heranziehung und Verwertung der polnischen Namenformen, ferner von einer Vergleichung dieser letzteren mit denjenigen Ortsnamen des einstigen preussischen Gebietes, die nur heute vorkommen und in den von Gerullis benutzten Quellen nicht belegt sind.

Gerullis Untersuchung ist in der vorliegenden Gestalt vorwiegend sprachlich. Obwohl er bei Identifizierung alter O. N. mit heutigen viel Mühe gehabt hat, interessieren ihn vor allem die Namen und er versteht sie für die preussische Grammatik zu verwerten. Die Ausbeutung dieses Materials für die historische Geographie Ostpreussens, namentlich eine Gruppierung desselben nach geographischen Gesichtspunkten, bleibt dringendes Bedürfnis. Ein Vergleich des von G. erst erschlossenen Ortsnamenmaterials mit der heutigen Karte Ostpreussens dürfte wohl noch manche Uebersetzungsentlehnung zu Tage fördern und so unsere Kenntnis des Preussischen fördern. Hoffen wir, dass uns eine solche geographische Untersuchung bald beschert wird und ebenso gut ausfällt, wie die vorliegende sprachliche, die durch ihren Index auch für den Laien von Interesse sein dürfte.

Leipzig, 8. Juni 1922.

Max Vasmer.

Am 31. Oktober 1922 starb in Königsberg Geheimrat

Prof. Dr. Adalbert Bezenberger

von 1891—1916 Vorsitzender, seit 1916 Ehrenvorsitzender unserer Gesellschaft. Mit um so tieferem Schmerze erfüllt uns dieser Verlust, als wir die Hoffnung hegten, dass er uns nach Entlastung von seinen amtlichen Pflichten an der Universität zum grossen Teil von neuem geschenkt sei. Eine eingehende Würdigung seiner hohen Verdienste um unsere Gesellschaft, das Prussia-Museum und die Erforschung von Ostpreussens Frühzeit muss einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben. Hier sei nur darauf hingewiesen, dass im Januar 1923 die Gesellschaft zusammen mit der Albertusuniversität eine Gedächtnisfeier für Adalbert Bezenberger veranstalten wird, in der Prof. Dr. R. Trautmann und Prof. Dr. M. Ebert versuchen werden, die wissenschaftliche Persönlichkeit und Lebensarbeit des hochverdienten Gelehrten zu würdigen.

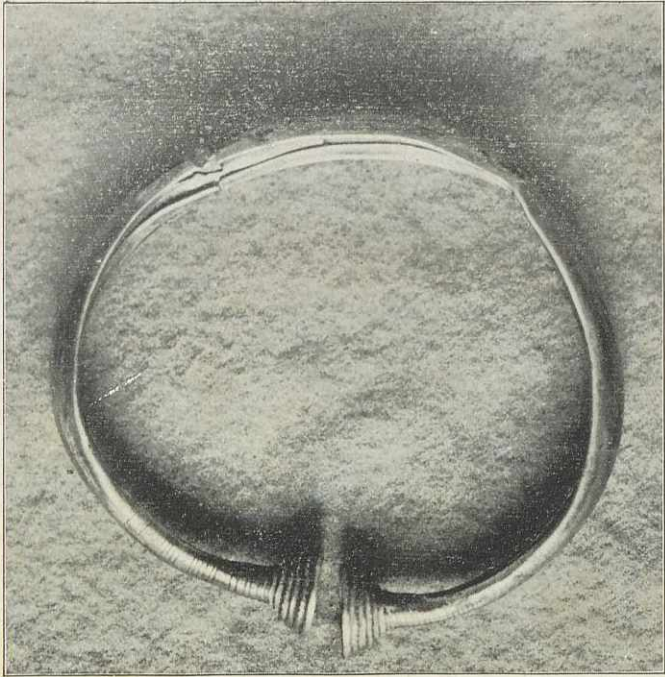
Der Vorstand
der Altertumsgesellschaft Prussia.



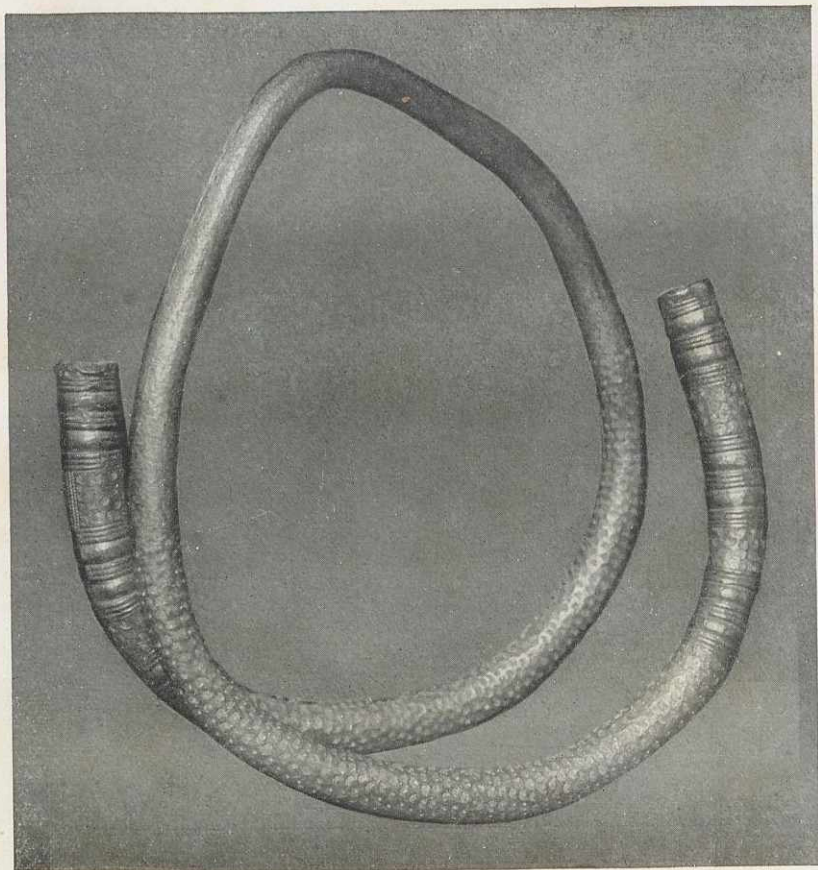
a) Neolithisches Dorf bei Wieck-Luisental. Herd A.



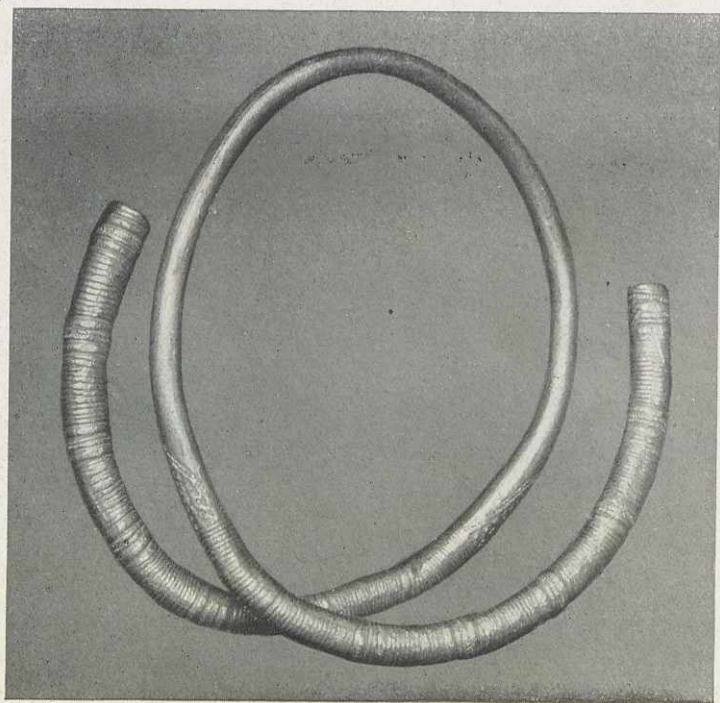
b) Neolithisches Dorf bei Wieck-Luisental. Herd B und Steinpflaster.



Goldener Eidring. Gross-Schönau, Kr. Gerdauen. ca. $\frac{1}{1}$ nat. Grösse.



Goldener Halsring. Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil. ca. $\frac{1}{2}$ nat. Grösse.



Goldener Halsring. Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil. ca. $\frac{1}{2}$ nat. Grösse.



Goldene Spange. Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil. ca. $\frac{1}{4}$ nat. Grösse.



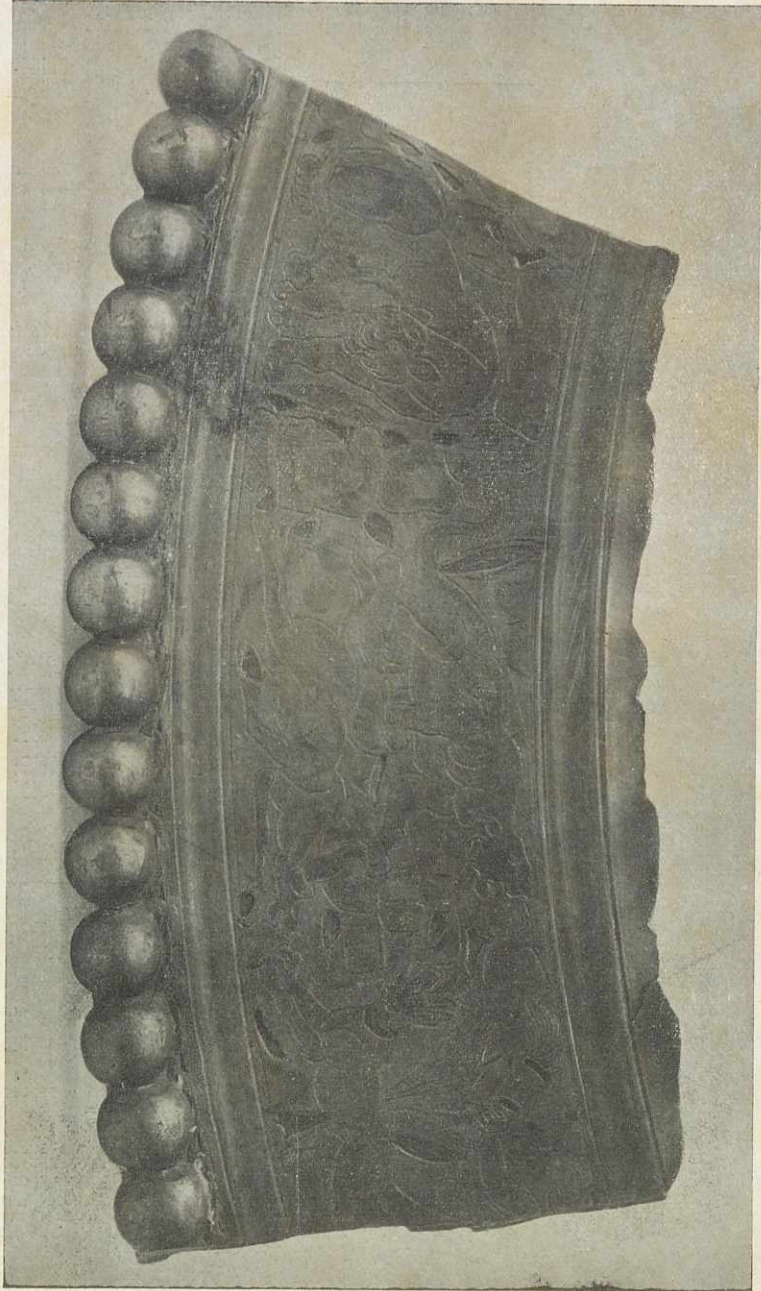
Kette, Eimerberlocks und Medaillon (Avers) des Constantius II., aus Gold.
Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil. $\frac{7}{10}$ nat. Grösse.



a) Goldmedaillon (Revers) des Constantius II. $\frac{7}{10}$ nat. Grösse.



b) Randstück einer Silberschale. Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil. $\frac{8}{10}$ nat. Grösse.



Randstück einer Silberschale. Hammersdorf, Kr. Heiligenbeil. $\frac{8}{10}$ nat. Grösse.



5225

40-

3.

*Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie*



110-026467